Maximilian Schmidt's Gesammelte Werke. Bd. II.

Die Blinde von Hunterweg

und andere Erzählungen

von

Maximilian Schmidt.

München
Verlag von Georg D. W. Callwey.
1885.

Gesammelte Werke

von

Maximilian Schmidt.

Band II.

Die Blinde von Kunterweg

und andere Erzählungen.

München
Verlag von Georg D. W. Callwey.
1885.

Die Blinde von Kunterweg

und andere Erzählungen

von

Maximilian Schmidt.

München
Verlag von Georg D. W. Callwey.
1885.

Die Blinde von Kunterweg.

I.

Aus den Hochwüsten des steinernen Meeres springt in zwei kühnen, furchtbar zerrissenen Graten die gewaltige Berggruppe gegen Norden vor, welche die höchsten Gipfel der bayerischen Ostalpen trägt, den Watzmann und den Hochkalter. Die schauerliche Aufbruchspalte des Wimbachthales trennt die Riesenleiber beider, welche nach allen Seiten Felsketten herabsenden, die östlich von den Fluten des Königssees, westlich vom Hintersee und der Ramsauer Ache benetzt werden. Dieses Wimbachthal zieht sich zwischen den beiden Gebirgsstöcken drei Stunden lang gegen Süden fort und steigt dann über Alpen und Scharten zu dem großen und kleinen Hundstod auf.

Die Riesenkraft der Elemente spaltete hier die ursprünglich zusammenhängenden Gebirgsstöcke des Watzmanns und Hochkalters und bildete die Thalung des Wimbachs, welche mit unermeßlichem Steinschutt erfüllt ist. Eine Menge von zertrümmerten Bergen liegt herabgestürzt, zu Geröll zermalmt und zu endlosem Schutt aufgehäuft in der Tiefe und ebnet die weite Spalte des Thales ein, in welcher der Wimbach

aus dem Griesmeere mit gewaltigen Wassermassen hervorbricht, bald spurlos in dasselbe versenkt fortschleicht, indes aus ihren Wolkenhöhen die Felsenhörner und grauenhaften Wände in ewiger Ruhe herabblicken auf die zerstörten Gebilde.

Hier herrscht eine schauervolle Stille, kein Laut eines Vogels ertönt in dieser Einsamkeit. Kein Grashalm sproßt aus dem nur mit kahlen Felsen, nackten Klippen und mit Schnee gefüllten Höhlen umschlossenen, öden Griesmeere. Und doch ward in früheren Zeiten diese Gegend „der Tiergarten" genannt, weshalb auch vom letzten Fürstpropst inmitten des Thales ein bequem eingerichtetes Jagdhaus erbaut wurde. Herden von Hirschen und Gemsen belebten diesen Tiergarten, bis er von Jägern und Waldpiraten entvölkert wurde. Die Hirsche erscheinen nur selten, und die Gemsen, die nur die hohen Regionen lieben, trotzen ihren Verfolgern auf den Spitzen der Steinberge.

Einiges Leben bringen in dieses Thal die über den Griesweg zu ihrer Arbeit wandernden oder von dort heimkehrenden Holzschläger. Es sind dieses kraftvolle Männer und Burschen mit frischen Gesichtern, wie sie innerhalb des Berchtesgadener Landls nur im Ramsauer Thale vorkommen. Hier beeinträchtigt nicht, wie in Berchtesgaden, die sitzende Lebensweise der Holzschnitzer oder die lichtlose Arbeit der Bergknappen die physische Entwicklung der Bevölkerung, dagegen blüht den Ramsauern aus der Holzarbeit in den Wäldern

ein besserer Lebensunterhalt und eine kräftige Gesundheit. Das hätte man auch heute auf den ersten Blick an den in verschiedenen Gruppen über den Jägerpfad herankommenden jungen und ältern Männern bemerkt. Sie kamen aus der Region der Trischibelalpe herab, empfingen im Jagdhause, das zugleich Einkehrhaus ist, ihren Wochenlohn durch den Verraiter (Rechner) ausbezahlt und begaben sich dann ohne Aufenthalt nach der Ramsau, wo sie in ihren Lehen von den Ihrigen stets freudig erwartet werden.

Hier vertranken die Arbeiter nicht, wie es anderswo allenthalben der Fall zu sein pflegt, sofort einen Teil ihres Wochenlohns; dürstete sie, so war ihnen das frische Quellwasser gerade gut genug, sie beeilten sich, ihr sauer verdientes Geld ganz und voll nach Hause zu bringen. Nur ein einziger, ein schon älterer Mann, machte eine Ausnahme. Es war der Ullerjakl. Er hatte einen schneeweißen Kopf mit etwas kurz gehaltenen Haaren, einen langen weißen Vollbart und ein hochgerötetes, rundes, gemütliches Gesicht, aus welchem zwei ehrliche Augen blickten. Er war von mittlerer Größe, trug eine alte graue Joppe und eine rupfene Pfoad, die Hals und Brust, von der Sonne dunkelbraun gefärbt, frei ließ. Sein Lehen war in der Gnotschaft Taubensee, eine halbe Stunde vom Pfarrdorf Ramsau, auf der Höhe zunächst der Reichenhaller Straße, gelegen. Auf diesem Lehen war das Recht einer Krämerei und außerdem das Briefbotenrecht, weshalb man ihn auch kurzweg Postjakl

nannte. Beide Geschäfte besorgten seine uralte Mutter, die „Dorret Ullerin", und seine Tochter Franzei. Sein Weib war längst gestorben. Es ging ihm im ganzen nichts ab, und darum war er immer kreuzfidel bei der Arbeit. Bei ihm konnte man wohl sagen: wer bei der Arbeit alt geworden, den erhält die Arbeit jung. Aber er wußte auch die frohen Stunden der Rast zu genießen und er rastete nirgends lieber als in dem zunächst der Wimbachklamm im Thale der Ramsauer Ache romantisch gelegenen Wirtshause, wo er sich unter den schattigen Ahornbäumen oder im Hausflötze recht wohl fühlte.

Gern stellte man ihm in den Einkehrhäusern ein Krügel Bier hin, damit er sich niederlasse, seine Schwegelpfeife oder Maultrommel, die er stets in der Tasche trug, herausnehme und seine lustigen Stücklein zum besten gebe. Dann geschah es wohl, daß ein anderer die Zither zur Hand nahm, und ohne daß man es sich versah, tanzten der Wirt und die Wirtin, der Gast und das Gesinde einen flotten Steyrischen. Der Ullerjakl aber blieb sitzen, zechte, sang und pfiff und bekam so des Guten nicht genug, bis seine Tochter erschien, um ihn nach Hause zu bringen, der er willig und freudig folgte.

Heute aber machte er eine Ausnahme von der Regel, heute und alle Jahre an diesem Tage, dem Vorabende von Maria Himmelfahrt, welches Fest auf den 15. August fällt. Schon im Wimbachjagdhause lud man ihn vergebens ein, sich etwas zu verhalten.

„Heunt is a extriga Tag," sagte er, „da gfreut mi koa Gsang und koa Gschpül — wißts, mei' Franzei wird mi scho dawartn drauß an dem Platzl, wo heunt vor zwölf Jahr dös Unglück gschegn is. Ös wißts es ja eh."

„Mei' ja," erwiderte man ihm; „tröst Di und denk halt, Gott hat's a so wolln!"

„Ja, ja," nickte Jakl, „zu was ebba solche Sitzen von unserm Herrgott gmoant san? Hon scho' viel drüber na'goahrnt (nachgedacht) und bin alleweil gleich dumm bliebn."

Und er dachte jetzt wieder über dieses Thema nach, als er, trotz seines Eilens doch der letzte der Holzarbeiter, durch das von den kühnen Felsbauten des Watzmanns und Hochkalters eingerahmte Thal festen Schrittes, den Rucksack auf dem Rücken und die Hacke über der Schulter, seine Bahn zog.

Auf dem Platze aber, dessen Jakl erwähnte, hatte sich inzwischen gar manches ereignet. Derselbe befand sich am Ende des Thales, da wo der Wimbach anfängt, sich in rauschenden Kaskaden durch die Klamm hindurch zu drängen, und sich von dem auf einem waldigen Rücken hinziehenden Jägerpfade der Steig durch die Klamm abzweigt. Hier in der Nähe steht ein alter, riesiger Baumstock. Er ragt etwa einen Meter aus dem Boden und bildet einen bequemen Sitz, von welchem man sich ruhig das einsame Thal mit seinem gewaltigen Abschlusse, dem Hundstod, betrachten kann, während die rauschenden Wasser aus

der Klamm ein fortwährendes donnerähnliches Getöse an unser Ohr führen, mit welchem sich der Gesang der auf hohem Tannengezweig thronenden Walddrossel oft zu einem eigentümlichen Duette vermischt.

Dieses trauliche Plätzchen erhielt durch eine etwa fünf Fuß hohe Martersäule, auf welcher eine Blechtafel mit einem Gemälde angebracht war, ein besonderes Interesse. Das nicht übel gemalte Bild zeigte den Sturz eines Baumes, unter dem ein kleines Büblein liegt, nebenan war ein etwa achtjähriges Mädchen mit langen, kohlschwarzen Zöpfen sichtbar, welches mit hocherhobenen Armen zu der oben im Glorienscheine angebrachten Himmelsmutter um Hilfe ruft und durch einen Engel gerade noch rechtzeitig der Gefahr entrissen wird. Obwohl die Schrift schon ziemlich verblaßt war, konnte man sie doch noch mit einiger Mühe entziffern. Sie lautete: „Allhier verlor am 14. August 1830 der zehnjährige Sohn des Holzmeisters Führmann durch einen Baumsturz beide Füße, die achtjährige Franziska Ullerin aber wurde durch die Fürbitte der heiligen Maria Kunterweg wunderbar errettet, bis . . . . Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit."

Die am Schlusse fast ganz unleserlich gewordene Schrift ließ nicht erkennen, bis auf was die kleine Franziska errettet wurde. Für die Einheimischen war dies nicht nötig, sie wußten es ja ohnedem. Damit aber künftighin auch wieder jeder Fremde über den Vorfall unterrichtet werden könnte, hatte der Holz=

meister Führmann heute, als am zwölften Jahrestage des Unglücksfalles, den Taferlmaler von Ilsank kommen lassen und ihn beauftragt, nicht nur die Schrift, sondern auch das Bild wieder zu renoviren. Und der urwüchsige Bauernkünstler hatte sich allsogleich mit Palette und Farbenkasten auf den Weg gemacht.

Der Malersteffl war im ganzen Berchtesgadner Landl und auch jenseits des Hirschbühls, im Pinzgau, bekannt und gerühmt. Alle an den Bergpfaden, Gangsteigen und in den hintersten Winkeln der Gebirgsschluchten angebrachten Marterln, Bildstöckeln, Leichenbretter und Votivtaferln, welche ihre Entstehung zumeist Unglücksfällen verdankten, waren von Steffl verfertigt oder renovirt, und die Leute sagten von seinen Bildern: „Im Steffl seine Farben is a Geist.“ Und dieser Geist spiegelte sich nicht nur in seinen Werken, sondern auch in seinem Gesicht, überhaupt in seinem ganzen Äußern. Der Malersteffl war derjenige, welcher bei allen Begebenheiten im Alpenlande sozusagen das Kraut erst fett machen mußte.

Man denke sich einen großen, etwas hageren Mann von etwa sechzig Jahren mit langen, bis auf die Schultern herabfallenden, grauschwarzen Haaren, einer langen, gebogenen Nase, großen, tiefliegenden, dunklen Augen, weit vorstehenden Backenknochen und spitzem Kinn. Er war immer glatt rasirt und hatte eine etwas fahle Gesichtsfarbe; aber in seinem Ge-

sichtsausdrucke lag wirklich ein gewisser Geist und ein nicht zu verkennendes Selbstbewußtsein. Man erkannte in ihm auf den ersten Blick den Künstler, auch ohne die äußere Zuthat, welche in einem großen schwarzen Filzhut mit breiter Krämpe und einem fadenscheinigen, blauen, weiten Hirtenmantel bestand, den er malerisch über die Schultern zu werfen wußte, so daß der ganze Mann, die Farbe nicht in Betracht genommen, dem Samiel im „Freischütz“ gar nicht unähnlich war. Dieser allerdings verbarg seinen Gaisfuß, während Steffl seine normalen Füße vor der ganzen Welt zur Schau trug; denn sie steckten meist nur in weißen Strümpfen und Pantoffeln, zur Winterszeit auch in schweren Holzschuhen. Nicht die Armut veranlaßte ihn zu dieser primitiven Fußbekleidung, er that es, weil ihn an seinen erfrorenen Füßen die Schuhe gedrückt hätten, so aber sagte er oft: „Mi druckt nirgends da Schuah.“

Außer Pinsel und Palette führte er auch noch die Feder, denn er war Künstler und Dichter zugleich. Er machte zu seinen Illustrationen den Text und traf unbewußt oder auch aus Schalkheit immer den Nagel auf den Kopf. So findet der Wanderer an einer steilen Felswand zunächst dem Hintersee ein recht hübsch gemaltes Votivbild. Ein Pinzgauer Ochse mit hochfliegendem Schweife und zu Boden gesenktem Kopfe ist eben im Begriff, seine Hörner in den Leib eines armen Menschenkindes zu stoßen.

Unter diese Darstellung dichtete Steffl folgende Verse:

Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in des Himmels Schoß;
Mußte ich auch gleich erblassen,
Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ew'gen Ruh
Durch dich, du Rindvieh, du!

Unter eine andere Votivtafel, auf welcher dargestellt ist, wie ein Bauer von einem Kirschbaume fällt, setzte er lakonisch folgendes:

Auffi g'stiegn,
Awi g'falln,
Hin g'west.
Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit!

Dieses Doppelgestirn nun war heute schon den ganzen Tag über an der Martersäule bei der Wimbachklamm in Thätigkeit. Da er, wie er sich ausdrückte, nicht für die Fliegen malte, so betrachtete er sein Werk immer nach kurzen Zwischenräumen von einer kleinen Distanz, und das eigentümliche Zusammenkneifen seiner Lippen, hinter denen sich eine Reihe gesunder Zähne barg, zeigte, daß er mit seinem Werke zufrieden war. Er pfiff und summte während der Arbeit in einem fort, und je mehr er mit sich zufrieden war, desto mehr nahm das Summen und Pfeifen zu. Den Mantel hatte er bei der Arbeit abgelegt, und so stand der Meister vor seinem Bilde in einer langen Tuchhose, einem weiß- und rotgestreiften Persspenser und mit einem großen grünen Augenschirme auf dem

Kopfe. Eine große Brille mit runden Gläsern und alter Messingumfassung thronte auf seiner Adlernase und gab dem Dorfkünstler ein wichtiges Aussehen.

Er hatte sich bereits über die Schrift hergemacht, als er sich von rückwärts angerufen hörte: „Grüaß Gott, Död [1])!“

Der Maler wandte sich um und starrte mit großen Augen den vor ihm stehenden jungen Mann an. Dieser war in Soldatenmontur und trug an einem langen Haselnußstocke, den er über die Schulter gelegt hatte, sein ganzes Hab und Gut in ein Schnupftuch eingebunden.

Der Bursche mochte vierundzwanzig Jahre zählen, war von mittelgroßem, kräftigem, muskulösem Körperbau, hatte hellbraune, ins Rötliche spielende Haare, ein rundes, gesundes, wenn auch mit vielen Sommersprossen bedecktes Gesicht, einen dunkelroten kleinen Schnurrbart und große blaßblaue Augen.

„No, kennt's mi glei gar nimmer?“ rief jetzt der Bursche dem ihn noch immer starr ansehenden Künstler zu.

„Ja — ja — ja — is 's mögli? Bist mei' Död, der Flori? Versteht si', bist es. Grüaß Di Gott, mei' liaba Flori!“

Und er reichte ihm die lange, hagere Hand zum Gruße hin, welche Flori herzhaft erfaßte.

„Aber wo kimmst denn her?“

---

[1]) Död = Pate.

„Von der Münkara Stadt," entgegnete Flori. „Ös wißts es ja, daß i mi zum Militär gspielt hon, und so bin i halt von meina Bauernarbet weg eingruckt. I hon mei' dreijährige Präsenzzeit durchgmacht und bin iatz ständi beurlaubt. Natürli geh i wieder zu meina Ziehmuatta auf Weißbach ummi; sie hat mi hart gnua entbehrt. Aber ehvor i übern Hirschbühl steig, wollt' i bei Enk an' Hoagast machn, und weil i unt im Wirtshaus zufälli erfahrn hon, Ös arbets da heroben, bin i glei auffa und freu mi woltern recht über den schöna Empfang."

„Moanst, Du hast 'n nit verdeant?" sagte der Maler lächelnd. „Was vorbei is, is vorbei, und es gfreut mi, daß D' so sauber und groß worn bist."

„Ja no, in zwölf Jahr wachst ma'," erwiderte Flori lachend.

„Grad in die ersten und zwoaten Zwölf," meinte der Maler, „dös hoaßt, was 's Körperliche anbelangt; der Geist aber, woaßt, der wachst furt, wenn Oana oan hat. Die Bauernfünfa natürli sehgn dös nit ein. Warum? Darum!"

„Ja, ja," entgegnete Flori; „in der Stadt schätzt ma' dös scho' ehnda. I hon oft an Enk denkt, wenn i so am Strohsack glegn bin und koan Kreuzer Geld ghabt hon."

„Ja gel, da hast an mi denkt! I hon Dir halt aa nix schicka kinna. Warum? Darum! Die meist Zeit hat's bei mir ghoaßn: ‚Da geht's kloa ra, hat der Fuchs gsagt und hat alle Tag a Fliagn gfangt.'

Seit die Münkara Maler in unserm Landl rumpfuschen, wird d' Kirchaarbet für mi allwei wenger, und mit die Taferln siehgt si' aa nit viel außa. D' Bauern wolln nix mehr zahln, und wenn's Unglück no' so schö' is, dös eana hin mal. Warum? Darum! Aber von rechtswegn sollt i Di do' schänden," fuhr er gutmütig fort, „weilst mir durtmals so gaachs (plötzlich) marschaus bist."

„Ös habts mi ja furtgjagt," lachte Flori.

„Dös is so bös nit gmoant gwen," bekannte der Alte. „Du bist a arms Woaslkind gwen, wie Di mei' Schwester, a kinderlose Witwe im Engedein[1]), aufgnomma hat. Wie's nacha auf Weisbach ins Pinzgauische ummi gheirat hat und i dös kloa Häusl übernomma hab, bist mit ihr zogn und a etli Jahrln drent bliebn."

„So is's!" pflichtete Flori bei. „Sie hat mi wier a Muatta behandelt und als solche schaatz i's aa. Wie d' Zeit zur Firmung kemma is, da hat's mi uma gschickt in's Boarische, i sollt Enk bitten, daß 's mei' Firmdöd werds."

„I bin's aa worn," unterbrach ihn der Maler. „I bin dabei gstandn, wie der Geist über Di kemma is, aber es war koa guata Geist. I hon Di bei mir b'haltn, hon Dir's Farbnreibn glernt, hon Di in d' Schul gschickt, aber Du hast nit zuagnomma an Weis-

---

[1]) Engadein ist die Gnotschaft zwischen Ramsau und Berchtesgaden.

heit. Alleweil bist auf der Eselsbank rumgrutscht, bist die Leut in d' Äpfel und Kerschen ganga, überall warst vorn dran, nur beim Lerna nit. Und wiest mit zwölf Jahr endli aus der Schul kemma bist, hon i an' Künstler aus Dir macha wolln. Aber was hast gsagt? ‚A solcher Schmierer,' hast gsagt, ‚mag i nit wern; Ös seids grad so a Batzer, Död.' Da hon i Dir in g'rechter Entrüstung 's Leimpfandl nachgworfa und hon Di aus 'n Haus gjagt. I woaß's no' guat, am Vorabend vor Mari Himmelfahrt is's gwen, und seit dera Zeit hon i Di nimmer gsehgn."

„Ja," sagte Flori, der bei des Malers Auslassungen nur mit Mühe sein Lachen unterdrücken konnte, „heunt san's grad zwölf Jahr."

„Zwölf Jahr!" rief der Maler. „An demselbigen Tag is just aa dös Unglück da passirt, dös i grad renovirt hon, und über dem Schwatzen vergesset i bald ganz auf's Firtimacha. No, wie gfallt Dir dös Taferl?" fragte er dann weiter, nachdem er sich wieder auf den Baumstock gesetzt hatte, um in seiner Arbeit weiterzufahren.

„Guat, recht guat," erwiderte Flori, nur um etwas zu antworten, während sein Gesicht eine tiefe Röte überflog. „Aber," fragte er nach einer Pause, während welcher er starr nach dem Bilde geblickt, „'s Ullerfranzei muaß iatz a lebfrischs Deandl sei' — i hon oft dran denkt, wenn i so am Posten hin und her sinnirt hon."

„Ja, 's Franzei," antwortete der Alte, „dös is a saubers, aber aa r a bravs, a frumms Deandl."

„I hon's nit leiden kinna als Bua," fuhr Flori in seinen Erinnerungen fort, „sie hat's allwei mit dö reichen Führmannsbuam, mit di kloan Holzmoasta, ghaltn, mit 'n Sepp und 'n Wendelini. Und dö warn mir zwider in d' Seel eini, bsunders der Wendelini."

„Warum?"

„Warum? Weil er mir den Spitznama aufbracht hat: Gucknscheck." (Guck den Schecken.)

„Gucknscheck?"

„Weil i summagsprosselt bin. Und nacha hat er mir's gar oft fühln lassen, daß i an arms Woaslkind war. I hon eam oft alles Unglück angwünscht. Aber daß eam seine zwoa Füaß vom Baam abgschlagn wern, wier i wohl glei ghört hon, sel hon i nit vomoant."

„Ja, Du wirst Dir dengerscht nit einbilden, wegn Dein bösen Buamawunsch hat unser Herrgott dös Unglück gschickt?" versetzte der Maler lachend.

„Wie geht's eam denn, 'n Wendelini? Halt schlecht?" fragte Flori weiter.

„Gwiß nit!" entgegnete der Alte, „der regiert dahoamt auf'n Hof wie nomal a Küni. In an' kloan zwoaraadrigen Waagl sitzt er und mit a Paar Steckn fahrt er si' selm hin und her, is kreuzlusti, aber aa streng in seiner Sach. Der alt Führmann is allweil auf 'n Holzhandl, und der Sepp regiert obn aaf der Holzstubn am Trischibl. I verhoff eh bald, daß er zruckkimmt."

„Woas ma's denn genau, wie dös Unglück da passirt is?“ fragte Flori wieder und zwar mit mehr als gewöhnlicher Neugierde.

„Was braucht ma' da viel z'wissen!“ entgegnete der Maler. „Wie's i gmalt hon, so is's und a so muaß's sein. A Windbruch hat die Riesentanna wanket gmacht, und so hat der Förster z' Ramsau befohln, daß 's gfällt wird. Holzleut san kemma, oana is, wie's Brauch, mit Steigeisen aaf 'n Baam kraxelt und hat am Wipfel a starks Seil angmacht, an dem er si' nacha wieder abalassen hat. Nah am Boden ham's nacha 'n Stamm mit scharfer Axt ang'haut und eingsägt, bis er nur mehr an an' dünna Halt gstandn is. Und wie's drauf mit 'n Seil 'n Baam nach der bstimmten Richtung niederwerfen wolln, hats es si' gschickt, daß zum Wimbachbauer durt unten der Pfarrer zum Speisen kemma is. ‚Schaun ma, daß ma schnell an' Segn kriegn,‘ hat der Führmann gsagt, und alle Leut san davongloffa, daß 's 'n Wimbachbauer sterbn sehgn. Neamd is an dem Platz da zruckbliebn, als 'n Führmann sei' jüngera Bua, da Wendelini, und 'n Ullerjakl sei' schwarz's Deandl, 's Franzei. Die ham mitananda Fanga gspielt — da is plötzli a Windstoß kemma und hat die Riesentanna mit an' schrecklin Kracha zammgworfa.“

„A Windstoß?“ fragte Flori, als sein Pate eine Pause machte. „Kaannt nit ebba aus Bosheit am Seil angriffen und so 'n Baam zum Sturz bracht habn?“

„A sölle Schlechtigkeit gibt's nit,“ entgegnete der

Maler. „D' Sag geht, der bös Feind is's gwen, weil er si' g'ärgert hat, daß d' Holzleut um an' Segn gloffa san — no, und da is nacha dös Unglück da passiert. 'n Wendelini hat an Ast d' Füaß abdruckt und 's Ullerfranzei is nur durch a Wunder am Lebn bliebn. Wie's Tannazweig scho' über sie abagrauscht hat, ruaft's: ‚Hilf, Maria von Kunterweg!' und in dem Augenblick hat's a Engel beim Arm packt und außigriffen; aber es muaß a langsamer Engel gwen sein, denn a Nadelast hat ihr dengerscht no 's ganze Gsicht dakratzt, 's Gsicht und d'Augn."

„Gottlob, daß 's so wegkemma is," sagte Flori nicht ohne Bewegung, „an' nachhaltigen Schaden hat's ja dengerscht nit gnomma, wenn's iatz, wie's gsagt habt's, a lebfrischs Deandl is."

„Ja, gsund is's scho'," entgegnete der Maler, „aber da siehgst ja, was i grad schreib."

Der Maler ergänzte in diesem Momente eben das Fehlende an der Schrift: ‚bis auf das Licht der Augen'.

„Död!" schrie Flori entsetzt, „was schreibt's da? ‚Gerettet bis auf das Licht der Augen'? Himmlischer Vata! Is 's Franzei blind?"

„Dö Gschicht is scho' zwölf Jahr alt," entgegnete der Maler. „Hast no' nix ghört von der Blinden von Kunterweg?"

„'s Franzei is die Blind von Kunterweg?" rief Flori. „O, was hon i tho' — was hon i tho'!"

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, Thränen standen in seinen Augen.

Der Maler wandte sich jetzt überrascht um.

„Flori,“ rief er, „wie kimmst mir denn vür? Wirst do Du nit der Teufl gwen sei’, der am Seil griffen hat?“

„Ja,“ antwortete jetzt bewegt und unter Thränen der junge Mann, „i bin der Teufl gwen, aber aa der Engel, der ’s Franzei außagriffen hat, daß ’s vom Baam nit zerschmettert is worn. I hon’s gsund ghofft. Nur dös hat mi tröst und gstärkt, wenn mir oft die Reu am Herzen gfressen hat über dös teuflische Buamstückl.“

Der Maler saß wie eine Bildsäule auf seinem Baumstock. Er starrte mit aufgerissenem Munde nach dem in sichtlicher Ergriffenheit vor ihm stehenden jungen Manne.

Dieser fuhr fort: „An demseln Tag, wie’s mi fortgjagt habts, wieder ummi ins Pinzgau, hon i unten im Thal die zwoa Kinder troffen, wie’s grad da aaffa san zu eanare Bodan. I hon eana vorgflennt und hon eana’s gsagt, daß i davon muaß; ’n Deandl hab i scho’ dabarmt, aber der Wendelini hat gsagt: ‚Mach nur, daß D’ furtkimmst, Du Gucknscheck!‘ aftn ham ma graaft und — da schaugt’s her, da is no’ d’ Narbn an der linken Hand von ara Wunden, die er mir mit an’ spitzigen Stoa zuabracht hat. Aftn is er davongloffa da auffa. I bin eam nachigschlicha, den Stoa, mit dem er mir d’ Hand bluati gschlagn, hon eam an sein Kopf werfa wolln zum Abschied — da triff i die Zwoa, wie’s unter der Tanna spieln,

i sehg's Seil, Neamd is unterwegs, der Teufl fahrt in mi, i wills daschrecka und ziag am Seil an — da kracht's, als wenn a Lahna niedergaang, i sehg, wie 's Franzei vor Schrecka koan Schritt mehr macha kann, wie 's der Baam daschlagn muaß — da stürz i eini und reiß 's am Arm außa und darett's bis aaf ihr von dö Tannareisa dakratzts Gsicht. Aa r i hon a sölles ghabt, bluati und verschwolln bin i zu der Ziehmuatta außi kemma nach Weißbach. Wochenlang bin i krank gwen; i hon gsagt, i bin über a Wandl in d' Latschen gfalln, wier i 'n Weg abschneiden wollt. I hon ma nimmer ummatraut in d' Ramsau, i hon gfürcht, i verrat mi. Jatz, nach zwölf Jahr, bin i zum ersten Mal wieder da — i muaß da aaffa kemma zu dem Platzl, grad als ob's a so hätt sei' solln, und muaß da erfahrn, wie groß mei' Schuld von damals war, und muaß erfahrn, daß 's Franzei blind — elend is!"

Flori warf sich auf den Boden und verhüllte sein Gesicht.

Der Malersteffl, welcher mit allen möglichen Grimassen, wie sie eben Floris Erzählung hervorrief, bald grimmig, bald wieder teilnahmsvoll zugehört, ließ sich schließlich von seinem guten Herzen leiten.

„Sei staad, schnauf koa Wörtl mehr von der Sach, 's Gras is drüber gwachsen. I kaannt Di zwar iatz no' haun, weilst a so a elendiger Lausbua warst, aber was kannst iatz dafür, daß D' a so gwen bist. Absolvo te! Streusand drauf! Is aa wieder a Wunder

wenger und ghört aa r an d' Stell vom Engl a Bengl, wie Du oana gwesen bist, so brauchen dös die andern Leut nit z'wissen. Ob's a bisl mehr oder wenger glaabn, auf dös geht's nit zamm. So, und iatz mach i mein Punkt da, und nix mehr soll aa zwischen uns von der Sach gredt wern. Du bist eingladen, mit mir a Maßl frischs Bier z'trinken. Geh zua, Flori, denk an nix mehr."

„Mei', wie sollt i nit ans arm Franzei denken!" rief Flori. „Blind! Gwiß geht's ihr schlecht?"

„Nit wahr is's — guat geht's ihr — selm mit dö Füaß. Sie laaft in der ganzen Ramsau umma, wier a Sehate. Sie tragt d' Brief aus, geht überall alloa hi, und 's wird nit lang dauern, siehgst es da auf dem Platzl, wo's am Samsta anemal ihrigen Vater dawart, der durchs Wimbachthal mit die Holzschläger in Feierabend kimmt. Sie find't alloa den Weg durch d' Klamm, und mir schwant (ahnt), sie bleibt aa heunt nimmer lang aus."

Während er so sprach, hatte er den Augenschirm abgenommen, seinen Mantel umgeworfen, den Hut aufgesetzt und den Farbenkasten eingeräumt. Er blickte nochmals nach seiner Arbeit, und ein schalkhafter Zug zeigte sich in seinem Gesichte.

„Schier verspüret i Lust, i machet dem Engl an' roten Schnurrbart," sagte er; „aber na', lassen ma's, wie's is. Du aber kimm iatz und begleit mi."

„Laßt's mi no' a weng alloa da," bat Flori, sich aufrichtend. „I muaß erst wieder recht zu mir selm

kemma, i taug in dem Zuastand nit unter d' Leut. I kimm in a Zeitlang scho' nachi."

„Wie's D' willst!" sagte der Malersteffl. „I sag Dir's nomal, verrat Di nit! So, mi dürft iatz; unten in der Wimbachschenk triffst mi wieder. Pfüat Di Gott!"

„Pfüat Gott!" entgegnete Flori und blickte dem rasch Davoneilenden eine Weile nach. Dann aber warf er sich wieder zur Erde und bedeckte sein Gesicht abermals mit beiden Händen, indem er schmerzlich bewegt ausrief: „Arms Franzei!"

II.

Diejenige, welcher Floris schmerzlich bewegter Ausruf galt, stieg soeben den Pfad hinan, der aus dem natürlichen, sich längs der rauschenden Ramsauer Achen hinziehenden Ahorn- und Platanenhaine in der Nähe des Wimbacheinflusses auf die Hochebene und zur Klamm führt; erst an einem schönen Bauerngehöfte, dem Wimbachlehen, vorüber, dessen vordere Wand mit einem Spalier von Amarellenbäumen bedeckt war, deren rote Früchte ungemein freundlich zwischen dem hellen Grün der Blätter hervorlugten und das Auge des Wanderers anzogen; dann zwischen Wiesen und Getreidefeldern hin, bis das Donnern und Tosen der Kaskaden die Nähe der großartigen Klamm verkündet.

Franzei war ein Deandl von stattlicher Gestalt, hatte etwas über Mittelgröße, ohne jedoch den robusten Körperbau ihrer Landsmänninnen zu besitzen. Sie hatte ein rundes, volles Gesicht mit einem ungewöhnlich anmutigen und liebenswürdigen Ausdrucke. Außerdem mußte jedermann den frischen roten Mund mit den schneeweißen Zähnen, die unter der leicht ge-

wölbten, freien Stirne vorspringende, etwas stumpfe Nase, die vollen, gesund geröteten Wangen und die breiten schwarzen Augenbrauen über den großen, dunklen, von langen Wimpern beschatteten Augen bewundern. Alles dieses und dazu noch die dichten schwarzen, um den Kopf gewundenen Zöpfe verliehen ihrer Erscheinung etwas ungemein Reizendes. Ihre Kleidung bestand in einem dunklen, gewirkten, kurzen Rock, welcher mit einem breiten schwarzen Sammetbesatze verziert war. Dazu trug sie eine blaue Schürze, ein schwarzes, mit grüner Seide gesticktes Mieder, über das ein weiß und lila geblümtes Brusttuch herabhing, dessen vordere Enden so in das Mieder gesteckt waren, daß das weiße, um den Hals mit einer gefältelten Krause geschlossene Hemd vorne sichtbar blieb. Die Arme waren bis zur Hälfte des Vorderarmes mit den weißen, pluderartigen, am untern Ende ebenfalls mit krausen Falbeln verzierten Hemdärmeln bedeckt; die Füße steckten in weißen Strümpfen und festen, mit Nägeln versehenen Schnürschuhen. An ihrem Halse glänzte eine doppelreihige Kette aus blauen Schmelzperlen, in deren Mitte ein kleines Amulet prangte, das die heilige Maria von Kunterweg darstellte. Franzei hatte es von ihrer Mutter, die schon längst tot, nebst dem goldenen Ringchen am Finger als teures Angedenken erhalten. Ihren Kopf schmückte das grüne Berchtesgadener Hütchen mit dem Adlerflaum, und drei große verschiedenfarbige Nelken steckten in ihrem Mieder.

Wie sie so dahinschritt, den Bergstock fest aufsetzend und, ohne in ihrem Gange inne zu halten, mit demselben immer nach vorn sondirend, so konnte sie wohl kein Fremder für eine Blinde halten, da selbst die von starken Wimpern beschatteten Augen dies kaum erkennen ließen. Den Einheimischen aber war „die Blinde von Kunterweg" wohl bekannt; man war ihr überall herzlich zugethan, bot, wo es nötig, sich gern zu ihrem Führer an und machte sie auf die etwaigen Hindernisse ihres Weges besorgt aufmerksam.

Das Mädchen war für den kleinsten Dienst dankbar; die Teilnahme und Liebe ihrer Landsleute erleichterten nicht nur ihr Unglück, sie bewirkten auch bei der Blinden eine stete, beneidenswerte Heiterkeit, welche oft in herzlichem Lachen, in Singen fröhlicher Volkslieder und in munterem Geplauder zum Ausdruck kam.

Das blinde Franzei war der Liebling des ganzen Ramsauer Thales, und jung und alt bestrebte sich, ihr Beweise dieser Liebe zu geben.

So rief ihr auch jetzt die unter der Thür stehende Wimbachbäuerin freundlich zu:

„Grüaß Di Gott, Franzei! Kehrst nit a weng zuawa?"

„Grüaß Gott, Bäurin," entgegnete Franzei. „I därf mi heunt nimmer verhalten, es schlaunt mir, daß i aaffi kimm über d' Klamm, i verhoff mein Vodan (Vater) scho' in der Nah."

„I brocket Dir gern Amarellkerschen,“ sagte die freundliche Bäuerin wieder; „kaanntst es nur sehgn, sie schaugn gar appetitli aus. Geh, verhalt Di a weng. Is mir eh so trauri im Gmüat heunt; 's Resei, da Bua und d' Ehhalten san alle im Weizenschneiden, kimmst eh vorbei dran, und so muaß i alloa dahoamt gama (haushüten) und muaß an nix denken, als daß 's si 's heunt zum zwölften Mal jaahrt, daß mei' Bauer gstorbn is. Gott tröst 'n in der ewin Ruah! Kimm eina Franzei, Du verstehst es anemal, mir wieder an' Trost z'bringa. Magst koane Kerschen?“

„No, wenn's Enk a Freud macht, Bäurin, nimm i d' Kerschen aaf'n Hoamweg mit. I iß 's recht gern. I woaß 's recht guat, wie schö' rot daß 's vor Enkere Fenster pranga, i hon's no' wohl im Sinn, hon's aa vor heunt zwölf Jahr zum letzten Mal gsehgn. Wißt's es ja, daß mi 's Unglück in der gleichen Stund troffen hat. Ös habts 'n braven Mo verlorn und i mei' Augenliacht. Aber unser Herrgott hat uns aa wieder dafür entschädigt. Ös habts brave, gsunde Kinder, die Enk viel Freud machen und mir hat er an' frischen Muat gebn, daß mir mei' Gschick leichter erträgli is. Pfüat Gott iatz — am Hoamweg schrei Enk scho' wieder an.“

„Ja, dös thuast; es is mir a rechte Freud, Franzei. Dei' Schutzengl weist Di scho', daß Dir nix gschiecht. Pfüat Di Gott!“

Franzei hatte sich entfernt, ward aber alsbald, am Weizenfelde vorüberschreitend, von den Schnittern

freundlich angerufen, und Resei, die Tochter der Wimbachbäuerin, trat hinzu und sagte:

„Franzei, magst koan Buschen blaue und rote Kornbleameln? I hon Dir's extra zsammbunden, hon's ja gwüßt, daß D' heunt, am Samsta, da vorbei gehst."

„Du machst mir scho' a rechte Freud, Resei," erwiderte die Blinde, dem Mädchen die Hand drückend. Und an dem Feldblumenstrauß riechend, fuhr sie fort: „Thua ma's aaffi aaf mein Huat. Magst mir nit aa r an etli Woazenähren gebn? I möcht's so gern am Bildstöckl obn der liaben Frau opfern."

„Recht gern!" rief Resei und schnitt eine Hand voll Ähren ab, die sie mit einem Halm zusammenband und der Blinden in die Hand drückte.

Franzei bedankte sich herzlich, steckte den Ährenbuschen in den Ring am oberen Ende ihres Bergstockes und setzte dann, von den freundlichen Grüßen Reseis und der übrigen Arbeiter begleitet, ihren bekannten Weg gegen die Klamm fort.

Vor dem Eintritte in dieselbe begegnete ihr der Malersteffl.

„Gottwillkem, Franzei!" rief er ihr zu. „Grad hon i Di nagelneu gmalt vom Fuaß bis zum Kopf. Gib acht, wennst aaffi kimmst, es kunnt no' nit ganz trucka sei."

„Ja wer hat Enk denn dös ghoaßn?" fragte Franzei. „Do' nit mei' Voda?"

„Der Bruada vom Wendelini hat ma's auftragn,

woaßt, der Sepp. Er hat mir a guats Douceur versprochen, und so hon i die Sach vom Künstlerstandpunkt aus behandelt.“

„Triff i 'n Sepp obn?“ fragte Franzei, indem sie ein wenig errötete.

„'n Sepp nit — aber ebban andern triffst obn, denst aa no' kenna wirst: mein Döden, 'n Trimbacher Flori. Er is heunt vom Militär zruckkemma, tragt a blaue Montur und an' roten Kragen; d' Farben passen guat zamm, und es hat eam so guat da obn gfalln, daß er si' nebn dem Marterstöckl ins Gras glegt hat und seine Gedankn Audienz gibt.“

„Da Flori!“ rief jetzt Franzei, „ja, den denk i freili no'. Is er no' gsprenkelt im Gsicht und hat er no' seine schön blaun Augen? Is 's a rechta Mann worn?“

„Schö' hat er si' zammgwachsen,“ erwiderte der Maler; „a rots Schnurrbartel steht eam ganz malerisch, und d' Augn san aa wie lasur gmalt. Und was sunst an eam is, wirst glei heraushabn, wennst mit eam redst. I halt 'n für an' braven, unverdorbna Buam — müaßt ja netta i nit sei' Död sei'.“

„Ja, da kanns a si' nit feihln,“ meinte Franzei schalkhaft. „Aber iatz pfüat Gott — mir schlaunts.“

„Gehst durch d' Klamm durchi? Bleib do' lieber aaf'm Gangsteig, is ja dengerst sicherer für Di.“

„Na', na',“ rief Franzei, „d' Klamm is mei' Freud. Wenn i so den Sturzbach rauschen hör, wenn's mi anstaubt von die Wasser, dö freudi von di Fe

awastürzen, und wenn ma' in der kühlen enga Schlucht nixi hört als dunnern und tosen und rauschen, grad nur die Natur zu oan spricht mit gwaltiger Stimm: da vermoan i, i bin unsern Herrgott naha, so feierli schauert's mi an, und dernthalbn geh i allwei durch d' Klamm. I find ja den Weg blindlings, und so pfüat Gott Maler."

Der Maler sah ihr kopfschüttelnd nach und eilte dann seinem Bestimmungsorte zu. Franzei aber war in die Klamm eingetreten, die sie vorsichtig, sich mit einer Hand am Geländer haltend, hin und wieder stehen bleibend und sich dem Eindrucke hingebend, welchen, wie sie erzählte, diese gewaltige Sprache der Natur in ihrem Gemüte hervorrief, durchschritt. Sie juchzte auch manchmal freudig hinan zu den Felsen, doch verschwand der menschliche Laut unter dem Getöse der Wasser.

Die Wimbach durchbraust die enge, von senkrechten Buntsandstein- und Liaskalkfelsen umstarrte Schlucht, während aus den Felsen silberklare Quellen träufeln und sich über weiche grüne Moospolster herab zierliche Schleierfälle bilden. Wo die Sonnenstrahlen hereinlugen, malen sie auf die silbernen Wassertapeten die schönsten Regenbogen. Ein schmales, mit einem Geländer versehenes Stiegenwerk kriecht an der überhängenden Wand hin und führt in allmählichem Aufsteigen zum Anfange der Schlucht und zu der eingangs der Erzählung erwähnten Aussicht in das öde Griesmeer und auf die ungeheuren Wände des hintern Wimbachthales.

Franzei hatte jetzt den Steig verlassen und lenkte ihre Schritte nach dem Baumstocke und der uns bekannten Denksäule, in deren Nähe wir Flori verließen. Dieser, noch immer am Boden liegend und den Kopf sinnend in die rechte Hand gestützt, ward durch das Aufsetzen des mit einer eisernen Spitze versehenen Bergstockes der Blinden aus seinen Gedanken aufgeschreckt. Er sprang rasch auf und schaute ganz verwundert nach dem rüstig heranschreitenden und schon ganz nahen Mädchen.

Dieses hatte bei ihrem außerordentlich feinen Gehör Floris Bewegung vernommen und, plötzlich in ihrem Gange innehaltend, sagte sie mit wohlklingender, freundlicher Stimme:

„Bist es Du, Flori?"

„Freili bin i's. Aber wieso kennst Du mi? Du bist mir nit glei bekannt, aber laß mi a weng sinna — i moan —"

Flori vollendete nicht. Er kannte das Mädchen in der That nicht mehr. Er konnte es sich nicht vorstellen, daß es Franzei sei, an die er soeben gedacht, die er aber trotz der gegenteiligen Erklärung des Malersteffls im Geiste vor sich sah als ein hülfsloses Leut, mit dem traurigen Ausdruck der Blinden im Gesichte, wie er diese in der Stadt so oft gesehen, wenn die Zöglinge des Blindeninstituts, an einem Stricke sich haltend, reihenweise durch die Straßen geführt wurden. Der Anblick des vor ihm stehenden blühenden, lebensfrischen Deandls konnte ihn nicht an die Blinde von Kunterweg mahnen.

„Du bsinnst Di lang," sagte Franzei lächelnd.

„I hon Dei' gsprekelts Gsicht nit vergessen und Deine liachten Haar; iatz freili hast aa no' a schöns Schnurrbartl und tragst 'n Küni sei' Gwand. Gib mir Dei' Hand, dami i sehg, ob ma' die Narbn no' greist, diest 'n Wendelin z'danken hast."

Flori reichte dem schönen Mädchen die Hand und erst jetzt, da sie ganz nahe an ihn herankam, erkannte er sie.

„Jeß, wirkli 's Franzei! Und wie — Du siehgst? Du bist nit blind? So hätt i mi, gottlob, umsunst grad a so abkümmert! Da möcht i ja dengerst glei juchazen, daß 's aaffihallt bis aaf d'Watzmannspitz und wieder ummi zum Hochkalter."

Und in der That hallte ein himmelanstrebender Juhschrei aus seiner starken Brust, der in vielfachem Echo wiedertönte in den öden Felsenbergen.

„Schö kannst juchazen," sagte lächelnd das Mädchen, und etwas ernster fügte sie hinzu: „aber Dei' Freud, so wohl als 's mir aa thuat, die is umsunst. Schaug in meine Augn —"

Dabei öffnete sie die Wimpern, und Flori sah in den bedeckten Pupillen das Himmelslicht erloschen.

Er erblaßte. Seine Freude verwandelte sich in Mitleid, in neue Selbstqual, und dem Mädchen die Hand drückend, sagte er innig bewegt:

„Arms Franzei!"

Das Mädchen blickte mit ihren glanzlosen Augen einen Moment schweigend nach Flori. Der tiefe Herzenston des Burschen drang auch zu ihrem Herzen.

Sie ließ seine Hand, an der sie die bewußte Narbe wohl gefühlt, los und setzte sich auf den Baumstock.

„So gar arm, wiest moanst, bin i nit,“ fing sie jetzt zu sprechen an; „arm is nur der, der krank is an Leib und Seel; i aber bin frisch und gsund. I arbet wie a Sehats, find überall hin, so daß i d'Brief von der Post austragen kann in der ganzen Ramsau, und so krieg i niemals Weillang, i hon gar koa' Zeit, über mei' Unglück nachz'denkn.“

„Warum hoaßen's Di die Blind von Kunterweg?“ fragte Flori teilnahmsvoll das Mädchen, während er, auf seinen Stock gestützt, neben ihm stand, und seine Augen auf dasselbe wie gebannt waren.

Und die Blinde erklärte:

„Mei' Ahnl, die alt Ullerin, hat an' Kramstand bei der Kunterwegkircha mit Rosenkraanz, Bildln, Amulet, Kreuzln und halt so Wallfahrtssachen. I hon ihr scho' als kloa's Deandl, wie i no' meine Augn ghabt hon, an die strenga Wallfahrtstag helfen müaßen, und so is mir alles im Griff bliebn. Alle Sonn- und Festtag bin i also in dem Stand, und d'Leut kaufen so gern von mir, daß die alt Ahnl ohne mi gar nimmer existirn kaannt. D'Leut aber hoaßen mi derntwegen die Blind von Kunterweg.“

„Ja, wirst denn da bei dem Gschäft nit recht betrogn?“

„Gwiß nit. Gibt mir oans amal z'weng oder nix, so geben mir dutzend andere wieder viel z'viel. Der Blind, der kennt's erst, wie viel guate Herzen aaf

der Welt san, von dene der Sehate nix woaß. Der Blind siehgt dös Guate aaf der Welt, der Sehat is meist blind dafür. Und so freut mi mei' Wandeln aaf der Welt; gschiecht's aa im Dunkeln — i fühl und hör alles, mir glanzt d'Sunn und der Mond, i siehg's Leuchten von dö Berg, sehg Wald und Wies, wie's so schö grean, und sehg die Bleameln — alle — alle — i siehg's mit Augn, wier i's g'sehn hon als Kind, mit all dem Zauber, den's aaf a Kinderherz ausübn. I bin nit so elend dran."

„Und die Nagerln ziagst Dir leicht selm?" fragte Flori, die Nelken in Franzeis Mieder betrachtend.

„Gel, die gfalln Dir?" erwiderte das Mädchen mit freudigem Gesichtsausdruck, und die Nelken aus dem Mieder nehmend, fuhr sie fort: „Die Nagerln san mei' Freud, sie lohna mir aber aa hundertfach dös bißl Müah, dös i drauf verwend. Es san prachtvolle Hängnagerlstöck, die weit abihänga von der Laabn. Sie san mir am Gruch leicht unterschiedli." Und an einer nach der andern riechend, sprach sie weiter: „Dös is a rot und weiß gsprekelte, dös a hochrote und die dritt a dunkelrote. I schenk Dir die hochrot da, zu der blauen Montur schickt sie si' ja guat."

Flori ergriff die dargereichte Blume mit einem freudigen „Vergelt's Gott!" und steckte sie an seine Brust.

„Die gsprekelt da kriegt mei' Voda," fuhr Franzei fort; „er steckt's gern ans Ohr, und dö da, die dunkelrot, die kriegt —"

Sie hielt plötzlich inne und fragte:

„Siehgst 'n Führmann Sepp und mein Bodan no' nit am Griesweg donna kemma?"

Dem jungen Burschen war die Gedankenwendung des Mädchens nicht entgangen.

„Es san scho' mehra Holzarbeiter unt' am Steig vorüberganga, scho' ehvor Du kemma und aa so lang als D' da bist. Der Führmann Sepp is mir wohl aus 'n Augn gwachsen, und i kann nit sagn, ob er drunter gwen is."

„Na', na'," rief die Blinde rasch, „der waar scho' auffakemma zum Bildstöckl." Und sich verbessernd, setzte sie hinzu: „Woaßt, er kimmt meist mit mein Bodan, und heunt kaam er gwiß an dös Platzl, scho' um die Arbet anzschaugn, die Dei' Död, der Malersteffl, gmacht hat."

„Ja freili!" machte Flori, das Mädchen eigentümlich anblickend.

Es war ihm, als ob sich etwas an sein Herz gelegt, als ob ein Mißton sein Inneres erbeben machte. Er wußte sich das selbst nicht zu deuten.

Nach einer Pause ergriff Franzei wieder das Wort.

„Warum sagst nix mehr?" fragte sie. „Is 's Taferl schö' renovirt? Hat er die liab Frau recht freundli gmacht und die Woazenähr̃n im blau'n Mantel nit übermalt?"

Und als ihr Flori sagte, daß die Himmelsmutter ein wunderschönes Gesicht habe, und auch die Ähren im blauen Mantel wohl sichtbar seien, war sie sehr befriedigt, nahm den Ährenbüschel von ihrem Bergstock

und den Blumenstrauß vom Hute und bat Flori, er möchte beides an der Denksäule in die eigens hiezu bestimmte Blechhülse stecken, da sie, des Malers Warnung gedenkend, sich nicht selbst zu der frisch angestrichenen Säule heranwagte.

„Was bedeuten denn die Ähren in der liaben Frau ihran Mantel?“ fragte Flori, während er dem Auftrage des Mädchens nachkam. Und Franzei erzählte ihm in treuherziger Weise folgendes als Antwort:

„Vor uralters Zeit hat unser Herrgott die Menschen mit solchem Überfluß gsegnt, daß die Ährenbüschel vom Getraid dutzendweis an oan Halm ghanga san[1]). Aber der Undank von die Menschen hat 'n Himmelvoda so dazürnt, daß er oane nach der andern abgriffen hat und so san's überall aaf der weiten Welt abgfalln. Und wier er scho' an der obersten und letzten gwen is, hat die himmlisch Muatta Fürsprach einglegt, daß die Körndln von der letztn Ähern wenigstens für d' Vögl in der frein Natur als Futter bleibn möchten. So is die Brotfrucht aa für d' Menschen erhalten bliebn, und dös verdankn ma neamad andern als unserer liaben Frau. Derntwegen opfert ma' ihr aa gern die Ährn und malt's auf ihren heilign Mantel.“

---

[1]) Nach einer niederbayerischen Sage sollen in jenen goldenen Tagen die Fruchtähren an den Halmen bis zum Boden gereicht haben. Der erzürnte Allvater streifte sie jedoch ab bis zu dem kleinen Reste, der uns in Folge der Fürbitten Mariens um ein Vogelfutter bis heute noch erhalten blieb.

Flori hatte der kindlichen Erzählung des blinden Mädchens mit geteilter Aufmerksamkeit zugehört, da er fortwährend die Ankunft des von demselben sichtlich erwarteten Sepps fürchtete.

„Jatz erzähl mir aber aa, wie die andern Sachen am Bildstöckl gmacht san und ob no' alles so is, wie ehdem," bat Franzei den schweigsamen Burschen, und dieser explizirte sofort:

„Unterm Baam liegt der Wendelin, und aaf der Seiten stehst Du als kloas Dirndl, wiest zu der Himmelmuatta d' Arm aaffireckst, und hinter Dir siehgt ma 'n Engel im weißen Gwand, wie er Di außareißt aus 'n Gezweig."

Die Blinde lauschte und hatte die Hände wie zum Gebete erhoben.

„Ja, ja," sagte sie glaubensfromm, „es is a Wunder gwen!"

„Glaubst wirkli dran?" fragte Flori.

„Wie sollt i nit?" lautete die Antwort. „Ober mir hat's grauscht, als ob der höllisch Feind durch d' Luft fahret, und ganz dadadert bin i am Boden wie angwurzelt gwen. Schwarz is 's mir worn vor die Augn, da packt mi ebbas am Arm und reißt mi außi aus 'n gwissen Tod. Nur d' Graßeräst verhaun mir no' mei' Gsicht und d' Augn. Ohnmächti ham's mi hoamtragn. Bald war i wieder gsund, aber blind. Neamd hat mir helfen kinna; bis ins Pongau is mei' Voda mit mir eini zu an' Wunderdokta, und nix is 's gwen. I hon wohl vermuat, der Wendelin is

's gwen, der mi vom Baam weggrissen hat, aber er hat's beschworn, daß dös nit der Fall war. Und so glaab i halt an dös Wunder und dank der Himmelmuatta von Kunterweg mei' ganz's Lebn lang dafür."

„Ja, ja," sagte Flori, „es gibt no' Wunder auf der Welt —"

„Freili!" fiel die Blinde rasch ein, „sie ham ja no' gar nit aufghört. Muaß ma' denn erst blind wern, um so was z'sehgn? Schau die Ährn an, die aus oan Körndl entstanden san, und wie die Bleameln außablühn aus 'n greana Stengl, riach an Deine Nagerln, moanst, Farb und Duft und Wachstum überhaupt, moanst, dös is koa Wunder? Und an die Leut sollt koa's mehr gschehgn? Schaü auffi durt ans End vom Wimbachthal, wo's 'n hohen Watzmann zuageht übers grause Zirbeneck, wost koa' Latschen nimmer siehgst, grad lauter Felsen, lauter Gwänd, wo's grausi awageht ins Thal. A Jagasbua von Wimbach hat si' durt aaffigwagt, da is a dichta, schwarza Nebl kemma, so daß der Bua nix mehr gsehgn hat, und weil d' Nebl oft wochalang bleibn, so hat er nix anders mehr denkt, als daß er elendi z' Grund gehn muß. A ganze Nacht und an' ganzen Tag hat er si' ghalten am grausen Gwänd, und wie sei' Not am größten gwest, redt eam a Engl ins Herz: Trau der liabn Frau von Kunterweg und nit verzag! Da hat er bet'. Nit für eam, grad für sei' Muatta, daß 's nit der Gram ums Leben bringt, kaam er just nimmer raus. Und schau, da rührt si's unter eam, und wachst

a Zirbn aus 'n Spalt, und weiter awi wieder so. Der Bua, der packt die Zirbn und laßt si' ra, und aaf amal stehnga Zirbn bis awi über d' Wand. So hat der Bua an' sichern Halt, er steigt furt und furt, schier halbet tot, und unten geht der Nebl aus, frei siehgt er 's Wimbachthal und 's Försterhaus durt obn und kimmt aa zu der Muatta hoam, für die er bet'. So hat eam Gott für sei' Gebet in Gnaden 's Lebn gschenkt. Wie's nacha heiter worn, hat ma' koa' Zirbn mehr durt obn dablickt, gar grausi, wie von eh, stehnga durt d' Stoa und d'Felsenriff. Seit dera Zeit hoaßt's 's Zirbeneck. Und schau, dös Wunder glaabn alle Leut."

Flori konnte nichts entgegnen, ein hellklingendes „Hodrieho!" vom Grieswege her, verursachte, daß Franzei sich freudig von ihrem Sitze erhob, und Wunder und Zirbeneck vergessend, mit einem gleich hellen Gegenrufe in das Thal hinauf Antwort gab.

„Kemma's ge endli!" rief sie. „Schaug aus, Flori; siehgst es no' nit?"

Dieser sah nach der bezeichneten Richtung und sagte:

„I sehg nur oan Mann herbeikemma, i moan, es sollt Dei' Voda sei'."

„Siehgst nit zwoa?" fragte die Blinde wieder, indem sie neugierig, als könnte sie wirklich sehen, nach dem Herankommenden blickte.

„Grad oan!" versicherte Flori nach einer Weile, „und den kannst ja eh schon daschrein, er lenkt vom Steig daher zu uns."

„Franzei, grüaß Di Gott!“ rief jetzt der ankommende Ullerjakl schon von weitem.

„Grüaß Gott, Voda!“ entgegnete das Mädchen, ihm die Hand zum Gruße reichend. „Wie is's ganga die Wocha? Warst gsund und kimmst frisch hoam?“

„Gottlob, es feit si' nix!“ entgegnete der Alte, — „und dahoam is aa alles in schönster Ordnung, dös sehg i Dir ja an, sunst braachtst mir koane Nagerln zum Willkomm.“

Franzei gab ihm die Nelke, und der Alte roch mit Wohlgefallen daran.

„Wo hast denn heunt 'n Führmann Sepp glassen?“ fragte jetzt Franzei anscheinend harmlos; „er war ja sunst Dei' Begleiter am Hoamweg? Warum heunt nit?“

„Ja, der kimmt nit, vor's finster is. Der Förster von Ramsau is obn und laßt d' Baam o'zoachna (zum Fällen bezeichnen); mei', die wern so bald no' nit firti.“

„Wern's dengerst nit ans Zirbeneck kemma,“ meinte Franzei besorgt; „leicht daß a Nebl auffsteiget vom Eisbach umma, und daß 's in Gefahr kemmaten. Hon grad 'n Flori die Gschicht erzählt vom Zirbeneck.“

Jetzt erst nahm der Alte von dem Soldaten Notiz.

„Flori?“ fragte er. „Bist mir nit recht bekannt.“

„I bin der Död vom Malersteffl, der in der Schulzeit an' etli Jahr z' Ilsank war. I denk Enk guat, Uller, und aa 's Franzei. Mein' Död, 'n Steffl, hon i da herobn aufgsuacht, weil er dös Bildstöckl

frisch angstricha hat, und so bin i halt mit 'n Franzei Sprachs kemma; es hat mi netta recht gfreut."

„So grüaß Di Gott aa!" sagte der Alte, dem Flori die Hand reichend; „'s Bildstöckl, ja, ja, schö' hat er's gmacht, Dei' Död."

Und er nahm den Hut ab, während sich seine Lippen im Gebete bewegten. Auch Flori nahm die Mütze ab, weil er bemerkte, daß Franzei ebenfalls die Hände gefaltet hatte.

Es war dem Burschen ganz andächtig und wundersam zu Mute.

Nach einer Pause sagte der Alte:

„Zeit is's, Franzei, daß ma 'n Hoamweg einschlagn. D' Sunn is scho' lang über'n Hundstod awi und es wird dämmeri, bis ma dahoam san."

„I bin gricht," sagte das Mädchen, und schon im Abgehen begriffen, fragte sie nochmals: „Also moanst, der Sepp verhalt si' nit in d' Nacht nei'."

„Gwiß nit," antwortete der Alte, „er wird scho' no' beim Zwieliacht außakemma durch 'n Gries."

„Geht's nur voraus," bat Franzei, „i geh mi besser hintdrein."

Die Männer gingen voraus. Flori blickte aber nochmals um und sah, wie Franzei die dunkelrote Nelke aus dem Mieder nahm und auf den Baumstock niederlegte. Für wen die Nelke bestimmt, war ihm klar.

Was hatte diese halbe Stunde aus ihm gemacht! Er wußte sich's nicht zu deuten. Oft sah er besorgt um nach dem schönen Mädchen, während der Alte

Frage auf Frage an ihn stellte, sich von Floris früherem Leben und vom Militär erzählen ließ und schließlich so befriedigt war, daß er Flori aufforderte, er solle sich unter die Holzschläger aufnehmen lassen, er könne seine Aufnahme schon bewerkstelligen, da er ein halber Meister sei und etwas dreinzureden habe.

Flori sah nach Franzei um und sagte sofort zu.

Der Alte reichte ihm die Hand und hieß ihn schon im voraus willkommen.

Beim Wimbachbauern wartete die Bäuerin unter der Thüre auf die Ankommenden und übergab dem blinden Mädchen eine große Papierdüte mit Amarellen, wofür dieses freundlichst dankte. Bevor sie dann im Weiterschreiten den Steig in das Thal einschlugen, waren sie durch die eben in schönster Glorie leuchtenden Berge zum Anhalten veranlaßt. Der hohe Göll stand in rotem Strahlenkranze da wie glühendes Metall, während die anderen Riesenberge in helleren Farben prangten und ober den Waldungen ein blauroter, magischer Duft zitterte.

Es war ein erhebender Augenblick inmitten dieser großartigen Natur, so daß selbst der urwüchsige Flori, seine Mütze schwingend, ausrief:

„Bei uns herin is halt d' Welt do' am schönsten!“

Franzeis Gedanken aber waren weit hinten im öden, bereits vom kalten Nachtwinde durchschauerten Wimbachthale.

Floris Weg zweigte sich jetzt ab, und er ver=

abschiedete sich herzlich von der Blinden und ihrem Vater, der ihn zu einem recht baldigen, freundlichen Hoa'gast einlud. Er sah den sich Entfernenden so lange nach, bis sie seinen Augen entschwanden, dann ging er wie träumend dem Einkehrhause zu; seine Gedanken, sein ganzes Herz aber folgten dem schönen, blinden Mädchen.

III.

An einem trauten Plätzchen unter Ahorn und Linden saß der Malersteffel vor einem leeren Glase und philosophierte. Eine Menge Wallfahrer, die hier Nachtherberge machten, saßen an den Tischen vor dem Hause und im Flötze, während in der Stube schon das Stroh raschelte, auf welchem den fremden, müden Gästen das Nachtlager zurechtgerichtet wurde. Es waren meist ältere Leute aus dem Pinzgau, denen man die Ermüdung ansah. Sie waren herübergestiegen über das Steinerne Meer und die Funtenseetauern, herab nach dem Königssee, wo sie von Bartlmä mittelst bereitgehaltener großer Schiffe nach Dorf Königssee gebracht wurden, um von hier aus ihre Wanderung nach der Ramsau und zu ihrer Nachtherberge zu vollenden. Küche und Keller des Wirtes ward von diesen Gästen nicht viel in Anspruch genommen; den Durst stillte ihnen das Wasser, den Hunger die in dem bekannten „Ranzele“ von Hause selbst mitgebrachten Nahrungsmittel, bestehend in Brot, Topfen, Käse oder auch einem Stück Geselchten. Der Wirt mußte mit dem

Nachtgroschen vorlieb nehmen. Aber es gab auch Ausnahmen.

Unter dem breitästigen Lindenbaume zunächst dem Hause saßen mehrere Familien mit ihren Kindern, darunter ein Mädchen, dessen Haar in künstliche Wickel aufgedreht war, und welches sich dadurch sofort als die am morgigen Tage Kerzen tragende Prangerin bemerkbar machte. Diese Leute waren nicht ermüdet, denn ein Leiterwagen hatte sie über Saalfelden und den Hirschbühlpaß herübergebracht.

Der Malersteffl hatte gleich einem echten Künstler sein Skizzenbuch zur Hand und stahl sich manch' interessanten Kopf von diesen „getreuen Knechten Rupperts". Diesen Ehrentitel hatten die Bewohner von Zell am See durch den Erzbischof Matthäus Lang erhalten, weil sie an dem Bauernaufstand von 1526 nicht mehr teilnahmen. Die Zeller durften deshalb alljährlich eine Wallfahrt nach dem Dom in Salzburg unternehmen, wo sie dann auf Kosten des Erzbischofs bewirtet wurden. Daher schreibt sich auch der Ursprung des bekannten Liedes:

„Die Pinzgauer wollten wallfahrten gan 2c. 2c."

Dem Taferlmaler schwirrte die Melodie dieses Spottliedes fortwährend im Kopfe, und ohne daß er es wollte, summte er sie ziemlich hörbar, während er mit dem Bleistift sein Skizzenbuch malträtierte. Er sah auch ganz verblüfft auf, als er sich plötzlich vom Wirte am Kragen gepackt fühlte und die unzweideutige Anrede vernahm:

„Malerfex, wennst nit glei Dei' Gsumm aufhörst und meine Gäst tratzen willst, so zoag i Dir 'n Weg auf Ilsank."

„Wie so, wo so?" rief Steffl, der erst jetzt bemerkte, daß die eben noch harmlosen Physiognomieen, wie er sie in sein Buch gekritzelt, nun mit zornigen Mienen auf ihn gerichtet waren.

„Dös verdammte Summa! Es ist halt so Künstlerart," entschuldigte er sich. „Nix für unguat, meine Herren. Hat Oana oder der Anda a Unglück bei uns herin, so kommts nur zu mir; i mal Enks, daß 's a Freud drüber habts."

Die Leute lachten jetzt wieder begütigt und schickten sich an, ihr Nachtlager aufzusuchen.

Der Malersteffl aber sagte, sich zum Wirte wendend:

„An' Malerfexen nennst mi Du? Es is a bekannte Sach, daß der Prophet in sein Vaterland nix gilt. Von mir aus geht Dei' Wirtschaft z' Grund, von mir kriegst nix mehr z' lösen. Da is mei' Zech — a Seidl Bier und sunst nix.

‚Dixboschen, Daxboschen,
Drei Kreuzer is aar a Groschen'."

„Gu na', dös waar ja do' schreckli," meinte der Wirt. „Trink no' a Seidl auf mei' Rechnung. Wir wern scho' wieder quitt, wenn i mi nächstens von Dir maln laß."

„Ah!" machte der Malersteffl, „dös is a Wort! Zu die Wirt geh i am allerliebsten in d' Stöhr. I

mal Di vom Kopf bis zu der kloan Fuaßzeha zum Sprechen ähnli, wie's koa Münkara Maler kunnt, denn woaßt, i versteh's, das Gewöhnliche, das sogenannte ‚Gemeine' in-meine Bilder eini z' bringa, und dös is dös Wahre, wenn ma' an' Wirt, wie Di, auf die Leinwand wirft."

Dem Wirte imponierte die teilweise in nachdrücklichem Hochdeutsch gehaltene Rede des Malersteffls, und er beeilte sich, ihm ein frisches Glas Bier zu bringen.

Er hatte es soeben vor den Maler auf den Tisch gesetzt, als Flori herankam.

„Kimmst endli, Död?" rief ihm der Maler entgegen, und ihm das volle Glas hinreichend, fuhr er fort: „Da hon i Dir grad a frischs Seidl bringa lassen. Gsegn Dir's Gott und nimm Platz."

Der Wirt grüßte den Ankommenden freundlich und fragte:

„Därf i no' an' Krug bringa?"

„Natürli!" erwiderte Flori zum Entsetzen des Malers.

Und der Wirt ging.

„Habts scho' was gessen, Död?" fragte Flori.

„Gessen?" erwiderte dieser. „Ja freili. Siehgst, da hab i Dir aa no' was aufghoben, a paar guate Nudeln. D' Wimbachbäurin drobn hat mir's geben, denn die Kunst geht nicht nur nach Brot, sondern auch nach Nudeln, und wahrlich," setzte er hochdeutsch und vielsagend hinzu, „die Zeiten sind jetzt schlimm."

Flori verstand wohl, wo der Maler hinaus wollte. Die Not war ja von jeher Steffls treue Gefährtin gewesen, und es mochte jetzt wohl die bange Ahnung in seinem Innern aufsteigen, diese Not mit dem unerwarteten Gaste teilen zu müssen.

Diese Angst verkörperte sich sofort, als ein Schenkmädchen mit freundlichem „Wohl bekomm's!" den vollen Krug vor Flori hinstellte und dieser den erblaßten Maler bat:

„Död, seids so guat und legts dös Geld für mi aus, i hon grad koa' kloans Silber."

„Da geht's Dir wie mir," erwiderte der Maler mit eigentümlichem Ausdruck.

„Es pressiert ja nit," sagte die Kellnerin. „A guats Bratl hätt ma aa, a ganz a frischs."

„A frischs Bratl?" rief der Maler und seine Augen glänzten einen Augenblick, dann aber schüttelte er hohnlächelnd den Kopf.

Flori dagegen sagte:

„Ja, ja, bring nur a recht a guats Stuck, nit gar z' astig (beinig)."

Das Mädchen eilte von dannen.

Der Maler blickte einige Momente nach seinem Gaste, dann fragte er:

„Wann hast iatz gsagt, daß D' morgn fruah wieder weiterroast zu Deiner Ziehmuatta ummi?"

Flori konnte nur mit Mühe das Lachen zurückhalten. Er durchschaute wohl den Sinn dieser Rede,

aber er gefiel sich darin, dem Geängstigten zu antworten:

„No', es pressiert mir ja nit. I möcht Enk do' die Freud machen und den morgigen Festtag bei Enk bleibn. I muaß morgn aaf Maria-Kunterweg, i hon a gwiße Ursach dazua. Vielleicht, daß i aa no' länger bleib. Habts Ös koan Platz für mi in enkera kloan Hirwa, so quartierts mi halt wo anders ein; i bin leicht z'frieden."

Der Maler war von dieser Rede nicht sehr erbaut. Nicht als ob er den Soldaten nicht gerne bei sich behalten und bewirtet hätte, es genierte ihn nur, den Burschen erkennen zu lassen, daß er zur Zeit nicht nur des Kleinsilbers, sondern auch des großen gänzlich entbehrte. Die Ankunft des Schenkmädchens, welches den Braten brachte, befreite ihn von der lästigen Antwort.

„Was is mei' Schuldigkeit?" fragte jetzt Flori, und als ihm diese genannt war, griff er in die Tasche, zog zum freudigen Erstaunen des Malers einen Geldbeutel heraus und entnahm demselben eine Zehnguldenbanknote, welche er dem Mädchen übergab.

Dieses ging, um wechseln zu lassen, aber auch der Malersteffel hatte gewechselt.

„Freili bleibst morgn no' da," sagte er, „und überhaupt so lang, als D' willst. Ins Pinzgau kimmst alleweil no' früah gnua ummi, und schlafa sollst in meina Hirwa, wie in an' Gschloß. Jatz aber iß Dei' Bratl und i wünsch Dir an' gsegneten Appetit."

„Dös Bratl ghört für Enk, Död," sagte Flori, ihm den Teller zuschiebend, „eßts es, eh's kalt wird." Und als der Alte Einwendungen machen wollte, beteuerte er weiter: „I mag ganz gwiß nix; mir is heunt nit ums Essen. Also machts mir die Freud und seids mei' Gast."

„So muaß i halt so grob sei," entgegnete, sich vergnügt die Hände reibend, der Maler. „I sag's halt alleweil, unverhofft kimmt oft."

Während er sich dann eifrig über das schmackhafte Gericht machte, fragte er:

„Wern denn iatz d' Soldaten mit Zehnerbanknoten auszahlt?"

„Bislang no' nit," entgegnete Flori lachend. „Aber beim Regimentsschiaßet hon i z'naachst den ersten Preis kriagt und so bin i in der freudin Lag, daß i mein' Dödn a Bratl aufwarten kann."

Der Alte nickte und kaute zufrieden.

Das hübsche, dralle Schenkmädchen hatte inzwischen das herauszubekommende Geld gebracht und sofort mit dem Urlauber ein Gespräch angeknüpft. Ihr Blick richtete sich nach der Nelke an Floris Brust, und sie fragte:

„Bedeut dös Nagerl ebbas?"

„Du hast es daratn," entgegnete Flori.

„Dös is was anders," meinte das Mädchen; „sunst hättst mir's schenka müaßen."

Und sie entfernte sich, weil man anderwärts ihrer Dienste bedurfte.

Der Maler hatte abgespeist und blickte jetzt ebenfalls nach der Nelke. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust, als er nach einer Weile sagte:

„Mir blüht keine Blume mehr.“

„Ob's mir blüaht, wer woaß's?“ entgegnete Flori nachdenkend.

„Dir? Warum soll's Dir nit blühn?“ rief der Maler. „Du bist a wohlhabender Mann. So viel Geld hab i zwanzg Jahr lang nit in mein Beutel beisamm gsehn. Und Gut gibt Mut! A saubera Bua bist aa, also greif zu. Magst mir's nit sagn, in wen daß D' verscharmeriert bist?“

„In wen?“ antwortete Flori. „Seit i's woaß, was i für a Unglück angricht hon, soll mei' ganzs Sinna und Trachten nur 'n Franzei gelten.“

„Der Blinden?“ rief der Maler, verwundert die Hände zusammenschlagend.

„I bin's ja, der ihr ihre Augen gnomma hat,“ sagte Flori; „dafür hat sie 's Anrecht auf die mein'. Und so soll mei' ganzs Trachten von heunt an drauf gricht sei, wie i dem Deandl sei' Los erleichtern kann. I bin guat Freund mit an' Augndokta in da Stadt; dös is aa r a Wunderdokta, leicht, daß er ihr helfa kunnt!“ Und als Steffl ungläubig den Kopf schüttelte, fuhr er weiter: „All mein Bodeanst solls kriegn, damit's ebbas hat, wenn's amal sei' sollt, daß ihra Voda stirbt. Und is's, daß 's mi zum Mann möcht, i nehmat's, mein Oad! zu mein Wei und traget's auf die Händ, so lang i lebet.“

„Död," sagte der Malersteffl gerührt, „dös is a schöna Charakter von Dir. Moanst wohl, 's Franzei is a arms Leut?"

„Was denn?" meinte Flori.

„Narret!" entgegnete lächelnd der Maler. „Dös Deandl kriegt amal a guate Haushabn. Ihra Voda, der Ullerjakl, hat freili nit mehr, als was er si' verdeant, und dös verputzet er, wenn's eam d' Zügl nit kurz bunden hätten, aber die alt Ahnl, die Dorret Ullerin, dö hat scho' was hinten. Moanst, dö Kirzln und Rosenkraanz, dö Bildln und Ablaßpfenning tragn nix ei'? Und dazu frißt's schier der Neid auf. No ja, mitnehma kann's do' nix, und 's blind Franzei wird amal a vermöglis Deandl."

„Wär mir schier lieba gwen, sie hätt nix," sagte Flori, „daß 's mei' Hülf gacht hätt! So freili kann ihr an an' arma Buam nix liegn und ihra Wahl is stolzer und höher."

„Da kimmt der Führmann Sepp!" rief jetzt der Malersteffl.

„Ja, ja, der Sepp," sagte Flori kleinlaut mit eigentümlichem Tone.

In dem Ankommenden erkannte man auf den ersten Blick den seiner selbst bewußten Bauernaristokraten. Er hatte zwar dieselbe Größe und den gleich starken Muskelbau wie Flori, sah aber in seiner Gebirgstracht ungleich stärker aus. Er mochte etwa dreißig Jahr alt sein. Auf dem stolz erhobenen, dunkelhaarigen Kopfe trug er, etwas nach rückwärts gesetzt,

den breitrandigen, mit Gamsbart, Adlerflaum und Spielhahnstoß geschmückten grünen Hut. Er hatte eine breite, etwas vorstehende Stirne, tiefliegende, dunkle, mit dichten Augenbrauen beschattete Augen, eine lange, gerade Nase, dunklen, struppigen Schnurrbart, einen etwas großen Mund mit festen weißen Zähnen, ein rundes, glatt rasirtes, mit einem Grübchen versehenes Kinn und einen dichten, kurz gehaltenen Backenbart. Das breite Gesicht hatte einen stolzen, fast brutalen Ausdruck.

Sonst trug er die graue Joppe, Kniehösln, Wadenstrümpfe und feste Bergschuhe mit Flitschnägeln. Die offene Joppe zeigte den grünen, mit Querband verbundenen Hosenträger und das mit „Hirschkranln" zugeknöpfte, mit einem Umschlagkragen versehene weiße Leinenhemd, durch welches er sich schon allein von den anderen, Rupfenpfoad tragenden Landsleuten unterschied. Um die Hüfte hatte er in einem Lederriemen den eisernen Marchhammer geschnallt, mit welchem die zum Fällen bestimmten Bäume angeschlagen werden. Aus der Seitentasche der Joppe lugte die rotlederne, abgenützte Brieftasche hervor und in der kräftigen Hand führte er den mit einer Eisenspitze versehenen Bergstock.

Von alledem aber nahm Flori keine Notiz; er sah trotz der schlecht brennenden Windlichter nur die große dunkle Nelke, welche der Ankommende hinter dem rechten Ohre stecken hatte. Es war dieselbe Nelke, welche das blinde Franzei auf den Baumstock ge-

worfen; das war also für Sepp geschehen, und eine innere Stimme sagte ihm: „Zu spät!“

Der Sohn und Vertreter des Holzmeisters wurde vom Wirtspersonal und den an verschiedenen Tischen noch weilenden Ramsauern freundlichst, ja fast ehrerbietig gegrüßt. Er nickte zum Danke nur leicht mit dem Kopfe und suchte sich einen Platz. Dabei kam er auch an dem Tische des Malersteffls vorüber, der sich sofort bemerkbar machte, indem er sich erhob und, den Hut abnehmend, fragte:

„Herr Führmann, bin i dem Befehl zu Ihrer Zufriedenheit nachkommen?“

„Dös hoaßt so viel, als zahl mi!“ sagte Sepp, zog seinen wohlgespickten grünen Lederbeutel hervor, öffnete ihn, entnahm demselben zwei Zwanziger und warf sie vor den Maler auf den Tisch. „I hon heunt von Deiner Malerei nix mehr sehgn kinna,“ fuhr er fort, „aber so viel wird's dengerst wert sei'!“

Der Maler schnappte völlig enttäuscht auf seine Bank zurück. Sepp aber sah jetzt nach Flori und sagte:

„Da hast Dir ja an' Leibsoldaten als Gsellschafter angstellt, da brauchst die zwoa Zwanzgerln nimmer hoamz'tragn.“

Er wollte vorüber. Aber Flori stand hoch aufgerichtet und mit drohender Miene vor ihm.

„Wie willst dös verstanden habn?“ rief er. Und als Sepp überrascht einen Schritt zurückwich, sagte er nochmals: „I verlang Antwort.“

„Is ja bloß a Gspoaß gwen," erwiderte jetzt Sepp, durch Floris Haltung sichtlich eingeschüchtert.

„A Gspoaß?" versetzte Flori. „Moanst, wenn ma' d' Uniform tragt, laßt ma' si' mir nix dir nix hanseln?"

„Bist Du nit gar der Trimbacher Flori?" fragte jetzt Sepp seinerseits. „Meiner Seel! Di hätt i nimmer kennt. Grüaß Di Gott! Bist iatz gar so damisch worn, daß D' koan Gspoaß mehr verstehst? Wirt, da her mei' Bier!"

Flori schlug jetzt in die dargereichte Hand und indem sich beide setzten, meinte er:

„Ma' wird halt a Mann und hat sei' Ehr."

„Mei' Bruada, der Wendelin, hätt Di scho' ehnda kennt," versetzte Sepp; „mit dem bist ja in D' Schul ganga und hast oft gnua graafft."

„Ja, ja, der arm Wendelin!" entgegnete Flori.

„Arm?" erwiderte Sepp; „der lacht uns alle Zwoa aus. Braucht nix z' arbeten und därf grad 'n Herrn spieln. Kimm aaffi morgn in unsern Hof, daß D' 'n siehgst."

„Recht gern," antwortete Flori, nun wieder ganz beruhigt.

In diesem Augenblick kam der Ullerjakl mit einem Strohzeger am Arme herbei.

„Jatz wird's zünfti!" rief der Wirt. „Der Ullerjakl gibt uns no' die Ehr!"

„Ja, Uller, Di ham heunt d' Weibatsleut no' auslassen?" rief ihm Sepp zu. „Da setz Di her zu uns!"

Aber Jakl wehrte ab.

„I kimm nit als Gast,“ sagte er, und dem Wirt den Zeger gebend, fuhr er fort: „Da thua ma a Kälbers eini für morgn. Ös habts ja frisch gschlagn.“ Und nachdem sich der Wirt dem Befehle gemäß entfernt, wendete er sich wieder zu Sepp: „Muaß i denn heunt nit no' bis da runta gehn ums Fleisch, weil's um zwoa Pfenning billiger is! Du kennst ja mei' Muatta; dö laafet bis nach Königssee, um an' Kreuzer 'rausz'schinden.“

„Da hat sie's grad' recht daraten, wenn's Di' schickt,“ lachte Sepp. „Du vertrinkst dafür an' Gulden.“

„Heunt nit!“ beteuerte Jakl, und als der Wirt mit einer schäumenden Maß zurückkam und sie vor Jakl hinstellte, sagte dieser eifrig: „Na', na', i hon koa Geld bei mir.“

„Thuat nix!“ meinte der Wirt. „Ziag nur Dei' Fläutl (Pfeiferl) außa und blas uns oan' auf.“

„I hon's nit,“ sagte Jakl fast ängstlich.

„Geh' zua,“ lachte der Wirt, „luig uns nit an!“

Er entfernte sich ins Haus, und bald erklangen aus dem Flötze einige Zitherakkorde.

Jetzt zog es dem Jakl unwillkürlich die Hand nach der Tasche; aber mit einem energischen Ruck riß er sie wieder zurück.

„Na', heunt nit!“ sagte er halb für sich, halb zu den anderen.

„Warum denn grad heunt nit?“ fragte Sepp. „Geh' zua, laß Di' nit lang bitten!“

„Ja, wenn nur heunt der Tag nit wär'!" meinte Jakl, immer aufmerksamer auf den Steyerischen horchend, den der Wirt drinnen auf der Zither spielte.

„Ah was, der Tag!" antwortete Sepp. „Dös is ja koa Trauertag; im Gegenteil hast alle Ursach', Di' z' freu'n, daß 's so guat abglaufa is. Alle zwoa hättens tot sei' kinna! Aftn waar's a Trauertag; aber a so san alle zwoa frisch und gsund! Da muaß ma' si' freu'n drüber. Also 'raus mit 'n Pfeiferl und aufgspielt! Die mit ihre Wuckerln durt, die gfallt mir grad; mit dera tanz i. Also an' flotten!"

Während nun Jakl sein Pfeiferl hervornahm, begab sich Sepp zu dem Tische der Pinzgauer, die Prangerin zum Tanze auffordernd. Schon im nächsten Moment drehten sich beide im Kreise.

„No', und Du hast in Münka 's Tanzen wohl ganz verlernt?" fragte jetzt die Kellnerin den Urlauber, dabei den gefüllten Zeger des Ullerjakl auf den Tisch legend.

„Da waar i glei' z' keit (verdrossen), wennst so was denkast," antwortete Flori. „I werd' Dir's zoagn, daß i 's no' kann."

Und mit einem hellen Juhschrei trat er mit ihr zum Tanze an.

Der Maler, der bis jetzt sinnend seine beiden Zwanziger durch die Finger gleiten ließ und im stillen wünschte, daß sie sich durch diese Manipulation vermehren möchten, steckte sie jetzt mit einer gewissen Resignation in die Tasche, that einen tiefen Schluck aus

seinem Glase, stand auf und hielt forschenden Blickes unter den wenigen noch anwesenden Frauenspersonen Umschau. Da lief ihm die „Kuchlmagd“ in den Weg.

„Halt!“ rief er der Eiligen zu, „tanz ma' oan!“

Das dralle Deandl ließ sich nicht lange bitten. Die Holzschuhe flogen von ihren Füßen und gleich darauf wiegte sie sich im Takte der Melodie. Aber auch der Maler hatte bald seine Pantoffel verloren und tanzte nun in Strumpfsocken flott dahin.

Dem ersten Tanze folgte bald ein zweiter, denn der Wirt hatte sich mit seiner Zither zu Jakl gesellt, und nun hatten die lustigen Töne sogar die müden Wallfahrer nochmals hervorgelockt; ein Pinzgauer nach dem andern kroch aus dem Stroh hervor, Männer und Weiber standen mit lachenden Mienen umher. Anfangs mit dem Zuschauen zufrieden, nahm einer nach dem andern sich eine Tänzerin, und bald tanzte alles im Garten und auf dem Hausflötz ohne Unterschied des Alters und der Person.

„Siehgst, iatz hon i dengerst a Nagerl kriegt,“ sagte die Kellnerin triumphirend zu Flori, als sie mit hochgerötetem Gesichte von einem Tanze mit Sepp zurückkam, um die Krüge der Gäste neu zu füllen. Sie hatte ihm die Blume dicht unter das Gesicht gehalten und dann in ihr Mieder gesteckt.

Flori hatte augenblicklich Sepps Nelke erkannt, und ein Blick auf diesen zeigte ihm, daß er sich nicht getäuscht. Die rote Blüte war hinter seinem Ohr verschwunden.

„Es kimmt drauf an, was oan an so an' Bleamel liegt," antwortete Flori dem Mädchen; „mir is dös mei' wert."

„Was kann oan an so an' Bleamel liegn," meinte Sepp geringschätzend.

„'s kimmt drauf an, von wem ma's hat," versetzte Flori. „A Bleamel von mein' Deandl gebet i nit her, nit ums Lebn."

„Dös is dengerst z'viel gsagt!" lachte Sepp. „Raaffest leicht gar, wann i Dir's nehma wollt."

„Kannst es ja probirn!" sagte Flori mit Nachdruck, einen stolzen Blick auf Sepp werfend.

Dieser achtete nicht des Blickes. Mit einem raschen Griff faßte er nach der Blume; aber noch ehe er sie erreicht, fühlte er sich mit solcher Kraft zurückgestoßen, daß er zu Boden gestürzt wäre, hätte er sich nicht rechtzeitig an einem Baume gehalten.

Rasch richtete er sich wieder seinem Gegner zu. Dieser erwartete ihn kampfbereit und mit funkelndem Blick. Sepp fühlte, daß er in einem Kampfe mit Flori kaum Sieger bleiben würde, und er hielt es seiner Reputation wegen für das gescheiteste, wieder einzulenken.

„Schlakarawall!" rief er. „I hon mi' nit versehn. Wo denkst hin, daß D' ebba koan Gspoaß verstehst. Zum Raaffa bin i heunt nit aufglegt, dös mirk Dir, Du königlis-Leibregiment, sunsten sölltest sehgn, wenst vor dir hast."

„So thua ma halt Post, wennst amal aufglegt

bist," antwortete Flori. „Wen i vor mir hab', siehg i scho' heunt, und Du sollst es amal gspürn, daß ma' beim Leibregiment d' Schneid nit verliert."

„Fried, Fried!" hieß es jetzt von allen Seiten, und der Ullerjakl sagte in vorwurfsvollem Tone zu Flori:

„Dös ist grad koa zünftige Rekommandation bei Dein' Holzmoaster, Dein' neu'n Brotherrn."

„Dös muaß grad nit sei'," sagte Flori. „I find überall an' Bodeanst."

Aber Sepp, dem es, wie gesagt, um den Streit nicht zu thun war, spielte auch jetzt wieder den Versöhnlichen und sagte zu Flori:

„Auf mei' Holzstubn willst? Du bist ma willkomma — eingschlagn. Mir san schneidige Leut anemal lieber als loamige. Wir wern die besten Freund wern!"

„Mir is 's recht," antwortete Flori, in Sepps dargereichte Hand einschlagend.

Die Klänge der Zither riefen zum „Pemperersteißer", einem beliebten Tanze, und nun störte nichts mehr die Eintracht der Anwesenden, die sich bei Sang und Tanz vergnügten bis die Mitternachtsstunde schlug.

Da aber viele der Wallfahrer am nächsten Tage das Sakrament der Buße empfangen wollten, so scheuchte sie die Mitternachtsstunde auf ihr Strohlager zurück, und wie beschworene Geister huschten sie mit dem zwölften Glockenschlag ins Haus und

verschwanden in die große Stube, wo das gemeinsame Nachtlager war.

Die übrigen Gäste entfernten sich jetzt ebenfalls, und auch der Maler trat mit Flori den Heimweg nach Ilsank an.

Der Weg durch die Ramsau ist aller Reize voll. Von den Mühlsturzhörnern und dem Steinberg verfolgt, vom Watzmann begleitet, vom hohen Göll erwartet, von der Achen angesungen, von Ahornbäumen beschattet, zieht der Wanderer das Thal entlang und kommt an manchem schöngestellten Hofe, an manchem Bethäuslein, an ein paar Mühlen und an dem berühmten Druckwerk zu Ilsank vorbei.

Das Licht der ziemlich vollen Mondsichel senkte sich schwelgend in die feuchten Felsschluchten des Hochkalters herab, glitt über die Felsbänke des Steinberges hin und zitterte hinter dem dunklen Schatten der Tannen und Ahornbäume über den rauschenden Fluten der Achen, in welcher sich der tief stahlblaue Himmel mit seinen goldenen Sternen spiegelte.

Der Malersteffl und sein Gast schritten stumm neben einander her, jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Für den Zauber der Mondlandschaft hatte keiner ein Auge. Steffl dachte, angeregt durch den Tanz, zurück an längst vergangene Jugendfreuden, während Flori sich mit der Zukunft beschäftigte. So hatten sie endlich des Malers Häuschen erreicht und waren in den Hauptraum eingetreten, der für den Dorfkünstler Atelier und Wohnstube zugleich war.

Diesem Doppelzwecke entsprechend war er auch mit allem möglichen Geräte angefüllt. Die Wände rings umher waren mit Votivtafeln, Bildern und Skizzen aller Art geziert, neben diesen Kunstwerken von Steffls Hand hatte aber auch eine Schüsselrahme mit einigen Tellern, Schüsseln, Krügeln und Löffeln Platz gefunden. Ein grüner Kachelofen füllte die eine Ecke des Zimmers aus, ihm gegenüber in der Fensterecke stand ein großer eichener Tisch, auf welchem Farbentiegel und Flaschen in allen Größen aufgestellt waren. Eine Malerstaffelei, ein alter, geschnitzter, mit farblosem Leder überzogener Armstuhl, der jedem Atelier eines modernen Meisters zur Zierde gereicht hätte und wahrscheinlich der gefürsteten Probstei zu Berchtesgaden entstammte, nebst einigen hölzernen, dreibeinigen Bauernstühlen vervollständigten die Gesamteinrichtung der Stube.

Ein penetranter Geruch, aus all dem Firnis, Spiritus und Farbenzeug zusammengesetzt, machte es erklärlich, daß sich der Maler trotz des beschränkten Raumes den Luxus eines eigenen Schlafgemaches gestattete, das, auf der anderen Seite der Hausflur gelegen, freilich nichts aufzuweisen hatte als eine schmale Bettlade mit einem, wie es hier zu Lande üblich, mit Federn übervoll angepfropften Bette, und ein altes, lederbezogenes Sofa. Außer diesen beiden Gemächern befand sich nur noch ein kleiner Stall für die beiden Ziegen des Malers im Hause.

Der Malersteffl hatte seinem Gaste sein eigenes

Bett zur Verfügung gestellt, aber Flori wollte davon nichts wissen, sondern bestand darauf, auf dem Sofa zu schlafen. Nun machte sich der Alte daran, Kissen und Decke auf diesem sorgsam auszubreiten, doch Flori erhob auch dagegen Protest und drohte, des Malers Haus noch in der Nacht zu verlassen, wenn dieser derartige Umstände mache; so blieb demselben nichts übrig, als dem Wunsche Floris nachzukommen und sich auf seinem Bette zur Ruhe zu legen.

„Was suachst denn?“ fragte er den Burschen, der noch immer im Zimmer herumstöberte.

„A Glasl möcht i, daß i mei' Nagerl ins Wasser thuan kann,“ lautete die Antwort.

„Durt im Eck steht a Krug Wasser und a Glasl findst drent auf der Schüsselrahm,“ erklärte der Maler, und nachdem Flori seine Nelke versorgt und sich ebenfalls auf das Sofa hingestreckt hatte, seufzte der Maler abermals: „Mir blüht keine Blume mehr!“

„Aber Dir kunnt's glücken, Du kaanntst dös Glücksbleaml finden auf'n Göll,“ sagte er nach kurzer Pause zu Flori, indem er sich auf seinem Lager wieder aufrichtete. „Du bist jung und schneidi, Dir könnt's blüahn.“

„'s Glücksbleaml?“ fragte Flori. „Was is dös für oans?“

„Dös is a kloas, weiß's Bleaml,“ erzählte Steffl, „dös im Auswärts drobn blüaht auf'n Göll. Es find's aber nit a jeder, der's suacht, denn die Sach macht Schwierigkeit. Ma' braucht dazua aller=

hand, bsunders aber a Haselreis, dös in der Neujahrsnacht brockt is worn und dös bei an' gweihten Palmbusch gsteckt is. Mit dem muaß ma' am ersten Mai um Mitternacht am Göll auffisteign und därf si' dabei nit umschaun. Da find ma' aftn dös Bleaml, und wenn ma's hat, glückt eam alles, was ma' will."

„Ah so, a Wunderbleaml!" machte Flori. „Dös is nit für mi."

„Grad für Di' is 's!" rief der Maler eifrig. „Es ghört a Schneid dazua, und die hast. Du muaßt es probirn, da laß i nit nach."

„No, bis zum Mai is no' lang," meinte Flori; „wer woaß 's, wie's daweil geht!" Und dem Maler „Gute Nacht" wünschend, schickte er sich zum Einschlafen an.

„Mirk Dir's fein, was Dir heunt nacht traamt," mahnte der Maler noch. „Es ist die erst Nacht, daß D' wieder bei mir schlafst, und was oan in der ersten Nacht unterm fremden Dach traamt, dös geht in Erfüllung."

„Werd' mir's scho' mirka!" versprach Flori und bald hernach waren beide fest eingeschlafen.

Flori aber stieg im Traume hinauf auf den Göll, die Glücksblume zu suchen. Er hatte sie auch gefunden; in wunderbar reiner Weiße stand sie vor ihm im blendenden Sonnenlichte, angehaucht von zauberischem Dufte. Kaum hatte er sie jedoch gepflückt, da war sie auch schon verwandelt. Nicht

mehr die weiße Wunderblume war es, die er in seiner Hand hielt, die Blüte hatte sich bei seiner Berührung plötzlich gefärbt und wurde zur roten Nelke des schönen, blinden Mädchens.

„Franzei!“ rief er. Damit drückte er träumend den höchsten Wunsch seines Herzens aus, und erwachend war wiederum sein erstes Wort:

„Franzei, arm's Franzei!“

IV.

Auf dem nördlichen Hange hinter dem Pfarrdorfe Ramsau zieht sich ein vor uralten Zeiten angelegter Hochsteig gegen den Lattenbach im Thale des Taubensees zu, welcher der Kunterweg heißt. Es war dies ein Weg, auf welchem man vornehmlich Kleinvieh, als Ziegen, Schafe, Schweine, Gänse ꝛc., die im Altdeutschen gemeiniglich mit dem Namen „Kunter" bezeichnet wurden, zur Weide trieb[1]). So heißt es heutzutage noch in einem Tiroler Alpenliedchen:

„Wenn d' Sunna geht untar,
Da lassen mir's sei',
Und tän unser Kuntar
In d' Stallelen ei'."

Und in einem alten Schnadahüpfl heißt es:

„Ums Gamsal am Berg
Is 's a lustis Kunter,
Und a trauriga Bua
Macht koa Deandl munter."

---

[1]) In Tirol benennt man auch schlechte, gefährliche Wege, sogenannte Teufelswege, mit „Kunterweg".

Hier auf diesem Wege klebte nun jemand vor Zeiten ein Marienbild an einen Felsen, an welcher Stelle bald darauf ein Gemälde zum Vorschein kam. Um das Jahr 1700 ward hier eine Kapelle aus Holz erbaut und darin ein geschnitztes Marienbild aufgestellt, welches von der Hand desselben Meisters stammte, der das Wunderbild in der Gern[1]) gefertigt hatte. Schon nach acht Jahren konnte man aus den beträchtlichen Opfern der Wallfahrer die Kapelle aufmauern und im Jahre 1730 wurde in Folge der immer mehr zunehmenden Frequenz der Bau der jetzigen Kirche begonnen, welche drei Jahre später im Beisein des Fürstpropstes Kajetan Anton und seines Hofes eingeweiht wurde. Das Deckengemälde dieser Kirche verleiht der damaligen Unduldsamkeit gegen Andersgläubige sehr phantasiereichen Ausdruck.

Diese Wallfahrtskirche führt den Namen „Maria Kunterweg" und ist eine gern besuchte Andachtsstätte nicht nur der Ramsauer und Berchtesgadener, sondern auch der wallfahrtsliebenden Pinzgauer, welche zahlreich aus ihrem schönen Thale über den Hirschbühl herübersteigen zur wunderthätigen Madonna in der reizenden grünen Ramsau.

Dieses schöne, vier Stunden lange Innerthal ist ein für sich abgeschlossenes, ehemals zur gefürsteten Propstei Berchtesgaden gehöriges Gebiet, aus den vier

[1]) Maria Gern, eine vielbesuchte Wallfahrt in der Nähe von Berchtesgaden am Fuße des Untersberges.

Gnotschaften „An der Bühl“, „Au“, „Schwarzenegg“ und „Taubensee“ bestehend, welche unter anderen die Ortschaften Ramsau, Hintersee und Ilsank umfassen. Längs der grünen, von uralten Ahornbäumen umschatteten Ufer der forellenreichen Achen und teilweise hoch oben an den Matten der Berge liegen die mit flachen Holzdächern versehenen Einzelgehöfte oder Lehen der Ramsauer, meist verborgen unter üppigen Baumkronen und umfriedet von riesigen Eichen und Linden. Das Zwillingsgebirg des doppelköpfigen Watzmann und des grätigen Hochkalter mit seinem gletschererfüllten Kar, dem Blaueis, steigt an der üppigen Thalsohle auf in seiner feierlichen Alpenpracht, von Sonnengold und flimmerndem Hochduft verklärt. Über ihnen kreist der Adler im reinen Äther. Zur Rechten starren die rötlichen Steinmassen der Reitalp und die Mühlsturzhörner in das Thal des Hintersees herab, zur Linken steigen aus dem Königssee und dem Thal von Berchtesgaden die Tauern und der majestätische Göll empor.

Festtäglich hatte sich heute die große Natur geschmückt mit all ihren zauberischen Reizen, und in festtäglichen Gewändern kamen auch aus allen Richtungen die sich durch körperliche Schönheit und Kraft, durch Gesundheit, Freimut und Ehrlichkeit auszeichnenden Bewohner der Ramsau heran zum feierlichen Gottesdienste auf Maria Kunterweg.

Die Buben tragen hier meist die Joppe und das dunkelgrüne, mit Gamsbart, Adlerflaum oder Edelweiß

geschmückte Spitzhütl, durch grüne oder rote Hosenträger gehaltene Kniehösln, Wadenstrümpfe und Schnürschuhe. Unter dem weißen, oft gestickten Hemdkragen schaut das buntseidene Halstuch hervor. Die Männer kleiden sich in dunkelblaue Joppe mit grünem Kragen oder in den langen Rock von Barchent mit der kurzen Taille, tragen dazu Manchesterwesten mit Metallknöpfen, lederne Kniehosen, weiße Strümpfe und Riemenschuhe. Der breitrandige schwarze Hut ist mit einer echten Goldquaste verziert, deren Schnur durch die Zahl ihrer Windungen einen Maßstab für das Vermögen ihres Besitzers gibt.

Die meist blondhaarigen Deandln tragen entweder den seidenen, vorn ausgeschnittenen, mit Grankhöpfen versehenen Janker oder das schwarze, mit silbernen Ketten und Schatzmünzen geschmückte Mieder, in welches vorn die Enden des geblümten, seidenen Brusttuches gesteckt sind, den zierlichen Berchtesgadener Hut von schwarzem Filz, mit Quasten und der bedeutungsvollen Goldschnur besetzt, hinter welcher immer ein Blumenstrauß steckt. Sie lieben die schönen, gefalteten, vorn geschlossenen, weißen Hemdärmel, die selbstgewebten schwarzen oder rot und grün gestreiften, kurzen Röcke, weiße Schürzen, Schnürstiefel und weiße Strümpfe, welch' letztere meist aus der feinen Wolle der Kaninchen gestrickt sind. Den Hals schmücken Silberketten und die unter dem Hütchen herabhängenden, meist üppigen Haarzöpfe sind mit großen, mit silbernen Filigranknöpfen verzierten Nadeln aufgesteckt.

Die Weiber tragen meist schwarze Spenser (Röckl) oder die braunen, mit grünen und roten Streifen garnirten Wolljacken, die sogenannten Wollröckl.

Ein reges Leben herrschte um die Wallfahrtskirche, in deren Nähe auch mehrere Verkaufsbuden aufgeschlagen waren. In einer derselben zunächst des Kircheneinganges hielten die alte Ullerin und ihre Enkelin, das blinde Franzei, feil. Die alte Frau war noch ganz in die uralte Tracht der Ramsauer gekleidet. Sie trug noch das weiße Bundhäubel, das mit roten Bändern über den Hinterkopf gebunden war. An dem Häubel, hier Visir genannt, waren große Spitzenblenden angebracht, der niedere, flache Hut, den sie über demselben trug, war mit breiten Schleifen besteckt, das rothe Mieder mit dem spitzen Brustfleck war grün verschnürt und über dicken Wulsten hing der sehr kurze, grüne, faltige Kittel hinab. Um ihren Hals schlang sich ein schwarzer Flor, mit roter Masche gebunden, der ins Mieder gesteckt war. Das Überkleid bestand in einer Joppe von schwarzem Tuch mit halblangen Ärmeln, bis an die Hüfte reichend und oben mit einer Hafte geschlossen.

Franzei war ganz das Gegenteil von ihrer Großmutter, sie repräsentierte sozusagen die neue Mode. Ihr schwarzes Sammetmieder war mit Silberketten und Schatzmünzen behängt, ihren grünen Spitzhut schmückte Goldschnur und Trodbel, Rock und Fürtuch waren von Seide.

Franzei entwickelte heute eine doppelte Thätigkeit. Sie gab den Leuten nicht nur immer richtig das Ver-

langte, da sie alles im Griffe hatte, sondern sie half auch der schwer hörenden Großmutter, sobald sie merkte, daß diese die Leute nicht verstand.

Viele der Anwesenden kauften nur deshalb eine Kleinigkeit, um von dem schönen blinden Mädchen bedient zu werden, das sie wegen ihres bewunderungswerten Tastsinnes geradezu anstaunten. Doch Franzeis Gedanken waren nicht allein bei ihren Verkaufsgegenständen, sie horchte aufmerksam nach dem Gespräche der in verschiedenen Gruppen die Kirche umstehenden Burschen, doch sie schien lange unbefriedigt zu sein. Jetzt erheiterte sich plötzlich ihr Gesicht, sie hatte in ihrer Nähe Sepps Stimme erkannt, sie hörte, wie ihn die Burschen freundlich anriefen und wie er vornehm und selbstbewußt antwortete.

Es war, als ob in seiner Nähe selbst das blinde Franzei ein gewisser Stolz überkäme, sie richtete sich höher auf, gerade als wollte sie sich des vornehmen Burschen würdig zeigen. Ihre Züge nahmen an freudigem Ausdrucke zu, sie fühlte es in der That, als Sepp sich ihr näherte, der ihr, die Hand reichend, nun zurief: „Guatn Morgn, Franzei!“

Das Mädchen griff nach des Burschen Hand und erwiderte freundlichst seinen Gruß.

Sepp war heute im schönsten Sonntagsstaat. Er trug zu Joppe und Kniehösln eine rotgeblümte Sammetweste und eine sehr massive goldene Uhrkette.

Die alte Ahnl drohte dem Burschen mit dem Finger und sagte halb im Ernst, halb im Spaß zu ihm:

„Hast mir mein' Jakl gestern wieder verhalten, daß er zum Fleischholn fünf Stund braucht hat."

Sepp erwiderte lachend: „Ma' kimmt halt oft unversehens ins Singa und Tanzen."

„Und aa ins Raaffa," ergänzte Franzei. „Was hat di' denn 'n Flori sei' Nagerl anganga?"

„So? Hat dei' Vada plauscht?" erwiderte Sepp. „No' ja, die Sach hat si' ja glei' wieder gricht und zum Zeichen, daß eam nix nachtrag, hon i 'n als Holzknecht aufgnomma."

„Dös is brav von dir," sagte Franzei. „Aber wie is 's, hast du koa Nagerl ghabt gestern, daß d' 'n Flori 's sei' nehma hast wolln?"

„Gwiß hon i oans ghabt," entgegnete der Bursche; „hast mir nit du oans aaf 'n Stock beim Taferl glegt?"

„Hast es ebba gar heunt hinterm Ohr stecka?" fragte Franzei.

„Dös nit," erwiderte der Bursche, unwillkürlich errötend. Er wußte nicht, daß es Franzei auch bekannt war, daß er die fragliche Nelke dem Schenkmädchen gegeben, und er sagte deshalb: „I verhoff, i krieg heunt wieder a neu's."

„Da hast es," antwortete Franzei rasch, nahm aus ihrem Sträußchen im Mieder die schönste Nelke hervor und übergab sie Sepp, welcher die Blume mit einem „Vergelt's Gott!" hinter sein Ohr steckte.

Da mehrere Käufer bereits der Beendigung dieser Unterhaltung entgegen sahen, sagte Sepp jetzt:

„I mag di' nit länger verhaltn, Franzei, d' Leut

da möchten kaufa. Kimm bald wieder in Hoagast zu uns auffi, der Wendelini wart scho' lang auf di'."

„Grüaß mir 'n schö'," rief Franzei dem Abgehenden nach, „und kehr wieder amal zuawa!"

Das Geschäft nahm sie jetzt längere Zeit stark in Anspruch. Da hörte sie sich von einer Männerstimme angesprochen:

„I möcht so an' weißn Gnadenpfenning."

Im Augenblick reichte Franzei das Verlangte hinaus.

„Was kost's?" fragte die Stimme wieder.

„Dös kost dir nix," antwortete Franzei lachend. „Und weilst mir koan guatn Morgn wünscht, so thua's halt i und sag: Grüaß di' Gott, Flori!"

„Grüaß di' Gott, Franzei!" sagte jetzt der Soldat überrascht und drückte die ihm dargereichte Hand. „Du kennst mi' an der Sprach?"

„Werd i di' wohl kenna," versetzte Franzei, „wenn i mi' so lang am Abend und aftn no' die ganz' Nacht mit dir unterhalt."

„Mit mir?" fragte Flori erstaunt und über und über errötend.

„Ja," bestätigte Franzei. „Moanst, es hat mi' nit gfreut, daß d' mei' Nagerl so in Ehrn haltst? I hon grad 'n Sepp a Reprement gebn, daß er so gwaltthäti is. No', und so wie mir der Voda dös no' in der Nacht erzählt hat, und i drauf wieder eingschlafen bin, hon i die ganz Nacht von dem Nagerl und von dir traamt. Geh, versprich mir's, sang mit

'n Sepp nix mehr an; er is halt stolz und gach, aber gwiß is er aa wieder guat, recht guat."

„Und du," fragte Flori, „du bist eam halt aa guat?"

„Gwiß!" erwiderte Franzei rasch. „Nach dem Unglück, dös mi troffa hat, is 's Führmannlehen mei' zwoate Hoamat worn. Der Wendelini is ja mei' Leidensgfährt, und nix war mir lieber, als wenn i mit eam hon spieln kinna. Der Sepp war dazumal scho' a schöner achtzehnjähriger Bua und wo er's vermocht hat, hat er mir blinden Deandl a Freud gmacht. I hon 'n gern kriegt, wie r an' Bruada, und no' heuntin Tags is er mir's. In eam siehg i den frischesten Buam von der Ramsau, und mi' freut's, wenn eam überall der Respekt wird, wenn 'n aa d' Leut fürchten. Und wenn er aftn wieder mit mir so kindli scherzen kann, woaßt, — waar i nur nit blind, 's Uller Franzei wißt scho', auf was 's trachten sollt."

„Franzei," rief die Ahnl, „hörst aa nit, daß d' Leut einkaaffa wolln?"

„So pfüat di' Gott, Franzei," sagte Flori, „und gelt's Gott für 'n Gnadenpfenning. I trag 'n zum Andenken an di'!"

„Er soll dir Glück bringa! Pfüat di' Gott!"

Und wieder hatte sie vollauf zu thun, die Kaufenden zu befriedigen.

Jetzt näherten sich die Wimbachbäuerin und ihre Tochter Resei der Bude. Beide waren heute ebenfalls prächtig gekleidet. Sogar Reseis schwarzseidener

Spenser war vorne mit einer dichten Reihe silberner Filigranknöpfe besetzt, die silberne Halskette bedeckte mit ihren vielfachen Gliedern den Hals des Mädchens hoch hinauf, und die Goldschnur legte sich wohl zehn- bis zwölfmal um den Hut.

Es war also kein Wunder, daß man die Wimbachbäuerin und ihre hübsche Tochter, die als sehr vermöglich galten, überall zuvorkommend grüßte. Aber das Mädchen nahm keine Notiz von der Umgebung.

Resei war ein hübsches und gutes, aber geistig wenig bedeutendes Mädchen, und wie sie so neben ihrer Mutter dahinschritt, weder rechts noch links schauend, das silberbeschlagene Gebetbuch mit beiden Händen haltend, strotzend von Seide, Silber und Gold, da hatten die mutwilligen Burschen wohl recht, wenn sie Resei scherzweise „A Bild ohne Gnad" nannten.

Als die beiden Franzei begrüßten, sagte diese lächelnd zu dem Mädchen:

„I wollt, i kunnt di' sehgn, Resei; gwiß bist recht schö' aufputzt."

„Du woaßt ja, 's Gwand hat mir no' niemals a Freud gmacht," entgegnete Resei. „Ja, wenn i so sauber waar, wie du, aftn kunnt's sei', daß i hoffärti waar."

„Wier i?" fragte Franzei sichtlich beglückt, dann setzte sie wehmütig hinzu: „Wenn d' Sunna nit durchs Gwölk leuchten kann, is die schönst Landschaft trüab und trauri."

„Nix von Traurigkeit," sprach die Wimbach-

bäuerin dazwischen. „A groß's Kirzl gib mir her. I hon heunt a Anliegn an die lieb Frau, da brenn i a Kirzl, daß 's mir ihren Beistand leiht."

„Und i will dafür betn beim Hochamt," versprach Franzei. „Hört's, d' Glocken läuten, d' Kreuzzüg kemma."

In der That ertönte das Geläute aller Glocken. Die Leute drängten sich zum Wege her, auf welchem die Wallfahrtszüge betend und singend mit roten und blauen Fahnen herangezogen kamen. Weißgekleidete Mädchen trugen schwere, dicke, künstlich geschmückte Kerzen, Opfergaben der verschiedenen Gemeinden. Unter ihnen war auch die Prangerin, welche gestern mit Sepp so eifrig getanzt hatte und ihn auch heute wieder während des Gebetes lächelnd grüßte.

Das Gedränge und der Lärm auf dem Platze vor der Kirche waren jetzt groß, und es war gut, daß Franzeis Vater endlich zum Stande kam, um Mutter und Tochter seine gesunden Ohren und hellen Augen zu leihen.

Bald läutete es zum Hochamte. Jakl nahm jetzt, wie er immer zu thun pflegte, von der Bude allein Besitz, während die Frauen gingen, dem Gottesdienste beizuwohnen.

Für Jakl war dies in der Regel die Zeit des Schlummers. Er hatte sich auch jetzt gerade auf seinem Sessel bequem zurecht gesetzt, als die Wimbachbäuerin zu ihm herankam.

„Jakl, i hon mit dir ebbas z' reden," sagte sie; „därf i mi' zu dir einisetzen in' n Stand?"

„Mögst mi' ins Gschwatz bringa," sagte Jakl lachend; „aber es is oan Ding, kimm nur eina." Und als die Frau zu ihm in die Bude getreten und sich auf einem Sitze niedergelassen, fuhr er fort: „Also red', Bäurin, wo kann i dir helfa mit Rat und That?"

„Du kannst mir scho' helfa," sagte die Bäuerin; „'s Kirzl brennt drinn scho', auf daß mei' Anliegn, dös i dir iatz anvertrau, in Erfüllung geht. I hon die lieb Frau drum bitt und iatz lus auf, was i dir sag. I woaß 's, du verstehst di' drauf und hast scho' mehra Hozatleut zsammbracht."

„No', sei so guat und mach' mi zu an' Heirats=macher!" rief lachend der Ullerjakl. „Aus Liab und Freundschaft hon i allerdings scho' an etli Mal a Paar zammgführt, aber a Gschäft, Wimbachbäurin, mach i nit draus."

„Dös woaß i und woaß 's die ganz Welt," bestätigte die Bäuerin. „Weil di' halt alle Leut gern habn, vertraun 's dir halt ihre Sachen an, und du hast es halt scho' oft zum Guaten gwendt. Dernt=halben möcht i di bitten, mir z' raten, wie mei' Resei den Hochzeiter krieget, den i ihr von ganzem Herzen wünschen thaat."

„Und wer is aftn der?" fragte Jakl, durch das Vertrauen der reichen Bäuerin sichtlich geschmeichelt.

„Der Führmann Sepp is 's," vertraute ihm die Bäuerin mit gedämpfter Stimme.

Jakl sah sie verwundert an und wußte nicht gleich, was er antworten sollte.

Die Bäuerin fuhr indessen in der Enthüllung ihres Anliegens weiter: „I woaß ’s, du bist gar guat Freund mit eam, und ’s Franzei halt n ’aa wier an’ Bruada.“

„So is ’s!“ sagte Jakl bestätigend.

„No’ ja,“ fuhr die Bäuerin fort, „und so moan i halt, dei’ Red fallet bei eam ins Gwicht, wennst ’n auf mei’ Resei aufmerksam machest. I gebet ihr scho’ so viel mit, daß er ’n Wendelin außizahln kunnt, wenn er ’n Führmannhof übernehmet. Und was d’ Aussteuer anlangt, soll sie si’ aa mit ara jeden im Berchtesgadener Landl messen kinna; dazua is mei’ Resei grad a koa übels Deandl und halt so guat is ’s von Herzen und frumm und arbeitsam, und —“

„Gnua is ’s!“ rief Jakl. „I kenn’s ja selm. Und weilst es Vertraun zu mir hast, so versprich i dir, daß i dö zwoa Leutln zammführ. Woaßt, der Führmannsepp wär mir aa nit zwider gwen als Schwiegersuhn, wenn mei’ Franzei nit dös Unglück hätt. Aber so, mei’ no’, muaß ’s ma halt a Freud macha, wenn i zum Glück von andere Leut beitragn kann.“

„Die schönst Kuah kannst dir aussuachn in mein’ Stall, wennst es zammbringst,“ versprach die Bäuerin.

„No’ zwegn der Kuah därfst nit glaubn, daß i ’s thua. Aber i waar just a dumma Bua, greiffet i aftn nit zua,“ improvisierte er lächelnd.

In der Kirche hatte eben die Predigt begonnen, und der etwas laut sprechende Jakl mußte sich von

den vor der Kirchenthüre stehenden Zuhörern ein verweisendes „Bst, bst!“ gefallen lassen.

„Bst!“ machte jetzt Jakl auch zur Bäuerin. „Geh weita iatz, sunst kemma ma ins Gred.“

„I geh,“ sagte die Bäuerin; „'s Kirzl wird aa ausbrennt sei' und so gsegn Gott dei' Werk.“

Sie ging. Jakl aber dachte darüber nach, wie er am leichtesten die versprochene Kuh gewinnen könne. Über diesen Gedanken überkam ihn der Schlaf, aus welchem er erst durch das den Schluß des Gottesdienstes verkündende Geläute der sämtlichen Glocken geweckt wurde.

Nun entfaltete sich abermals vor Jakls Bude ein reges Leben, und dieser konnte im Vereine mit Mutter und Tochter kaum die vielen Käufer befriedigen.

Flori stand in der Nähe und betrachtete auch jetzt wieder mit Interesse das schöne Mädchen, nachdem er schon in der Kirche ohne Unterlaß geblickt hatte. Es war ihm, als würden seine Augen mit Gewalt von der Blinden angezogen, und er war daher nicht aufs angenehmste berührt, als Sepp seinen Arm um ihn schlang und zu ihm sagte:

„Flori, i hon 'n Wendelin versprochen, daß i di' mitbring zum Mittagessen. Is 's dir recht, so gehn má glei hoam.“

Dem Burschen kam diese Einladung nicht sonderlich erwünscht. Wie sollte ihm beim Wiedersehen seines zweiten Opfers um eine Mahlzeit zu thun sein! Außerdem hatte er den Taferlmaler in das Wirtshaus zu Ramsau bestellt, und dieser erwartete ihn sicher schon

mit Sehnsucht und Heißhunger. Er suchte diese letztere Ausrede Sepp gegenüber auch geltend zu machen, aber dieser wußte schnellen Rat, indem er durch einen Buben dem Malersteffl sagen ließ, er möge sich's allein schmecken lassen, Flori würde nach der Nachmittagskirche schon kommen und ihn auslösen.

Als dann die beiden wieder an der Bude der Blinden vorüberschritten, befand sich die Wimbachbäuerin mit Resei ebenfalls dort.

„Hast mir guat 'bet bei unserm Herrgott?“ fragte die erstere das blinde Mädchen, als sie Sepp herankommen sah.

„Gwiß hon i 's,“ erwiderte Franzei.

„Woaß denn 's Deandl drum?“ fragte Jakl leise.

Die Bäuerin verneinte und sah dann mit leuchtenden Augen nach dem Herankommenden.

„Nimm di' zamm!“ raunte sie ihrer Tochter zu.

Aber diese wußte nicht, was die Mutter meinte, und wandte dem Burschen gerade den Rücken zu.

Franzei dagegen erwiderte lebhaft Sepps Gruß und wandte ihr Gesicht lange nach der Richtung, in der er sich mit Flori entfernte.

Jakl bemerkte dies und er sagte zur Wimbachbäuerin:

„Merkwürdi! Mei' blinds Deandl schaut eam fredi nach, und dös dei' wendt eam 'n Buckl zua. Moanst ebba nit, daß 's Resei no' a bisl viel dumm is?“

„A Kalbn kriegst no' dazua, wennst es gscheit machst,“ sagte die Bäuerin ermunternd.

Jakl blickte noch einmal nach seiner Tochter, die noch immer hoch aufgerichtet dastand und schüttelte dann einige Male leise den Kopf. Zum ersten Male mochte ihm der Gedanke kommen, daß auch sein Kind ein Gefühl für Liebe haben könnte. Aber rasch verjagte er diesen Gedanken, indem er bei sich dachte: „Mei', sie is ja blind!" Dann gab er der Wimbachbäuerin verständnisvoll die Hand und sagte: „'s soll a Wort sei'!"

V.

Sepp ging mit seinem Gaste den Hang hinauf zu dem in der Gnotschaft Taubensee liegenden Führmannlehen. Sie kamen dabei an dem aus Holzfachwerk im Berchtesgadener Styl erbauten, mit einem flachen, steinbeschwerten Schindeldach versehenen, äußerst freundlichen Häuschen vorüber, das des blinden Franzeis Heimat war und von dessen oberer Laube die im üppigsten Blütenschmucke prangenden Nelkenstöcke weit herabhingen. Das einstöckige Häuschen stand so friedlich und sauber da, daß man sich unwillkürlich zum Verweilen auf der Gredbank oder auf dem Sitze unter dem breitästigen Apfelbaum zur andern Seite des Fahrweges angemutet fühlte.

In dem kleinen, neben dem Hause befindlichen Blumengärtchen blühten die blauen Rittersporn und Muttergottesschuhe neben hohen roten Malven, verschiedenfarbigen Buschnelken und ganzen Beeten bedeckt mit buntem Phlox, gestreiftem Bandgras und Rosmarin. Kein Gräschen Unkraut war sichtbar — das Gärtchen war das Lieblingsplätzchen des blinden Franzei.

Dem Flori ward es hier seltsam zu Mute, er verspürte etwas in sich, das dem Gefühle der Andacht nicht unähnlich war. Er fühlte gleichsam den Hauch der Poesie, mit dem seine junge Liebe zu dem blinden Mädchen dieses kleine Idyll umgab. Schweigend, als wollte er dieses süße Gefühl durch keinen Laut verscheuchen, hielt er den gleichgültig fortschreitenden Sepp zum Verweilen an, und während sich dieser unter dem Apfelbaum niederließ und sein Pfeifchen anbrannte, trat Flori auf die Gred, drückte seinen Kopf an die Butzenscheiben des kleinen Fensters und suchte mit seinem Blicke in den Innenraum zu dringen.

Es war Franzeis Kammer. Die Wände waren schneeweiß getüncht, der Plafond mit Holz getäfelt und fast schwarz vor Alter. Zunächst dem Fenster in der Ecke stand ein kleines Tischchen aus Eichenholz, zu beiden Seiten desselben hohe altertümliche Lehnstühle. Dem Fenster gerade gegenüber an der hintern Wand befand sich Franzeis Liegerstatt, eine breite Himmelbettstatt, mit einfacher Schnitzerei verziert und darüber eine aus unzähligen bunten Seidenstückchen zusammengenähte Decke. Ein geschnitzter, doppelthüriger Hängkasten, eine geschweifte, mit hellen Messingbeschlägen versehene Kommode und ein kleiner Hausaltar, auf welchem ein geschnitzter Christus stand, von kleinen Blumentöpfchen mit künstlichen Blumen umgeben, bildeten außerdem noch den Hauptbestandteil des Mobiliars. Vor diesem Hausaltärchen war eine kleine, zierliche Öllampe angebracht, während an der Wand

zwei Bilder, die Mutter Gottes und den heiligen Franziskus darstellend, unter Glas und Rahmen sichtbar waren. Der schönste Schmuck des Gemaches aber war ein auf der Kommode unter einem Glaskasten befindliches wächsernes Christuskind, umgeben von mehreren aus Holz geschnitzten Figuren, Hirten und Jäger darstellend, und eine alte, schön geschnitzte Kuckucksuhr mit Messinggewichten und starkem, bis auf die Gred heraus hörbarem Pendelschlag. Über den ganzen Raum schien das Glück und der Friede ausgebreitet zu sein, wie er die geheiligte Stätte guter Menschen sichtlich umgibt.

Flori würde sich nicht so bald von diesem Platze getrennt haben, hätte ihn nicht sein Begleiter gemahnt, daß es Zeit sei zum Weitermarsche. So umspannte er nochmals mit seinen Blicken Haus und Garten und sagte dann zu Sepp im Weiterschreiten:

„Es muaß do' recht trauri sei' fürs Franzei, so viel schöne Sach z'habn und nix davon z'sehgn."

„Narret!" entgegnete Sepp. „I hon 's Franzei no koa' Minuten trauri gsehgn. Die hat mehra Freud als unser oans, weil si si' übers kloanst Ding freut, dös unser oans gar nit acht'. Wenn i oft in der Liachtzeit (Dämmerung) beim Jakl druntsitz unterm Apfelbaam und er fangt 's Singa oder 's Maultrommeln an, da singt's so freudi mit, wia 's lebfrischest' Deandl. Und spielt nacha der Alt auf seiner Schwegelpfeifen, so hört sie 's Betteln nit auf, bis i mit ihr tanz. No', und da sollst es sehgn! Draahn thuat

sie si', wie nomal a Doggerl und in d' Höh laßt sie si' schutzen, halt grad wier a Federl. Ja was moanst denn, sie kennt gar koan größern Wunsch, als daß i's amal aaf 'n Tanzboden führet."

„Und warum thuast es nit?" fragte Flori.

„Warum? Erstens gebet's der Jakl scho' gar nit zua, denn d' Leut habn eam weiß gmacht, dös waar a Todsünd und a Gotteslästerung, wenn er sei' blinds Deandl auf 'n Tanzboden laßet. Der Jakl möcht aber in der andern Welt aa wieder lieber singa und maultrommeln, als in der Höll brinna, und so erlaubt er's halt nit. Im voringa Fasching hat's mi ja so viel bitt', i soll's als Maschkera abiführn in d' Ramsau zum Ball."

„No', und Du hast es nit tho'?"

„I hon mir nit traut. I möcht mit 'n Jakl nit in Feindschaft kemma und aftn möcht i 's Deandl mit mir aa nit in 's Gschwaatz bringa, denn mi kenna d' Leut anemal glei, wenn i aa im Maschkeragwand bin. Und ham's mi dakennt, so ham's es glei herauſt, daß 's Franzei is. Und i möcht 's Deandl just in koan Verdruß bringa."

„I führet 's Franzei gern statt Deiner zum Ball," sagte Flori mit leuchtenden Augen.

„Du?" fragte Sepp, den Kameraden scharf ansehend. Dann lachte er und fuhr fort: „Moanst, Du möchst mein' Schneller machen?"

„Dein' Schneller?" fragte Flori errötend. Und sich

rasch besinnend, setzte er hinzu: „Kann i Dir und 'n Franzei an' Gfalln thuan, warum nit?"

Sepp zuckte einige Male mit den Achseln und klopfte die Asche seiner Tabakspfeife aus. Dabei sah er Flori sehr prüfend an.

Unter dem „Schneller" versteht man nämlich in der Ramsauer Gegend den Stellvertreter, den venetianischen Cicisbeo. Will ein Bursche seine Liebe heimlich halten, so bestellt er sich einen Freund und sagt zu ihm: „Schnell mir mei' Deandl!" (In Wirklichkeit drückt er sich etwas urwüchsiger aus.) Der Schneller nimmt sodann das Mädchen mit zum Tanze, tanzt mit ihm und traktirt es, benimmt sich überhaupt als Liebhaber, während der wirkliche nur hospitiert. Es ist Aufgabe des Schnellers, die Sache so täuschend als möglich zu machen. Am nächsten Tage wird dann mit ihm abgerechnet, er bleibt zechfrei und wird nicht selten noch besonders belohnt.

Sie gingen jetzt wieder weiter.

„Dös gebet 's Franzei niemals nit zua," meinte Sepp.

„Sie braucht's ja nit z'wissen."

„Wie dös?" fragte Sepp aufmerksam.

„No', Du führst es awi und wieder hoam, i wart' vorm Wirtshaus, red' nur in der Maschkerasprach und koa' Mensch woaß 's, aa 's Deandl nit, daß i mit ihr tanzt hon —"

„Mei', wir schwatzen da vom Fasching und is kaam Jakobi vorbei," meinte Sepp. „Freili kimmt

der kloa' Fasching aaf Kathrei' ehnda. — Und Du moanst, i führet's wieder hoam?"

„Gwiß. Hast wohl no' nier mit ihr gfensterlt?"

„Mit 'n blinden Franzei?" Sepp schien an so etwas noch gar nicht gedacht zu haben. Jetzt aber leuchtete es in seinem Gesichte auf. Nach einer Weile sagte er:

„Die Sach bleibt unter uns — wir reden no' drüber."

„Eingschlagn!" sagte Flori. Er durchschaute die Gedanken seines Begleiters. Aber zugleich fühlte er sich erleichtert, denn er erkannte, daß Sepp das Mädchen nicht liebte.

Inzwischen waren sie die Leiten hinaufgestiegen und beim Führmannlehen angekommen.

Dieses bestand in einem stattlichen, gemauerten Bauernhause, umgeben von mehreren Ökonomiegebäuden, welche einen großen Hof umschlossen. Enthalten die sonstigen Ramsauer Lehen in der Regel nur vier bis zwölf Tagwerk Grundbesitz, so war das Führmanngut infolge Ankaufes mehrerer Nachbarlehen und eines großen Erwerbes von der Freiung, einer Fläche, welche seinerzeit dem Kloster eigen war und nicht verlehnt wurde, wohl an die hundert Tagwerk groß, und in den Stallungen standen außer vier Pferden etwa dreißig Stücke Rindvieh und viele Schweine, Schafe und Ziegen.

Ein so großes Gut brauchte nun freilich auch einen aufmerksamen Herrn, und das war auf dem

Führmanngut der Wendelin. Von früh morgens bis spät abends fuhr er in einem eigens konstruierten, selbst lenkbaren Fahrstuhl auf dem Gute umher, sah nach auf Feldern und Wiesen, im Garten und im Stall. Er übersah hiebei nicht die kleinste Unregelmäßigkeit, zeigte in allem ein richtiges Verständnis, lobte und tadelte, wo es not that, und die Leute sagten oft, wenn von seiner Tüchtigkeit die Rede war: „Was der Wendelin anordnet, dös hat Händ und Füaß," was ungefähr heißen mochte, es sei verständig und nutzbringend. Dabei begünstigte ihn das Glück in auffallender Weise, besonders in betreff der Witterung, welche ja beim Feldbau hauptsächlich ins Gewicht fällt, so daß die Nachbarn ihm gerne nacharbeiteten.

Wendelin war, wie schon gesagt, bei dieser seiner Thätigkeit ganz glücklich. Er fühlte sich als den Herrn vom Hause, und obwohl er der jüngste war, hatte er weder vom Vater noch vom Bruder jemals eine Einrede zu fürchten, die, wochenlang vom Hofe abwesend, heimgekehrt mit seinem Thun stets zufrieden waren.

Und das war gut, denn es hatte sich bei dem alleinherrschenden Wendelin ein gewisser Eigensinn ausgebildet, der ihn gereizt und heftig werden ließ, wenn man seiner Meinung eine andere entgegensetzte. Im übrigen aber war er freundlich und entgegenkommend und ähnelte auch sonst seinem hochfahrenden Bruder in nichts.

Im Gegensatze zu Sepps kräftiger Gestalt war Wendelin fast schmächtig zu nennen. Das schmale,

bartlose Gesicht hatte gerade keinen krankhaften Zug, doch zeigte es eine fahlere Gesichtsfarbe, wie man sie zwar anderwärts im Berchtesgadener Lande nicht selten findet, die aber gerade den Bewohnern der Ramsau nicht eigen ist. Die feinen, blut- und farblosen Hände über einander gelegt, saß er nun wohl schon über eine Stunde in seinem Wägelchen vor dem Hause und wartete auf die Ankunft Floris, den Sepp bestimmt mitzubringen versprach. Und als der Erwartete endlich kam, da reichte er ihm schon von weitem die Hand hin und hieß ihn freundlich willkommen.

Flori suchte in Wendelins Augen durchaus einen geheimen Kummer zu lesen, aber diese Augen sprachen so viel Zufriedenheit aus und lachten ihn so freudig an, daß der Bursche sich in der That auch hinsichtlich seines zweiten Opfers beruhigen zu können glaubte. Und auch das fernere Gespräch mit Wendelin überzeugte ihn vollkommen, daß der Bursche den Verlust seiner beiden Füße nicht sonderlich betraure.

Dennoch machte es einen tiefen, wehmütigen Eindruck auf ihn, als der Krüppel mit seinem Wägelchen in die Stube rollte und vor dem gedeckten Tische Platz nahm, Flori einladend, sich neben ihn zu setzen.

Das Essen wollte dem Soldaten trotz des Zuredens seiner beiden Gastgeber nicht recht munden und auch dem eigens seinethalben angezapften Fäßlein Bier sprach er nur notgedrungen zu. Der Hals war ihm wie zugeschnürt. Er bemühte sich aber nach Kräften, Wendelin zu unterhalten und seine vielen Fragen zu

beantworten. Namentlich interessierte den seit seiner Knabenzeit nicht mehr über die Grenze seines Besitztums Hinausgekommenen das Leben in Stadt und Kaserne, und er wurde nicht müde, immer wieder auf das letztere zurückzukommen. Es schien ihm ein gewisses Behagen zu bereiten, dem Militärdienst entgangen zu sein, und er gab diesem Gefühl auch Ausdruck, indem er sagte:

„No' schau, hätt' i meine Füaß, wer woaß's, ob i nit aa in so an' blau'n Klüftl stecket. Da is 's mir do' scho' lieber, i kommandier da haraust, als wenn i mi drinn kommandiern müaßt lassen." Und er lachte herzlich ob seines gütigen Geschickes.

Flori aber war dennoch froh, als der Zeiger der Schwarzwälderuhr so weit vorgerückt war, daß es Zeit schien, in die Nachmittagsvesper zu gehen. Er dankte den beiden Burschen für ihre Gastfreundschaft und verabschiedete sich mit dem Versprechen, bald wieder zu Wendelin in Hoagast zu kommen. Er atmete leichter, als er den Führmannhof hinter sich hatte.

Seine Gedanken waren nun wieder ganz bei dem blinden Mädchen, das ihm immer noch das bedauernswertere schien. In seinem Sinnen hätte er bald ein altes Weiblein überrumpelt, das, auf einen Krückstock gestützt, gebückt und mühsam den Weg heraufkeuchte. Er war wirklich etwas unsanft an die Alte angerannt und erwachte erst bei der scharfen Berührung aus seinen Träumen. Die Alte hatte sich nur mühsam im Gleichgewicht erhalten.

„Nix für unguat!“ sagte Flori. „I bin grad so meine Gedanken nachganga. Da trink a Maßl auf den Schrecka.“ Dabei griff er in seine Tasche und reichte der Alten einen Sechser hin.

Die Frau sah bald das Geldstück, bald den Soldaten an und schien diese Freigebigkeit kaum fassen zu können.

„No' schau,“ sagte sie endlich, „da siehgt ma's wieder, was i alleweil gsagt hon, 's Liebst muaß ma' der lieben Frau opfern, wenn's eam helfen sollt. Da hon i grad mein' letzten Pfenning in der Kunterkapelln in an' Kirzl verbrennt, dös i der Muattagottes g'opfert hon und iatz krieg i an' Sechser gschenkt. So viel hon i scho' lang nimmer in der Hand ghabt. Vergelt's Gott tausendmal! Vergelt's Gott!“

Und sie trippelte weiter.

Flori dagegen schritt der Kapelle zu. Abermals suchte sein Blick während der Andacht das blinde Mädchen, und die Worte der Alten, daß man das Liebste opfern müsse, um Erhörung hoffen zu können, kamen ihm in den Sinn. Er blieb deshalb nach der Vesper noch einige Zeit auf seinem Platze, und als sich die Andächtigen alle entfernt hatten, trat er zum Altare und legte die ihm von Franzei geschenkte Nelke auf demselben nieder. Dann verließ auch er die Kirche.

Draußen auf dem Platze war es nicht mehr so lebhaft, wie am Vormittage, das Geschäft war zu Ende und der Ullerjakl packte unter Beihülfe der beiden Frauen die verschiedenen Verkaufsobjekte zusammen. In

dieser Arbeit störte sie Flori, der ihnen im Vorübergehen noch einmal „Grüaß Gott!" sagte.

Franzei freute sich sehr darüber und fragte ihn über seinen Besuch auf dem Führmannhofe aus. Beim Abschiede aber sagte sie:

„Hast Dei' Nagerl no'? Dös wird scho' verblüaht sei'." Und indem sie aus ihrem Mieder eine frische Blüte nahm und sie dem Burschen hinreichte, fügte sie hinzu: „Da hast a frisch's, weilst es so in Ehr'n haltst."

Flori nahm erfreut die dargereichte Blume und steckte sie an die Stelle, an welcher vorher die geopferte ihren Platz hatte. Wiederholt erinnerte er sich dabei des alten Weibleins und seiner Worte, und er dachte beim Weggehen:

„Die Alt' hat recht ghabt. I verhoff, dös Nagerl bringt mir a Glück."

VI.

Wenige Wochen später wurde Flori bei der Holzmeisterschaft, welcher der Führmannsepp vorstand, und zwar kostenfrei, aufgenommen. Der Verdienst der Holzarbeit war nämlich zu jener Zeit noch eine Realität und konnte als solche gekauft und verkauft werden. Die Holzlieferung für die Saline verschafft vielen Händen Arbeit und zahlreichen Familien Nahrung. Sie ist die Quelle des Wohlstandes dieser Gnotschaften, denn der Bezirk Ramsau ist an Wäldern der reichste im ehemaligen Fürstentum Berchtesgaden. Schon unter den alten Pröbsten war der Bedarf an Holz sehr beträchtlich.

Die Holzschläger machen nach der alten Sitte des Landes, welche den Innungsgeist liebt, eine besonders geschlossene Zunft aus. Ihre Zahl, ihr Rang und ihre Lebensart hat sich durch eine Reihe von Jahren hindurch förmlich konstituiert. Es gibt in der Ramsau vier Holzmeisterarbeiten (Stätten, an denen das Holz gefällt wird), nämlich: am Hintersee, am Taubensee, an der Schappach und an der Fürschlacht. Die

Hinter- und Taubenseeer bilden die zahlreichsten und vornehmsten Rotten.

Zu jeder Holzarbeit gehören im Durchschnitt fünfzig Mann. Die Unternehmer, mit welchen die Regierung ihre Verträge schließt, heißen Meister. Jeder ganze Meister stellt noch drei Männer zur Arbeit, die halben zwei Knechte und die Viertelsmeister gehen selbst zur Arbeit.

Dazu kommen noch „Bestehwerker", das sind Arbeiter, welche die Saline den Meistern zuschickt und welche sie nicht abweisen können. Diese letzteren arbeiten nach Taglohn und nehmen keinen Teil an dem Gewinne oder Schaden, wie die Meister. Jede Meisterschaft hat auch einen Verraiter (Rechnungsführer) und ihren Meisterknecht, der die Leute bei ihrer Arbeit anführt. Beide werden durch freie Wahl und zwar aus der Mitte der Meister gewählt. Ihre Würde ist bleibend und hört nur durch den Tod oder auch durch förmliche Absetzung auf.

Jeder Verraiter erhält zwei Centner Salz aus der Saline für seine Mühe, jede Meisterschaft fünfundzwanzig Centner und die zu Taubensee einunddreißig Centner.

Die Verträge mit den Meistern schließt das Forstamt ab. Quantum und Preis werden da festgesetzt, die Verteilung und die Plätze zur Fällung bestimmt. Das Forstamt hat sodann von Zeit zu Zeit nachzusehen, daß nicht etwa gegen die Waldordnung gehandelt werde.

Der Vertrag mit der Regierung ist die Richtschnur, nach welcher der Verraiter den Taglohn für die Bestehwerker abmißt; er zieht dabei auch die Meister zu Rate. Der Taglohn wurde gewöhnlich auf dreißig Kreuzer, höchstens auf sechsunddreißig Kreuzer beim Hacken und auf achtzehn Kreuzer beim Vorwerken gesetzt.

Nach Taglohn wurde einst die ganze Holzarbeit bezahlt. Allein die ungleiche Kraftanwendung bei gleichem Lohne und die Hoffnung des Gewinnes beim Gefühle der Stärke führte die Quantitätskontrakte fast allgemein ein. Die Gerechtigkeit spricht für dieselben, denn der träge Arbeiter fühlt dabei den Nachteil, den ihm seine Trägheit bringt, der fleißige, rüstige Mann erhält angemessenen Lohn für seine Thätigkeit.

Allein hierin liegt auch die Quelle unglücklicher Folgen. Der lockende Gewinn reizt den jungen Arbeiter nicht selten zu übermäßiger Anstrengung an, er erschöpft dadurch seine Jugendkraft und schwächt sich vor der Zeit ab. Einst sah man sechzig- bis siebenzigjährige Holzschläger und heutzutage ist es etwas Seltenes, einen Mann von fünfzig Jahren unter ihnen zu finden. Dazu haben diese vorfrühen Greise nur selten den Trost, sich die Ruhe eines sorgenfreien Lebens erkauft zu haben. Ein Gnadengehalt, wie ihn alte, verdiente Salz- und Bergarbeiter erhalten, wird ihnen selten zu teil. Nur die Meister hatten den Vorteil, ihr Recht mit Bewilligung der Regierung an andere abtreten zu können, nun aber hat auch dieser

Vorteil seinen Wert verloren. Eine ganze Meisterschaft wurde in früheren Zeiten um tausend bis zwölfhundert Gulden erstanden.

Auf allen Plätzen, wo ein Holzschlag ist, steht auch eine Hütte, die sogenannte Holzstube. Neben derselben ist ein kleiner Stall für die Pferde angebracht.

Diese Holzstuben sind alle in der gleichen Form erbaut. Sie enthalten nur einen einzigen Raum, dessen Mittelpunkt der Herd einnimmt. Zu beiden Seiten desselben befindet sich eine Bank und rückwärts die Lagerstätte. Hier ruhen die Holzschläger wie die Naturmenschen der Vorwelt auf Laub und Heu und Baumästen.

Jedem Arbeiter ist sein bestimmter Platz auf dem Lager und am Herde angewiesen. Der Verraiter nimmt jederzeit den ersten, der Meisterknecht den zweiten Platz ein. Die übrigen Plätze werden von den Meistern, Halb- und Viertelmeistern nach Rang und Ordnung besetzt.

Jeder Arbeiter ist auch sein eigener Koch. Für eine Woche von sechs Arbeitstagen erhält jeder Knecht von seinem Meister zwei Pfund Schmalz, sechs Pfund Brot und sechs Pfund Mehl. Ist ein Meister freigebig, so legt er noch ein Pfund Käse oder Schotten dazu. Fällt ein Feiertag in die Woche, so wird vorzugsweise an Schmalz abgezogen.

Während die anderen im Walde arbeiten, bewacht ein Mann, der Feuerer genannt, die Hütte,

schafft Wasser und Brennholz herbei und unterhält, wenn nötig, die Flamme, wie er überhaupt für die allgemeinen Bedürfnisse der Arbeiter zu sorgen hat. Er ist der Erste, welcher sich vom Lager erhebt, und der Letzte, der sich zur Ruhe begibt, ist sozusagen der Diener.

Den Herrn und Hausvater stellt der Verraiter und in seiner Abwesenheit der Meisterknecht vor. Die Tagesordnung ist eine sehr einfache. Morgens um fünf Uhr erhebt man sich vom Lager, betet laut das Morgengebet, das der Meisterknecht vorbetet, und geht dann zur Arbeit. Nach vollbrachtem Tagewerk kehrt man zurück, betet vor dem Schlafengehen den Abendsegen und legt sich dann zur Ruhe. Es ist keinem Arbeiter erlaubt, sich nachts von der Gesellschaft zu trennen. Wer sich heimlich entfernt, muß zur Strafe am nächsten Tage öffentlich einen Rosenkranz beten. Während dieses Strafgebetes herrscht die tiefste Ruhe, denn wer den büßenden Sünder unterbräche, würde selbst zu gleicher Strafe verurteilt. Aber kaum hat der Betende das Wörtchen „Amen" gesprochen, so löst sich bei seinen Genossen die Zunge, und der Bedauernswerte bleibt wochenlang der Gegenstand der allgemeinen beißendsten Satire. Streit, der zu Thätlichkeiten ausartet, wird noch strenger bestraft. Der Anstifter wird eine ganze Woche lang sowohl von der Arbeit, als auch von der Gesellschaft der übrigen ausgeschlossen; das ist Holzermanier.

Man arbeitet dort oben auf den Bergen auch

im Winter. Das Holz wird da auf Schlitten geladen und zu Thal, zu Trift und Klause, wie später näher beschrieben, befördert. Auch hier bei der Arbeit ist jedem seine besondere Stelle angewiesen, und wer es wagt, ohne Erlaubnis an einem andern vorüberzufahren, dem folgt die Strafe auf dem Fuße nach. Der Beleidigte ist befugt, seinen beladenen Schlitten auf der Stelle stehen zu lassen, und der Ordnungsstörer muß denselben dann während der Rastzeit an den Ort der Bestimmung führen. Auch dies ist Regel.

So lebt die kleine Republik der Holzschläger nach ihren ganz eigenen und bestimmten Gesetzen, und die genaue Beobachtung derselben gewährt den Arbeitern Vorteile, Stärke und Ruhe.

Flori war einer der fleißigsten Holzschläger und er konnte infolge dessen seine Ersparnisse von Woche zu Woche vermehren. An den Samstagen kam er gleich seinen Mitarbeitern zu Thal und ward von seinem Döden, dem Malersteffl, bei welchem er seine Herberge aufgeschlagen hatte, immer sehnlichst erwartet und feierlich empfangen. Für Steffl war jetzt alle Sonntage Kirchweih, denn sorgte er für eine gute Liegerstatt, so beschaffte der Holzschläger ausreichend Speise und Trank und „das Künstlerelend“ war dem alten Manne nun nicht mehr so fühlbar.

Bei dem Sonntagsamte in der Kirche zu Ramsau oder am Kunterweg fehlte Flori niemals, hier sah er ja jedesmal das blinde Franzei, und sie war es wohl

hauptsächlich, für die er betete — um die er betete. Das Mädchen wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn, und wenn er hin und wieder auf das Ullerlehen zum Hoagast kam und das stets heitere Mädchen ihn freudig empfing, und wenn es ihn dann beim Fortgehen freundlichst einlud, bald wieder zu kommen, da fühlte er, wie die Blinde immer mehr und mehr sein ganzes Herz in Beschlag nahm, und bald schien das Leben für ihn nur noch den einen Zweck zu haben, nämlich den, sich des Mädchens Herz zu erringen.

Franzei hatte freilich keine Ahnung davon. Sie ließ ihre herzgewinnende Freundlichkeit nicht nur Flori allein, sie ließ sie jedermann in gleichem Grade angedeihen. Nur dem Führmannsepp gegenüber war diese inniger und lebhafter, denn ihn schätzte sie am meisten, die Freundschaft für ihn hatte sie in ihrem Herzen großgezogen. Doch dieses Herz kannte noch nicht das heißere Gefühl der Liebe, und das war es, was Flori tröstete und ihn in seinen Hoffnungen ermutigte.

So war „Kathrein" herangekommen, um welche Zeit in den Bauernhöfen der sogenannte kleine oder Kathreinfasching mit dem Abdrischtanz, letzterer zur Feier des Ausdreschens des Getreides, abgehalten wird. Nach altem Brauch wird an solchen Abenden von der Bäuerin ein festtägliches Mahl bereitet mit Fleischspeisen und Backwerk, Freunde und Bekannte werden dazu eingeladen und Burschen und Deandln kommen meistens maskieret. Ein „Fläutlbläser" (Flöten=

spieler) und „Hackbrettler" spielen auf, und bis spät in die Nacht hinein geht es da lustig her bei Sang und Tanz.

Auch beim Wimbachbauern wurde ein solches Abdrischfest gefeiert. Der Ullerjakl hatte auf diesen Tag seinen Operationsplan festgesetzt, den Führmannsepp mit Resei, der vermöglichen Bauerntochter, zusammen zu „bandeln". Aber der Sache setzte sich eine bedeutende Schwierigkeit entgegen, da der Bursche durchaus keine Lust zeigte, diesen Abdrischtanz zu besuchen. Der Ullerjakl, im Planmachen nicht besonders erfinderisch, dachte hin und her, wie er es anfangen sollte, den Sepp herumzukriegen, aber es fiel ihm schlechterdings nichts ein.

„Mei'," sagte er wenige Stunden vor dem Tanze, „die ganz' Freud' is mir verdorben für heunt."

„Warum denn?" fragte Franzei.

„Warum?" entgegnete der Alte. „I hätt's so gern ghabt, daß der Sepp heunt mit mir awi gehet zum Wimbachbauern, daß er tanzet und lusti waar, denn seit sei' Voda, der alt' Führmann, wieder von seiner Holzhandelschaft zruckkemma is, is der Bua granti, er singt und lacht nimmer und is alleweil fuchsteufelswild."

„Eu na'! der arme Bua!" erwiderte Franzei. „Sei' Voda schaut halt alleweil in Wendelin eini und ma' woaß's ja, daß er willens is, dem 'n Hof zu übergeb'n. I kann's 'n Sepp nit verdenka, wenn 'n dös trauri macht."

„Wer woaß, wie's no' kimmt!“ meinte Jakl. „I moanet halt, es waar guat, wenn er si' nit so von aller Lust wegdrucket; sei' Gmüat wäret wieder frischer. Da waar halt grad heunt der rechte Tag dazua, denn der Abdrischkirta beim Wimbachbauern is der lustigste im Landl, da wird gessen und trunka, was 's Zeug halt, und aftn gsunga und tanzt, daß mir alten Kerl 's Bluat no' rogla wird.“

„Gsunga und tanzt?“ rief Franzei, und sie zeigte, daß auch in ihren Adern des Vaters Blut floß, denn es wurde ebenfalls „rogla“, und brennend vor Begierde fragte sie jetzt:

„Voda, erfüllst mir mein' Wunsch, wenn i's vermag, 'n Sepp dahin z'bringa, daß er heunt zum Wimbachbauern geht?“

„Du vermoanst dös z'kinna?“ fragte der Alte dagegen. „Und was is nacha Dei' Wunsch?“

„Daß i aa mit därf, zum erstenmal in mein' Lebn, denn i möcht' aa tanzen hörn, i möcht' selber tanzen; dös war von jeher mei' Lieblingswunsch. Erfüllst mir'n, so nimm i's auf mi und richt's, daß der Sepp mitgeht.“

Der Ullerjakl sah das Mädchen ganz verdutzt an. Er fand zwar alles ganz natürlich, denn Franzei hätte ja nicht sein Kind sein müssen, aber sie war ja blind — und dann stand auch die „Todsünde“ vor seinem Geiste, der er sich schuldig zu machen glaubte, wenn er das Mädchen zu einer derartigen Lustbarkeit zuließe.

Franzei aber verstand es, den Tod von der Sünde wegzuschwatzen, da ja ein Tanz im Bauernhause kein öffentlicher sei, sondern nur eine ganz harmlose Unterhaltung.

Und wenn Jakl in Betracht zog, wie gerade hier der Anfang gemacht werden könne, zwischen dem jungen Holzmeister und Resei ein Verhältnis herbeizuführen, was ihm sehr am Herzen lag, da ja die Wimbachbäuerin ihn oft genug an sein Versprechen erinnerte und er gerne allen Leuten zu Gefallen war, wie sollte er da dem Wunsche seines Kindes widerstehen, wenn dessen Erfüllung zur Beförderung seines Planes beitragen konnte!

Aber plötzlich fiel ihm seine alte Mutter ein.

„Was is 's aa, wenn i Dir's erlaub," sagte er; „d' Ahnl thuat's niemals. I trau mir's aa gar nit z'fragn."

„Dös laß mir nur über," meinte das Mädchen, listig lächelnd.

„No', mir is 's recht!" entgegnete der Alte mit zweifelnder Miene.

Als dann bald darauf Sepp auf dem Nachhausewege vom Wirtshaus am Ullerlehen vorüberkam und wie gewöhnlich einen kleinen Hoagast machte, was die alte Ullerin immer ganz besonders erfreute, ging ihm Franzei bis auf die Gred entgegen und sagte zu ihm:

„Sepp, Du hast mir's scho' lang versprochen, daß D' amal mit mir tanzst."

„I waar zum Tanzen grad aufglegt," antwortete er. „Aber was moanst?"

„I moan, Du sollst mir z'liab amal a Stündl lusti sei'. Geh zua, geh mit mir heunt zum Abdrischkirta aufs Wimbachlehen; woaßt ja, wie gern i tanzet."

Der Bursche gab bei den Bitten des schönen Mädchens seinen Trotz bald auf und mit freundlicher Miene erwiderte er:

„Dei' Will'n soll gschehn; i geh mit. Was sagn aber Dei' Voda und d' Ahnl dazua?"

„'n Vodan is 's recht, und d' Ahnl, die muaßt Du rumbringa. Du kannst es mit ihr, Dir schlagt's nixi ab."

Und er „konnte" es mit der alten Ullerin in der That. Diese barg in ihrem Innern längst den geheimen Wunsch, Sepp und Franzei möchten ein Paar werden.

Zur nicht geringen Überraschung ihres unmündigen alten Sohnes gab sie gerne ihre Genehmigung, freilich nicht, ohne hinzuzusetzen:

„Auf an' Wirtshausball därfs Deandl niermals mit, aber zum Abdrischkirta kann's ja gehn, zumal ihr Voda und der Sepp dabei san."

Bei Nennung des ersteren blickte sie diesen zwar mit sehr wenig Hochachtung an, desto mehr Gewicht aber legte sie auf den Namen des letzteren.

Gegen Abend schritten nun Sepp, Jakl und Franzei zum Wimbachhofe, wo sie mit viel Freude

und Auszeichnung empfangen wurden. Während Jakl und seine Tochter in die untere Stube eintraten, wo schon mehrere Gäste, teilweise in Masken, zugegen waren, bat die Bäuerin den jungen Holzmeister, mit ihr in die „schöne Stube" im obern Stock zu gehen.

Da war in schön bemalten Kästen und Truhen die reiche Aussteuer Resei's aufbewahrt, und es mochte der Bäuerin weniger darum zu thun sein, den werten Gast auf dem schön gedeckten Tisch mit ausgesuchten Speisen und Trank zu bewirten, als ihm jene zu zeigen.

Es war auch nicht zufällig, daß sie ein eisenbeschlagenes Kistchen öffnete, aus welchem dem Burschen die bis an den Rand reichenden Kronenthaler entgegenfunkelten. Außerdem sollte er Schaumünzen in Gold und Silber, Ketten und Geschnüre in reicher Menge zu bewundern haben. Die hohen Kästen waren voll der prächtigsten Hausleinwand, und noch manch' anderes sollte dem Sepp einen Begriff von dem Vermögen der Bauerntochter geben.

Aber Sepp ahnte noch nicht, daß die Bäuerin eine bestimmte Absicht hatte, gerade ihn damit bekannt zu machen. Es sollte dies erst der Fall sein, als nach einiger Zeit der Ullerjakl in die Stube herauf kam, der Bäuerin sagte, daß neue Gäste gekommen seien, und diese sich zur Begrüßung derselben entfernte.

„No', was sagst?" rief der Alte dem Sepp zu.

„Moanst nit, daß 's Resei a rarige Hochzeiterin abgebet?"

„Kennst leicht Du scho' ihren Hochzeiter?" fragte der Bursche dagegen.

„I kenn nur oan," antwortete der Ullerjakl. „Schenk mir a Glasl Wein ei' und stoß mit mir an, aftn sag i Dir'n."

Der Bursche that lächelnd nach dem Wunsche des Alten, der, ehe er das volle Glas an den Mund setzte, sagte:

„Woaßt, i kenn nur oan, der fürs Resei passet, und dös is der ehrengeachtete Josef Führmann; der soll leb'n. Vivat hoch!"

Und mit einem Zuge leerte er das Glas.

Sepp dagegen hatte das Glas, ohne es an den Mund geführt zu haben, wieder auf den Tisch gestellt und lachte aus vollem Halse.

„Lach nur!" fuhr Jakl fort und schenkte sich das Glas wieder voll. „Dös trink i iatz auf die Gsundheit vom schöna und reicha Resei, Deiner ehr- und tugendsamen Hochzeiterin; sie soll leb'n. Vivat hoch!"

Und wieder trank er das Glas leer.

Sepp trank auch dieses Mal nicht mit, sondern sagte:

„Hör auf mit Deine Dummheiten! Laß uns awi gehn in d' Stub'n; die junga Leut möchten tanzen."

Damit schritt er der Thüre zu. Der Ullerjakl aber schenkte sich schnell noch ein drittes Glas ein und sagte:

„Dös geht auf mei' Gsundheit; i soll leb'n. Vivat hoch!"

Dann eilte er, so schnell er es vermochte, dem Sepp nach.

In der Bauernstube ging es schon lebhaft her; es kamen viele Burschen und Deandln mit schwarzen Tüchern vor den Gesichtern, und da gab es manchen Schabernack, bis sich dieselben zu erkennen gaben. Endlich begannen der Hackbrettschläger, ein Geiger und der Ullerjakl mit dem „Fläutl" zu musizieren, und mit Juhgeschrei und Schnalzen ging es zum Tanze.

Franzei war bis jetzt unter der Obhut Resels gewesen, nun aber hörte sie sich zu ihrer Freude von Sepp ansprechen und zum Tanze auffordern. Er hielt die Blinde fest in seinem Arm, befürchtend, es könnte ihr die ungewohnte Belustigung anfangs nicht gut bekommen. Aber es traf hier das Schnadahüpferl vollkommen zu, welches die Burschen unter anderem sangen:

„'s Deandl kann tanzen,
Geht her, wie a Pflanzen,
Geht her, wie der Wind,
Wann der rechte Bua kimmt."

Freilich kam nicht immer dieser rechte Bua, denn die meisten, welche sich um einen Tanz bei der Blinden bewarben, sagten dem Mädchen wenig zu und Sepp konnte nicht immer mit ihr tanzen.

Sie selbst trug hieran die Schuld. Ihr Vater hatte ihr in die Ohren geraunt: „Sag döcht 'n Sepp,

er soll aa mit 'n Resei tanzen." Und sie hatte dies dem Burschen gesagt.

Sepp war aber von dem ersten Tanze mit der Bauerntochter so befriedigt, daß er ein zweites und drittes Mal und noch viel öfter mit ihr tanzte, so daß Franzei alle Ursache hatte, ihre Aufforderung zu bereuen.

Der Ullerjakl aber lachte und nickte der Wimbachbäuerin verständnisvoll zu.

Gegen Mitternacht trat Jakl mit seiner Tochter und Sepp wieder den Heimweg an. Franzei bemerkte hierbei, daß Sepp sehr zerstreut und nachdenkend war.

„Gelt, Sepp," fragte sie leise den sie am Arme führenden Burschen, „Du bist mir nit bös, daß i Dir's ghoaßen hon, Du sollst öfters mit 'n Resei tanzen?"

„Gwiß nit!" antwortete Sepp.

„So versprich mir was!" lispelte das Mädchen leise, „als Zoacha (Zeichen), daß D' wahr red'st. I möcht auf an' rechtschaffan Faschingsball kemma, wo i mit Dir nur alloa' tanzen kunnt. Versprich mir's scho' heunt, daß D' mi hin führst, aaf daß i mi scho' iatz drauf freu'n kann."

Und als ihr der Bursche, der sich mit ganz anderen Gedanken zu befassen schien, nicht gleich antwortete, drang sie wiederholt in ihn.

Sepp gab ihr darauf die Hand und sagte:

„Dei' Willn soll gschehgn!"

Franzei konnte sich eines Freudenrufes nicht enthalten, der ihren voranschreitenden Vater zu einem

hellen Juhschrei veranlaßte, welcher von den in näherer oder weiterer Entfernung heimkehrenden Burschen und Deandln vielfach erwidert wurde.

Nur Sepp allein war schweigsam.

Desto mehr aber plauderte der in sehr animierte Stimmung versetzte Jakl, und weder Sepp noch Franzei kannten den eigentlichen Grund seiner Fidelität, als er jetzt beim Überschreiten der rauschenden Achen sang:

„Und heunt waar's mir oa' Ding,
Und gaang all's verdraaht,
Und wenn Wein statt Wasser
Im Bach rinna thaat."

VII.

Der Winter hatte seine Herrschaft schon lange angetreten. Der Rauch steigt leicht und gerade aus den Kaminen der vereinzelten Höfe in die Luft. Alles rings herum ist weiß, die näheren Höhen leuchten schneegrell, nur die ferneren Berge blauen im Dunste der Weite. Oft sind sie von dichten Nebeln verdeckt, doch wenn sich diese plötzlich herabsenken und die flimmernden, vom gelblichten Strahle umzuckten Gipfel des Watzmanns und Hochkalters jäh über den Wolken zu schweben scheinen, da bringt die blendende Wintersonne im flockenweißen Gebirge durch das prismatische Funkeln des Winterkleides, durch das Gleißen und Blitzen der Frostkrystalle einen unbeschreiblichen Reiz hervor.

Hatte die Natur bis auf die zauberischen Lichteffekte ihre Thätigkeit eingestellt, so war dies für die Bewohner der Ramsau nichts weniger als eine Zeit der Ruhe. Im Gegenteile pulsierte hier gerade jetzt das regste Leben und Treiben im Thal und in den Hochwaldungen des Gebirges. Die Holzschläger tummeln sich auf den Ziehwegen, um das im Sommer

und Herbst gefällte Holz auf Handschlitten zu Thal zu transportieren.

Der Winter, welcher mit seinem tiefen Schneefall die Schluchten und Moore, die Zwischenräume der wirr durcheinander geworfenen Felsblöcke, die Rinnsale der Quellen und Bäche trügerisch überdeckt und die Wildnis des Gebirges undurchdringlich macht, glättet die Ziehwege zur lustigen, auch in mondhellen Nächten belebten Schlittenbahn.

Sobald hinreichend Schnee gefallen, eilen die Holzzieher zu den Ziehwegen und ebnen mit darauf geschaufeltem und festgestampftem Schnee die Bahn, zu welcher der Winter immer neu und oft so freigebig den flockigen „B'schutt" liefert, daß sich die Holzzieher nur mit Mühe desselben erwehren und verhindern können, daß der Ziehweg nicht vollständig im Schnee vergraben wird.

Das an die Ziehwege gebrachte Holz wird zu drei und fünf Viertelklaftern der Quere nach auf die Schlitten gereitelt. Diese Holzschlitten bestehen aus Kufen von Ahornholz, mit Eisenschienen beschlagen, und sind zum Sperren an beiden Seiten mit abwärts gebogenen eisernen Griffen, sogenannten „Kräul" (Krallen), versehen, deren dreieinhalb bis vier Fuß lange hölzerne Handhaben aufwärts gegen die Kufhörner stehen.

Der Holzknecht tritt zwischen die Kufen und zieht an dem Schlitten, bis derselbe durch seine eigene Schwere so in Schuß kommt, daß er auf einer glatten

Bahn die Stunde in sechzehn Minuten zurücklegt. Er lenkt dann den Schlitten mit seinen eisenbeschlagenen Schuhen von dem am vordern Teile befestigten Sitzbrette aus und mäßigt dessen Schnelligkeit durch eine hinten mit Ketten befestigte, aus mehreren Scheitern (Drehlinge) bestehende Schlepplast.

Um sich nicht gegenseitig zu hindern, fahren die Holzknechte gleichzeitig einer hinter dem andern ab und bringen ebenso die am Lagerplatz geleerten Schlitten wieder den Berg hinauf.

Am Stellplatze angelangt, wird dann das Pfeifchen angezündet und das Scheitholz aufgeschichtet. Sobald dieses geschehen, wird es vom Holzmeister gemessen und der Lohn des Holzers danach berechnet.

Die Holzschläger kampieren auch zur Winterszeit die Woche über auf ihren Holzstuben, und da heißt es oft des Morgens sich aus dem Schnee herausschaufeln, der über Nacht gefallen ist. Ebenso müssen sie sich am Abend wieder hineinarbeiten, um sich an dem lustigen Herdfeuer zu wärmen und den Holzerchmarren zu kochen.

Flori war einer der gewandtesten und geschicktesten Fahrer und steigerte so seinen Verdienst und seine Ersparnisse. Dabei gedachte er stets des blinden Franzei, und es machte ihm nichts mehr Freude, als wenn des Mädchens Vater, der Ullerjakl, der zwar nicht beständig, sondern nur hie und da auf der Holzstube war, mit ihm über seine Tochter plauderte. Da fehlte es denn auch nicht, daß der Alte „maultrommelte“,

und die kerngesunden Burschen auf ihrem Lager vergnügten sich mit dem Gesange lustiger und gemütvoller Lieder, bis einer nach dem andern „abfiel“, das heißt: einschlief.

Und war dann alles stille, so wachte noch Flori und seine Gedanken weilten bei Franzei. In mondhellen Nächten trat er meistens, das Pfeifchen im Munde, hinaus vor die Stube und ergötzte sich an der blendenden Schneedecke und den Wundern, welche das nächtliche Gestirn auf Wald und Felsen hervorzauberte, denn der Mond erschafft in den Schneewüsten des Hochgebirges eine Welt, wie sie kein menschliches Gehirn ersinnen kann.

Aber nicht seinen Lieblingsgedanken allein gab sich der Bursche in solchen Nächten hin; oft lauerte er, vom Förster dazu ermächtigt, dem langsam durch eine Risse zu Thal schleichenden Fuchs auf, den er dann mit seinem Reißbeile (der an einer Stange befestigte Eisenhaken nebst Spitze ist das Hauptwerkzeug des Holzziehers) zu erschlagen suchte, was ihm auch manchesmal gelang.

Dabei hörte er oft das Abgehen des gefrorenen Schnees, wenn das Wildbret herunterzog, manch' starker Hirsch kam in der Führung über die Leiten her und verhoffte an dem unbeweglich dastehenden Burschen, aber alsbald zog er wieder vertraut weiter, die Tiere ihm folgend, um den Äsungsplätzen zuzuziehen.

In raschem Tempo naht sich dann wieder unter Vorausschickung einer Wache, welche auf die einzelnen

Grate springt, ein Rudel Gemsen. Sie kommen von der Seite und ziehen über die Seite, um ihre Latschenplätze zu erreichen.

Sonst herrscht die tiefste Stille.

Plötzlich aber ertönt ein Schlag und ein fürchterlicher Schrei, ähnlich dem eines Hundes, dann ein zweiter, gedämpfterer und endlich noch ein letztes Gestöhne. Es kam von dem überlisteten Fuchse, dem Flori aufgelauert und den er nun als herrliche Jagdbeute mit prächtigem Winterpelz nach sich zog. Ein Juhschrei kündigte den Kameraden den glücklichen Fang schon von weitem an, und dann gab es noch bis spät in die Nacht neuen Stoff zur Unterhaltung.

Mit dem dämmernden Morgen geht es dann wieder zum neuen Tagewerk; meist unter Juchzen und Gesang geht es oft auch ganz unvermutet in die — Ewigkeit.

Lustig ist der Holzschläger, solange der Schnee währt, beginnt es aber zu tauen und zu regnen, dann ist sein guter Humor dahin, denn die Arbeit gerät nicht nur ins Stocken, sondern monatelange Plage wird oft in wenigen Minuten zunichte gemacht, wenn infolge Tauwetters und heftiger Regengüsse in den Rissen die Wildwasser oder Runsen herabstürzen. Diese sind furchtbarer als Gewitter oder Lawinen, welche in der Regel einen unschädlichen Verlauf nehmen in tiefen Rinnen und Kesseln. Löst der Föhnsturm die Schneemassen der Berge auf und folgt ihm ein tüchtiger, oft wolkenbruchartiger Regen, so schwellen in wenigen

Stunden die Runsen zu wilden Strömen an. Sie fallen über die steilen Böschungen der Felsenmauern donnernd ins Thal herab und füllen ihre breiten, trümmerreichen Rinnsale. Es gibt kaum etwas Grauenerregenderes, als diese Wasserdämone in voller Thätigkeit. In jähem Sturze reißen sie mit rasender Gewalt die größten Felsblöcke durch ihr Bett herab, führen stehende Tannen, Geröll, Sand und Erde in gelbbraunen Wellen mit und dehnen sich dem Thale zu, Wiesen und Äcker verheerend, bis sie den Fuß der Thalsohle erreicht haben. Das Donnern dieser Stürze, das Poltern und Krachen der wild übereinander daherrollenden Steinblöcke tönt weit durch Berg und Thal und erfüllt die Bewohner des Geländes mit Entsetzen.

Die Holzschläger eilen, wenn es zu tauen beginnt, mit Stangen, Haken und Schaufeln zu den Sturzbächen, um die Aufstauungen möglichst zu hindern und zu zerteilen. Sie können es jedoch oft nicht verhindern, daß Hunderte von Klaftern Holz, die sie mühselig an die Ziehwege geschafft, von den tobenden Fluten erfaßt und mit ins Thal gerissen werden. Hier bleiben sie dann unter Sand und Geröll vergraben oder werden mit dem zum Strome angewachsenen, allen Wehren spottenden Thalflusse fortgerissen als herrenloses Gut.

Manch' braver Holzschläger nimmt bei solchem Rettungswerke Schaden an Leib und Leben. Oft haben solche Wasserfluten die Schrecknisse kleiner Brüche und Bergstürze im Gefolge, wobei mancher Arbeiter

von den herabstürzenden Felstrümmern zerschmettert oder von den Ästen stürzender Bäume erfaßt und hineingerissen wird in diesen wilden, rasenden Sturzbach. Da gilt es dann, den Kameraden mit eigener Lebensgefahr zu retten, und meist auch gelingt es, denn einer steht hier ein für den andern. Ist aber dem oft heroischen Pflichtgefühl dennoch ein Opfer gefallen, so erweisen ihm die Überlebenden alle nur erdenkliche Ehre beim Gange zur ewigen Ruhe. Andächtig beten sie dabei für die Seele des Verunglückten aus frommem, gläubigem Herzen, denn das Leben unter den Gewalten der großen Natur und die beständige Gefahr hat diese Leute daran gewöhnt, schon von Jugend auf ihr Herz zum Himmel zu erheben und ihm zu vertrauen in jeder Lage des Lebens. Sie lehrt nicht erst die Not beten!

Die Holzarbeit des Führmannes hatte heuer keinen derartigen Unglücksfall zu verzeichnen, wenn sie auch gegen das Frühjahr hin von jähen Wildwassern nicht verschont geblieben war. Flori half da in unermüdlicher Weise, wo es nur galt, und der Holzmeister würde ohne ihn zu manchem Verluste gekommen sein. Das erkannte nicht nur der alte Führmann, sondern auch Sepp, und ein fast freundschaftliches Verhältnis war zwischen ihnen eingetreten. Meist gingen sie an den Sonnabenden zusammen von der Arbeit nach Hause auf dem Grieswege durch das Wimbachthal.

Dies war auch am Vorabend des Fastnachtsonntages der Fall, als sie auf dem Baumstumpfe neben

der Gedenktafel das ihren Vater erwartende blinde Franzei erblickten.

„Schlaterawall!" rief Sepp, „'s Franzei wart' auf mi — i denk's leicht, warum. Wart auf mi vorn beim Bauern, denn i muaß dort 'n Hoagast machen. I hon mit Dir z' redn."

Und während Flori den Weg weiter ging, schritt Sepp zu Franzei hin.

„Sepp, bist es?" rief ihm diese entgegen und auf seine bejahende Antwort reichte sie ihm freundlich die Hand zum Gruße.

Das Mädchen, welches über dem Mieder das gestrickte, braune, rot und grün geränderte Wollröckl (Hemmat) trug, sah heute blühender aus denn je, und Sepp betrachtete es wohlgefällig. Franzei steuerte sofort und ohne alle Umschweife auf ihr Ziel los.

„Sepp," sagte sie, „morgn is Faschingssunnta und übermorgn is der Maskeraball beim obern Wirt. Woaßt es no', was D' mir versprocha hast?"

„Gwiß," entgegnete der Bursche nicht ohne Verlegenheit; „daß i Di zum Tanz führ'."

„Und thuast es?"

„Wennst es verlangst, ja."

„I verlang's," fuhr das Mädchen fort. „Von Berchtesgaden umma hon i mir a neumodisch Maschkeragwand verschafft, ganz im gheimen; die alt' Steinerin tragt Dir's nachi, wennst heunt hoamgehst. Heb's guat auf und bring mir's übermorgn nachts zu der Kapelln. Dort triffst mi, sobal d' Ahnl eingnaffazt

(eingeschlafen) hat. Neamd soll a Wörtl erfahrn. Bist einverstanden?"

„Es soll a so sei' — aber — was kriag i für a Drangeld, Franzei, wenn i nach Dein' Willn thua?"

„A Drangeld?" fragte die Blinde.

„No', ja, i moanet — geh zua, schenk mir a Bussei; grad auf a sölles waar i versessen."

„A Bussei?" fragte Franzei errötend. Doch rasch setzte sie hinzu: „Du sollst oans kriagn, aber erst, wennst mi aaf 'n Ball geführt hast, aftn —"

„Und warum nit iatz?"

„Weil — weil — hörst nit mein' Vodan kemma?"

In der That hörte man ein nahes Huppen, und Jakl kam, wie immer, vergnügt heran.

„Bleibt's dabei?" fragte Franzei nochmals flüsternd den Burschen.

„Mei' Wort drauf!" versicherte dieser.

Gleich darauf schritten alle drei den Steig hinab, welcher am Wimbachlehen vorüberzieht. Der Ullerjakl gab dem Burschen durch Zeichen zu verstehen, daß er da nicht vorübergehen solle, ohne einen Hoagast zu machen, und Sepp, der dies ohnedem schon vorhatte, verabschiedete sich nun von seinen Begleitern, welche rasch weiter schritten.

„Was thuat er denn im Wimbachhof?" fragte Franzei den Vater, denn es that ihr leid, Sepp nicht länger zum Begleiter zu haben.

„Mei', wird halt a G'schäft habn," antwortete Jakl.

Die Blinde ließ das gelten und ihre Gedanken richteten sich jetzt ausnahmslos nur auf den übermorgigen Faschingsball.

Flori hatte hier, wie ihm geheißen, auf den Holzmeister gewartet und dem vorübergehenden Franzei einen stillen Gruß zugesandt. Als er dann bald darauf mit Sepp den Heimweg antrat, sagte dieser zu ihm:

„Gelt, übermorgn beim Faschingsball, da schnellst mir 's Franzei. Kann i mi auf Di verlassen?"

Flori nickte nur stillschweigend mit dem Kopfe und schlug in die dargereichte Hand des Kameraden. Dann ging er seinem Wohnorte zu, erst sinnend, plötzlich aber laut auflachend und das Schnadahüpfl vor sich hinsingend:

„I woaß nit, wie's kimmt,
Daß die Liab a so brinnt,
Und daß oa' Bua dem andern
Sei' Deandl wegnimmt."

VIII.

Der Faschingsball im alten Wirtshause zu Ramsau hatte begonnen. Zwei Geiger, ein Hackbrettschläger und ein Schwegelpfeifer, als welcher der Ullerjakl fungierte, bildeten das Orchester, das in einer Ecke des rings an den Wänden mit einer Bank versehenen, durch mehrere versilberte Wandleuchter erhellten Saales untergebracht war. In den anstoßenden Gemächern wurde gespeist und getrunken.

Es gibt in der Ramsau nur drei öffentliche Tänze im Jahre, nämlich zur Kirchweih, am Katharinentage und zur Fastnacht, unter welchen der letztere der besuchteste ist. Die jungen Leute kommen zu diesem Balle meist maskiert. Sie lieben es vorzugsweise, bei dieser Gelegenheit in der uralten Berchtesgadener Tracht zu erscheinen, wie Großeltern und Urgroßeltern sie trugen, die Burschen in Zwilchschälken und hochgipfeligen gelben Hüten mit grünem Band und Futter, oft mit weißwollenen Untermützen, wie sie der Reim schildert:

„Grasgrüne Hüt und weiße Kappen,
So gehn die Berchtesgad'ner Lappen."

Die Weibertracht lernten wir schon in einem früheren Kapitel an der alten Ullerin kennen, die sich allem Fortschritte zum Hohn noch immer in diese alte Tracht kleidete.

So kamen die Tanzlustigen von den zerstreuten Lehen teils zu Fuß, teils zu Wagen heran und alsbald erklang lustige Musik, zu welcher die Musikanten mit den Füßen den Takt gaben und die Burschen nach diesem Takte sangen und pfiffen. Die Lieblingstänze waren: der langsame Walzer und der Pempererstoißer oder Neubeuerische. Den ersteren Namen führt er von pempern (pumpern), worunter man einen durch Stoßen u. s. w. verursachten Schall versteht. Die Burschen singen dabei den Spielleuten ihre Lieblingslieder vor, welche diese solange nachspielen, bis im Tanze inne gehalten und von einem andern Burschen eine neue Tanzmelodie angegeben wird.

Der Bursche pfeift während des Tanzens mit einem durchdringenden Ton auf den Fingern. Das Mädchen dreht sich mit niedergeschlagenen Augen im Zirkel um die Hand ihres Tänzers, wird von diesem manchmal in die Höhe geschwungen, dann verlassen, unter dem großen Haufen gesucht und wieder gehascht.

Beim „Neubeuerischen" (von bura nova) schreiten immer eine Anzahl von Paaren einher, er ist gleichbedeutend mit dem Schuhplattler. Die Männer singen die Tanzmelodie, stampfen die letzten Aufstriche der Geigen im Takte mit, in der zweiten Figur schnakelt

der Tänzer mit Schuhplatteln um seine Tänzerin, welche sich unter seiner Hand um sich selbst dreht.

Es ging schon einige Stunden auf dem Tanzboden recht lustig her; die Masken, welche ihr Gesicht meist mit Larven verhüllt hatten, neckten sich gegenseitig und helles Gelächter wechselte mit Gesang, Juhgeschrei und Tanz.

Auch Franzei hatte sich, nachdem die alte Ahndl eingeschlafen war, auf den Weg gemacht und fand an dem verabredeten Platze bei der Kapelle den sie erwartenden Sepp. Es war eine prächtige Vollmondnacht. Das Mädchen, welches mit fieberhafter Aufregung diesem Abend entgegengesehen, an dem sich ihr Lieblingswunsch erfüllen sollte, fühlte jetzt doch ein gewisses Bangen und ihre ersten an Sepp gerichteten Worte waren die Frage, ob es nicht doch gescheiter sei, wieder heim zu gehen. Aber der Bursche ermutigte sie, half ihr die blaue Kutte mit der Kapuze rasch anziehen und befestigte ihr vor dem Gesichte eine neue, hübsche Larve. Er selbst war als alter Berchtesgadener gekleidet. Sein schwarzer Barchentrock hatte eine sehr kurze Taille und sehr lange Schoßen; dazu trug er eine lange Lederhose und eine rote Weste. Unter dem schwarzen, mit Band und Schnalle versehenen Hut hatte er eine schwarzseidene Zipfelmütze so über die Ohren gezogen, daß sie das Kopfhaar vollständig bedeckte.

Als er dann die Larve vor das Gesicht nahm, sagte er zu dem Mädchen:

„Von iatz an därf zwischen uns koa' Wörtl mehr anders als in der Maschkerasprach gred't wern und aa da nur dös Allernotwendigste, denn neamd braucht uns z' kenna. Mir is 's nur wegn Dir," setzte er schnell hinzu. „Sollt i Dir also auf a Frag amol koa Antwort gebn, so denk, es hat scho' sein Grund."

Dem Mädchen war diese Vorsicht sehr erwünscht. Sie schritt alsbald rüstig am Arme des Freundes dem Ramsauer Wirtshause zu.

Vor demselben sagte Sepp:

„Laß Di nomal anschaugn, ob nixi feit."

Er that, als ordne er an ihrem Domino. Dies währte nur einige Augenblicke, dann legte er den Arm des Mädchens wieder in den seinen und schritt mit ihr in das Tanzlokal.

So glaubte wenigstens Franzei. Es war ihrem sonst so feinen, jetzt durch die Kapuze gedämpften Gehör entgangen, daß, während Sepp an ihrem Anzuge zu ordnen vorgab, ein anderer Bursche, der genau wie Sepp gekleidet war, sich kaum hörbar näherte, ihren Arm in den seinigen legte und davonschritt, während Sepp dem Paare langsam folgte.

Franzei ward von Flori geführt. Sie war anfangs von dem Lärmen und Singen, Klatschen und Tanzen im Saale wie betäubt. Flori merkte dies und führte sie zur Bank, auf welcher sie sich niederließ und ausruhte.

Der Eintritt dieses neuen Maskenpaares hatte natürlich die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregt,

und man suchte nach Maskenart herauszufinden, wer die Neuangekommenen seien. Aber Sepp, welcher nun ebenfalls im Saale anwesend war, raunte den Neugierigsten in die Ohren, es sei der Revierförster und seine Frau. Dies ward sofort, da die äußeren Formen so ziemlich zutrafen, von jedermann geglaubt und bei dem Respekte, welchen sie vor diesem Beamten hatten, suchten sie das Paar ferner in keiner Weise mehr zu inkommodieren.

Jetzt begann ein Tanz und Flori führte Franzei in die Reihen. Zitterte sie auch anfangs vor Angst, so fühlte sie sich schon nach den ersten Touren vollkommen frei davon, die Lust des Tanzes bestrickte ihre Sinne und machte ihr ein unbeschreibliches Vergnügen. Flori hielt sie fest in seinen Armen oder ließ sie an seinem Finger sich drehen; er hatte für nichts Aug' und Ohr als für seine Tänzerin; er war seelenvergnügt.

Die Burschen sangen mit zunehmender Lust, die Musikanten spielten und stampften. Zum „Steyrischen", der eben aufgespielt wurde, sangen die Tänzer meist in der Fistelstimme:

„Steyrisch tanzen
Und boarisch liabn,
Gasteinerisch hobeln,
Daß d' Schoatn auffliagn.

Und Spielleut, machts auf,
Und Ramsauer, gehts weg,
Und iatz tanzen d' Berchtesgad'ner,
Da schlottern die Kröpf.

Der Bua, der sei' Deandl
Beim Tanzen nit halst,
Kimmt ma vür wie d' Bäurin,
Dö die Nudeln nit schmalzt.

Spielleut, machts auf
Und wir wern enk scho' zahln,
Wenn 's Geld nimmer kleckt (ausreicht),
Schneidn ma d' Hosenknöpf weg.

Annamirl, geh' tanz mit mir,
Annamierl, geh' draah di,
Annamirl, wenn i di nit hätt',
Annamierl, was thaat i?"

So und in ähnlicher Weise erklangen teils aus dem Stegreif gesungene, teils altbekannte Schnadahüpfeln in immer sich steigernder Lustbarkeit, des jugendlichen Blutes bemächtigte sich eine Art Fieber, und geradezu leidenschaftlich drehte sich Bua und Deandl bei dem oft die Ohren betäubenden Singen, Pfeifen, Schnalzen und Tanzen.

Einigemal hatte Sepp den Flori beim Tanze abgelöst. Der Blinden entging das nicht. Flori hielt das Mädchen beim Tanze mit sichtlicher Neigung an sich, fest drückte er seiner Tänzerin Hand und beobachtete bei allem eine liebende Sorgfalt, welche der Blinden auffiel, so daß sie ihm selbst einmal leise ins Ohr flüsterte:

„Sepp, Di kenn i ja heunt gar nimmer; Du bist ja so guat mit mir!"

Sofort fiel es ihr auch auf, wenn sie wieder mit Sepp tanzte. Da war gleichsam die Sonne hinter

kalten Schneewolken verborgen, so daß Franzei fast beängstigt den Freund fragte:

„Gelt, i bin Dir recht zwider, Du möchst mi furt habn? Gehn ma'!"

Im nächsten Augenblicke sagte ihr aber wieder Flori: „Bleibn ma'!" und dabei erfaßte er sie mit so unverkennbarem Gefühle, daß Franzei gern sagte:

„Gelt, mir bleibn no' a weng?"

Sepp wurde während einer Pause, als er sich eben ein Glas Bier schmecken ließ und dabei etwas unvorsichtig die Larve lüftete, von dem heute in Fidelität schwimmenden Ullerjakl erkannt. Letzterer machte den Holzmeister sofort darauf aufmerksam, daß sich jemand als Maske auf dem Balle befinde, den er nicht verhoffe und nicht errate.

„Kann leicht sei'!" entgegnete Sepp. „I kenn no' oan, der nit weng verhoffet, wenn er alles wüßt."

„Viel wissen macht Kopfweh," entgegnete Jakl lachend, „drum bin i allweil der letzt in der Schul gwen. Aber gscheit! Woaßt, wer da is? 's Resei is da mit da ihrigen Muatta und ihrem Bruada."

„Gu na'!?" erwiderte Sepp verwundert.

„Da san's!" sagte der Ullerjakl.

In der That hatten sich zwei Masken den Sprechenden genähert und sich nach einigen kurzen Begrüßungen demaskiert.

Sepp war nun gezwungen, sich der Wimbachbäuerin und ihrer Tochter anzunehmen und sich ebenfalls zu demaskieren. Er führte sie zu einem Tische

und spielte den noblen Galan, indem er Wein und Süßigkeiten herbeibringen ließ.

Der Ullerjakl brachte vor lauter Vergnügen den Mund nicht mehr zusammen, und als auch ihm Sepp sein Weinglas zum Trunke hinreichte, sagte er mit bedeutungsvollem Blinzeln:

„Auf guat Glück! Heunt is 's Eisen hoaß, schmied's guat!“

Dann setzte er sich wieder zu seinen Kollegen und bemühte sich, die herzgewinnendsten Töne in sein Fläutel hinein zu bringen.

Hei! Da tanzen auch schon Sepp und Resei und nach ihrem Geschau zu urteilen, glaubte Jakl, daß es da nimmer „schiach“ gehen könnte.

Daß er im gleichen Momente auch seiner Tochter aufspielte, die sich ebenfalls im Tanz von Sepp umfangen wähnte, das ahnte der biedere Jakl freilich nicht.

Jetzt aber ward Franzeis Vergnügen plötzlich gestört, denn der Revierförster trat, seine Frau am Arme, in den Tanzsaal. Beide waren nicht maskiert, und nun richteten sich abermals neugierige Blicke nach Franzei und Flori, und sogar des Mädchens Vater selbst wollte sein Glück im Erraten der Masken probieren.

Die Blinde überfiel eine fürchterliche Angst, besonders als der Alte bei einem zufälligen Auseinandergehen des Domino durch die aus Kaninchenwolle gestrickten Strümpfe und den rot und grün gewirkten Rock an die Kleidung seiner eigenen Tochter erinnert wurde und sagte:

„Wüßt i nit so gwiß, daß mei' Franzei dahoamt is bei der Ahndl, schlakerawall, i moanet wirkli, Du waarst es!"

Flori führte das Mädchen rasch von dem Alten fort und wollte, da eben das Zeichen zu einem neuen Tanze gegeben wurde, sich in die Reihen stellen. Aber Franzei sagte ängstlich zu ihm:

„Sepp, i muaß furt!"

„Bleibn ma no' a kloa's Weilerl," bat Flori; „grad no' den Polka —"

„Na', na', i kriag so Angst, i bitt Di, führ mi furt!"

Und während sich nun die Paare zum Tanze anstellten, entfernte sich Flori mit der Blinden ins Freie, ohne daß man darauf achtete. Nicht einmal Sepp bemerkte es, der nur mit Resei beschäftigt war, die er eben zum Tanze führte.

Der Ullerjakl stampfte mit beiden Füßen den Takt, als er den Holzmeister mit seiner Tänzerin antreten sah, und sagte zu der sich neben ihm auf die Bank setzenden Wimbachbäuerin:

„A schöners Paarl kann's nit gebn; mir schwant (ahnt), sie ham si' scho' zamgredt."

Die Bäuerin nickte freundlich und sagte leise:

„Grad hat er ihr sei' Uhr mit der guldan Ketten gebn[1])."

---

[1]) Unter Liebespaaren ist es hier Sitte, daß der Bursche dem Mädchen Uhr, Kette und Ring schenkt. Will er das Ver-

„No', nacha wissen ma' scho', wie viel daß's gschlagn hat," entgegnete Jakl und blies freudiger noch auf seinem Instrumente als vorher, und alles tanzte danach.

Die Angst, die Bestürzung, welche sich Franzeis vorhin bemächtigt hatte, sollte es eine Ahnung gewesen sein von dem Verluste, den sie in diesem Augenblicke erlitt?

„I woaß nit," sagte sie, als sie neben Flori dahinschritt, „mir is so seltsam z' Muat, dös Tanzen hat mi ganz z'wirrt gmacht, i fühl mi völli ganz anders — i vermoan aa, Du bist a anderer Sepp, Dei' Stimm, Dei' ganz's Wesen, es kimmt ma verzaubert vür. Wär i nur scho' dahoamt!"

Flori hatte den Arm um sie geschlungen und küßte sie auf die heiße, brennende Stirne.

„Sepp," sagte das Mädchen zitternd, indem es sich von dem Burschen frei machte, „iatz find i scho' alloa hoam." Und den Domino ausziehend, fuhr sie fort:

„Da, nimm dös Gwanda wieder und hab Dank für Dei' Plag, die D' mit mir ghabt hast. I geh mei' Lebta auf koan Tanzboden mehr.

Flori hatte das Maskenkleid über den Arm genommen.

---

hältnis lösen, so sagt er einfach: „Gib mir mei' Zeug wieder," welchem Verlangen das Mädchen sofort nachzukommen hat. Er schenkt dann das Zurückgegebene seiner Neuerkorenen. Nur auf Märkten Gekauftes darf die Aufgegebene behalten.

„Du verkältst Di,“ sagte er; „da, nimm mei' Tüachl um an' Hals, sunst wirst krank.“

Ohne lange eine Antwort abzuwarten, legte er ihr das rotseidene Tuch um, welches er einst beim Scheibenschießen erhalten.

„Waar nit nöti,“ entgegnete Franzei, „is mir eh so hoaß; no', wennst morgen bei uns vorbeigehst, gib i Dir's — und iatz pfüat Di Gott. Da zweigt si' der Weg, is 's nit a so? I kann nimmer irrn, hon ja die fest Straßen unter mir; schnell bin i dahoamt und willst no' ebbas übrigs thoa, so bleibt da stehn, bist mi ins Haus hast gehn seghn. Der Vollmond muaß ja aa schein'?“

„Ja,“ bestätigte Flori; „er glanzt grad ober uns. I thua, wiest habn willst — aber a Bussei krieg in no'!“

„Gwiß!“ sagte Franzei und suchte selbst nach dem Munde ihres Begleiters, und dieses Mal berührten sich die Lippen der beiden zu einem langen, heißen Kusse.

Plötzlich aber riß sich Franzei los und eilte mit einer Handbewegung, welche andeutete, daß ihr der Mann nicht folgen solle, ihrem Leben zu.

Aber Flori folgte ihr dennoch langsam, als müßte er sie mit seinen Augen beschützen, und erst als er sie am Hause angekommen sah, blieb er stehen und suchte sich zu sammeln. Es war ihm, als wäre er betrunken, er lehnte sich an einen zunächst des Weges stehenden Ahornstamm und starrte nach dem Häuschen der Blinden.

Diese war in fieberischer Hast dort angekommen,

hatte die Thürklinke aus dem Verstecke genommen und war leise ins Haus und in ihre Kammer eingetreten. Die Großmutter schlief noch fest in der Nebenkammer, Franzei hörte ihr tiefes Atmen, ihre Abwesenheit war also nicht bemerkt worden. Glücklich war sie nun wieder zu Hause in ihrer trauten Kammer.

Sie entkleidete sich nicht sofort, sondern setzte sich auf ihr Bett, sich mit der einen Hand auf das Kissen stützend, die andere Hand fest auf das laut pochende Herz pressend. Die Ereignisse der letzten Stunden zogen nochmals mit lebendigen Farben an ihrem Geiste vorüber; sie atmete tief und lächelte.

Diese Erinnerungen waren so schön! Welch ein Moment der Seligkeit, als ihr der Freund den ersten Kuß auf die Lippen drückte! Ach, dieser Kuß! Gleich dem goldenen Sonnenstrahl, der die Blütenknospe öffnet, hatte er ihr Herz aufgeschlossen und darin alle Fibern rege gemacht. Es überkam sie heiß, sie riß das Tuch ab, das noch immer ihren Hals umschloß und wischte sich damit den Schweiß von der brennenden Stirne. Da, was war das? Rief es nicht vor dem mit einem Laden verschlossenen Fenster leise ihren Namen? Sie horchte. Jetzt hörte sie die Stimme wieder:

„Franzei! Mach' auf; i muaß Dir no' was sagn — nur zwoa Wörtln!"

„Bist es Du, Sepp?" fragte Franzei, das Fenster ein wenig öffnend.

„Du hast Deine Handschuah in Dein' Maschkera=

gwand stecka lassen,“ sagte der vor dem Fenster stehende Flori; „da bring i Dir’s. Und aftn möcht i Dir no’ a Gheimnis verraten.“

„Da kannst glei Dei’ Tüachl wieder nehma,“ antwortete Franzei, nunmehr das Fenster öffnend und dem Manne das Tuch hinausreichend, während sie die Handschuhe in Empfang nahm. „No amal schönsten Dank,“ fuhr sie fort, „und ’s Weitere kannst mir ja morgn im Vorbeigehn sagn. Dei’ Gheimnis hast mir scho’ verraten; moanst, dazua hat’s erst dös Bussei braucht? I bin Dei’ gwen von kloa auf — daß dös d’ Liab is, hon i nit gwußt, dös hast mir Du erst vorhin kund gmacht, aber iatz bin i glückli!“

Floris Herz wurde von den widersprechendsten Gefühlen bestürmt.

„Franzei! Franzei!“ rief er fast schmerzlich und setzte dann leiser hinzu: „Und wenn i der Sepp nit waar? Wenn i grad a arma Holzschlager waar, aber oana, der Di gern hat fürs Lebn und für d’ Ewigkeit?“

Seine Stimme zitterte bei diesen Worten hörbar.

„Was waar’s aftn?“ erwiderte Franzei, die Frage ganz anders deutend. „Du kaantst mi reich machen und wennst aa gar nix hättst, was Dei’ ghöret; i frag nach nix, als nach Dein’ Herz.“

„Franzei! Mei’ Franzei!“ rief Flori in leidenschaftlicher Aufwallung, und ihren Kopf mit beiden Händen fassend, küßte er ihr herzhaft Augen, Stirne und Mund. Und als das Mädchen hingesunken lag an seine Brust und ihr Arm seinen Hals fest um=

klammerte, strich er ihr das Haar, und wie von Glück bebend, sagte er nur leise:

„Mei' Franzei, dös is die schönst Stund in mein' ganzen Lebn!"

Und der bewältigende Atem heißer Jugend zog auf ihren blühenden Lippen hinüber und herüber.

„Franzei!" rief es da plötzlich in der Nebenkammer, „Franzei, kimm eina!"

Franzei machte sich hastig von den Armen des Geliebten frei.

„D' Ahnl schreit," sagte sie, „pfüat Gott! Da, nimm dös Ringl zum Andenken an die Stund."

Sie zog schnell einen dünnen goldenen Reif mit einem blauen Herzchen vom Finger und steckte ihn an Floris Hand.

„I kann Dir grad nix gebn," entgegnete Flori, — „aber i laß Dir mei' Herz da und — da, dös Tüachl bhalt und denk, so brinnat rot, wie dös is, so brinnat is mei' Liab. I leb und stirb für Di!"

„Franzei!" rief jetzt drinnen die Alte wieder, „hörst aa nit? Einakemma sollst."

„Guat Nacht, mei' liaba Bua!" sagte die Blinde zu Flori.

Dieser preßte sie nochmals an sein Herz und entgegnete mit einem Seufzer: „Pfüat Di Gott, mei' liabs Franzei!"

Dann schloß diese hastig Laden und Fenster, warf einige Kleidungsstücke ab und öffnete die Kammerthür.

„Ahnl, was willst?" fragte sie.

„An' wunderschön Traam hon i grad ghabt," berichtete die Alte. „I muaß Dir 'n gleich erzähln, sunst vergiß i draaf."

„An' Traam?" Franzeis Gedanken waren bei dem sich entfernenden Geliebten und so wiederholte sie nur mechanisch: „An' Traam?"

„Ja; denk Dir nur," erzählte die Alte, „mir hat traamt, grad dersell Engl, der Di durtmals unterm Baam außa hat, der is kemma, hat Di auf d' Augn kußt, und da bist plötzli wieder sehet worn. Drüber hat er an' Juhschroa ausgstoßen, daß i völli daschrocka und aufgwacht bin. Franzei, dös bedeut ebbas! So, und iatz schlaf nur wieder ruhi zua und denk, unser Herrgott und d' Muatta von Kunterweg wern's scho' recht machen."

Die Alte hatte sich wieder zum Schlafen hingelegt und Franzei ging in ihre Kammer zurück.

„Der Engl, der mi heunt mit seinem Kuß sehet gmacht hat, dös is d' Liab," sagte sie für sich. „Ja, ja, Ahnl, Du hast wahr traamt, seit heunt bin i wieder sehet worn; blind is nur der, der von der Liab nix woaß, und is 's mir aa vor die Augn finster, in mein' Herzen is 's funkelhell und schö'."

Floris seidenes Tuch unter ihrem Kopfe und seine Abschiedsworte: „Pfüat Gott, mei' liabs Franzei!" oft wiederholend, schlummerte sie alsbald ein. Wundersame Träume zauberten ein glückliches Lächeln auf die schönen Lippen des armen, getäuschten Franzei.

IX.

Sepp, der nur noch für Resei Aug' und Ohr hatte, war nicht wenig überrascht, als ihm der wieder zum Tanzlokal zurückgekehrte Flori die Mitteilung machte, daß sich Franzei durchaus nicht mehr habe aufhalten lassen, sondern nach Hause geeilt sei; er habe sie über die Höhe hinauf begleitet und dann in der Nähe ihres Häuschens verlassen.

„Dös is mir zwider," sagte Sepp; „gern hätt i 's Deandl heunt selber hoamgführt, denn, i muaß Dir's grad sagn, 's Franzei war heunt so zuathuanli, daß i was drum gebn hätt, wenn i mit ihr hätt fensterln kinna."

„Was saget denn da 's Resei?" fragte Flori.

„Was wollts sagn?" entgegnete Sepp. „Woaßt Spezl, Dir kann i's ja sagn — 's Geldei macht 's Resei nit so schiach, aber 'ßell kannst glaubn, müaßt i nit auf a guate Haushabn schaugn, schlakerawall, i nehmat 's Franzei und ihra Blindheit mit in Kauf."

„Halt Di nur ans Resei," riet ihm Flori mit erzwungenem Humor, „denn zwoa Deandln liabn zu gleicher Zeit thuat niemals koa guat."

„Ja, ja, i werd Dein' Rat folgn," meinte Sepp, „und glei sollst mi wieder mit ihr tanzen sehgn. Für Dei' Schnellerei werd i scho' erkenntli sei'."

„Nit vonnöten!" entgegnete Flori. „Dort siehg i mein' Döden; der braucht mi nit z' kenna."

Dieser aber hatte ihn schon längst erkannt, noch als Franzei bei ihm war, aber er wollte ihn in Gegenwart der Revierförsterin, für welche auch er das Mädchen hielt, nicht ansprechen. Jetzt aber klopfte er ihm auf die Schulter und sagte ihm leise ins Ohr:

„Flori, Du bist a Teufelskerl!"

Dieser aber raunte ihm hastig zu:

„Wenn's mi gern habt's, schnauft's nixi. I geh hoam; mägt's mit oder mägt's no dableibn?"

„Dableibn! Warum, darum!" sagte der Maler.

„So bleibt's!" antwortete Flori. „Da habt's a Geld, laßt's Enk nixi abgehn. Aber redn ma nimmer über die Nacht."

Mit einem „Guat Nacht" trennten sie sich und Flori eilte allein nach Hause, nicht um zu schlafen, denn das wäre ihm nach jener glücklichen Stunde nicht möglich gewesen, sondern um von seinem Glücke zu träumen.

Dabei aber überkam es ihn wie Scham bei dem Gedanken, daß er sich das Herz des blinden Mädchens gestohlen, daß er es nicht einmal für sich gestohlen, sondern für Sepp, der heute zum erstenmal wärmere Gefühle für Franzei zu hegen schien. Er verhehlte sich nicht, welche Gefahr ihr hier drohte, aber er

schwur es sich auch, von nun an über das Mädchen zu wachen, es zu hüten wie seinen Augapfel, denn nimmermehr durfte sie den bloßen Launen des Bauernburschen zum Spielzeug dienen, niemals, und sollte daraus entstehen, was da wollte; er scheute vor nichts zurück.

Andern Tages war er schon wieder zeitig zur Holzarbeit gezogen. Sepp aber schlief bis in den späten Morgen hinein, und auch Jakl hielt heute noch Feiertag.

Gegen Mittag kam Sepp zum Ullerlehen.

„Hat's Di' gfreut beim Tanz?" fragte er das blinde Mädchen.

„Dös fragst?" erwiderte dasselbe fast vorwurfsvoll.

In diesem Augenblicke winkte ihm der Ullerjakl, er möchte ihm folgen.

„Staad von der Sach, iatz und anamal," sagte ihr Sepp. „I hon mit Dein' Vodan z' redn in ara wichtinga Sach. Laß uns alloa."

Sepp ging nun mit Jakl in die Stube und zwischen beiden wurde über Sepps Verlobung mit Resei verhandelt und endlich dieselbe auf den Ostermontag festgesetzt. Eher war dies nicht möglich, da Sepp schon am nächsten Tage auf längere Zeit in Holzgeschäften verreisen sollte. Sein Vater war schon seit einiger Zeit krank und konnte das Bett nicht mehr verlassen; so mußte Sepp statt seiner „auf weit furt".

Bis zu seiner Wiederkehr sollte der Uller als Holzmeister sein Stellvertreter sein. Es wurde von

nun an nicht mehr im Wimbachreviere gearbeitet, sondern in jenem der Halsgrube nächst dem Hintersee am Fuße der Mühlsturzhörner. Die Holzstube selbst befand sich in der Nähe des Jagdhauses am Hintersee, und so war der Hin- und Hermarsch der Arbeiter mit wenig Strapazen verbunden, die meisten konnten sogar bei den Ihrigen übernachten, was auch dem Uller für seine Person sehr erwünscht war.

Beim Abgehen sagte Sepp sowohl der Ahnl als dem Franzei noch flüchtig „Bhüt Gott!“ Doch weder im Tone, noch als er dem Mädchen die Hand reichte, zeigte er einen besondern Grad von Herzlichkeit. Er war ganz so wie früher, nichts erinnerte an seine gestrige Erklärung.

Franzei wußte nicht, was sie denken sollte. That er nur aus Vorsicht so oder —

„Was hat er denn wolln?“ fragte die alte Ahnl neugierig ihren Sohn.

„Ans Heiratn denkt er,“ schrie ihr dieser in die Ohren. Der Alten Züge erheiterten sich, Franzei aber wurde dunkelrot.

„Därf i sunst nix wissen?“ fragte die Alte lachend.

„No' is's nit an der Zeit,“ entgegnete Jakl; „aaf d' Ostern amal werd's es scho' dafahrn. Ehnda därf i nixi sagn.“

Für die beiden Frauen hatte er aber schon genug gesagt, und mehr als je bemühte sich von nun an die Alte, bei jedem Anlasse den Führmannsepp, wie man hier zu Lande sagt, „über den Schellnkönig“ zu erheben.

In langem Hoffen und Harren kam endlich Ostern heran, und auch Sepp kehrte heim. Doch war sein Gruß nicht freundlicher wie sein Abschied.

Nicht nur, daß er schlechte Geschäfte gemacht hatte, die ihn in üble Laune gebracht, diese ward noch vermehrt durch die Nachricht, daß sein Bruder Wendelin seine Abwesenheit benützte, um den kranken Vater zu veranlassen, zu seinen Gunsten ein Testament zu machen, wonach er den Führmannhof erben und dem Sepp nur ein Legat hinausbezahlen sollte.

Dadurch kam der Unfriede ins Haus und stieg bald aufs höchste. Sepp dachte nur noch an sich und seine Zukunft. Von Franzei nahm er nun gar keine Notiz mehr. Nicht einmal ein rotes Ei gab er ihr zum Ostergeschenk, und das hatte er doch sonst stets gethan. Aber sie hoffte, daß er wenigstens am Ostermontag mit ihr und ihrem Vater „Emaus“ gehen würde.

Es war dies ein wunderbarer Frühlingstag, alles grünte und blühte, die ganze Natur hatte ihr Festkleid angelegt und schien einstimmen zu wollen in den Jubel der Menschen über die glorreiche Auferstehung des Erlösers.

Aber Franzei konnte sich heute über nichts freuen, es war ihr so recht schwer ums Herz.

„Franzei,“ sagte der Vater nach dem Mittagessen, „i hon a Gschäft beim Wimbachbauern. Sobal i firti, kimm i zu der Antonikapelln am Hintersee. Du gehst dorthin voraus und wartst auf mi. Kann sei’, daß ma Schifferl fahrn im See. Der Förster hat mir

erst heunt in der Kircha gsagt, wir solln zu eam außi kemma; 's Bier is guat draus und also richt's a so ei', daß D' nach der Vesper außigehst."

Die alte Ahnl war damit einverstanden, und so machte sich Franzei nach dem Nachmittagsgottesdienste traurigen Herzens auf den Weg zu dem von ihrem Vater bezeichneten Platze.

Etwa eine Stunde östlich von der Ortschaft Ramsau gelangt man in dem von der klaren Achen durchrauschten, prächtig bewaldeten Gebirgsthale nach dem stillen Gewässer des Hintersees, in dessen smaragdgrüner Fläche sich die wolkenanstrebenden Gebirgskolosse mit wundervoller Klarheit spiegeln.

Zur Rechten befinden sich das mit jähen Stufen hoch in die blaue Luft emporstarrende Mühlsturzhorn und die steilen Wände der Reitalp, zur Linken der Klippenbau der Steinberge mit dem grätigen Hochkalter und seinem lasurblau angehauchten Gletscher, dem Blaueis, in weiterer Entfernung der sagenreiche hohe Göll mit dem Hochbrett, der durch sein Spiegelbild in dem klaren Bergwasser einen unauslöschlichen Eindruck auf den Besucher dieser wildromantischen Gegend macht.

Der Hintersee ist breiter als der Königssee, erreicht ihn aber an Länge nicht zur Hälfte. Doch auch hierin mag er demselben einst nahe gekommen sein, wie dies die nunmehr in fruchtbares Land umgewandelte „öde Au" zeigt, welche bis an den Fuß des Hirschbühl reicht. Die Gestalten der Klippen und Felsenwände rings umher erinnern an Zeiten, da die

Wogen an den Steinberg, den Hochkalter und die Mühlstürze anschlugen.

Die Felsen sind nicht nur ausgewaschen, sondern, wie am Drachenstein zu Mondsee, ganz durchbohrt, Erscheinungen, welche der Aberglaube dem Satan zuschreibt. Das Spitzhorn, welches wie ein Obelisk in die Luft ragt, erscheint von ferne wie ein Denkmal der gewaltigen Katastrophe.

Ungefähr in der Mitte des Seeufers steht an der gleich einem weißen Bande hinziehenden Straße, welche über den Hirschbühlpaß in den Pinzgau führt, eine hübsche, dem heiligen Antonius geweihte Kapelle. Von hier aus ist der Anblick des Seees am schönsten, insbesondere tritt an dieser Stelle die feierlich stille Pracht des Alpenglühens auf. Der Wanderer läßt sich gerne auf der unter einer Platane angebrachten Bank nieder und versenkt sich in den Anblick dieser großen Natur. Obwohl am oberen Ende der Seebucht weiße Häuser sichtbar sind, das königliche Jagdhaus, das Wirts- und Zollhaus, so übermannt den Wanderer hier doch das Gefühl der größten Einsamkeit. Hier in der reinen Bergluft vermag er seiner Seele ihren freien, vollen Wirkungskreis zu gewähren, fern vom brausenden Getümmel und dem schimmernden Maskenspiele des Weltlebens, geschieden von der alltäglichen Sorge und Thorheit, hier, wo die Leidenschaft verhallt, das Durcheinander menschlicher Umtriebe dem Blick entschwindet, wo alle Empfindungen inniger werden, wo man von dem reinen, blauen Himmel über den Firnen auch

etwas im Herzen fühlt und die Natur ihre großen, heiligen Stunden feiert.

Moosbewachsene Felsen, Trümmer von gestürzten Bergen liegen zerstreut am Ufer und ragen selbst wie kleine Felseneilande aus der grünen Flut empor, Zeichen der gewaltigen Natur, deren Größe und Majestät jedes menschliche Herz empfinden muß.

Hier an dieser Stelle rastete stets auch die Blinde von Kunterweg, wenn sie Botengänge nach den Einödhöfen am Hintersee zu machen hatte. Und auch heute setzte sie sich auf die Steinbank und überließ sich ihren Gedanken. Sie fühlte die Größe und Herrlichkeit dieser Natur, welche, oft nur ihrem feinen Gehörsinn vernehmlich, in tosenden Sturzbächen und Wasserfällen zu ihr sprach; es war ihr, als übertäube dieses Tosen das Toben und Pochen ihres eigenen Herzens, das seit einiger Zeit in Furcht und Hoffnung sich abquälte.

Es war nicht mehr die freudige Bewegung, die Himmelsluft, welche sie empfunden in und nach jener unvergeßlich schönen Faschingsnacht. Die Liebe, welche mit aller Leidenschaft ihr argloses Herz bestürmte, sie war eben doch nur ein plötzlicher Sturm, wie er oft durch Thal und Berge wütet und Urwaldsbäume wie schwaches Schilf daniederwirft, die Wellen im See turmhoch aufpeitscht und den arglosen Schiffer in der zischenden Springflut begräbt. Es war der Zweifel, dieses üppig wuchernde Giftkraut, das sich so gerne an dem Stamme menschlichen Glückes polypenartig emporrankt und ihm den Lebensodem aussaugt, und das

nun auch das Herz des Mädchens mit hundert Armen umklammerte.

Sie hatte keine Ahnung von dem Geschäfte ihres Vaters auf dem Wimbachhofe. Hätte sie gewußt, daß dort die Heiratsbedingungen zwischen Sepp und Resei festgesetzt wurden, dann hätte sie wohl den Schlüssel zu der sie heute in ganz besonderem Grade überkommenden Traurigkeit gehabt.

Mehr oder minder bang war es ihr im Herzen schon lange. Sepps Benehmen entsprach durchaus nicht mehr dem eines Geliebten, als welchen sie ihn seit jener Abschiedsscene ansehen mußte. Sein Verkehr mit ihr war nicht um einen Grad wärmer als vordem, durch nichts verriet er auch nur die leiseste Erinnerung an jene Stunde, und so war es kein Wunder, wenn das Mädchen von Furcht und Zweifel gequält wurde, daß sich der stolze Bua damals nur in einer augenblicklichen Erregung befunden haben könnte, die mit dem Morgenwinde verrauschte, und daß er sie, das blinde Mädchen, niemals als Regentin heimführen werde.

Blind! Ach, sie hatte vergessen, dies als ein Unglück zu betrachten; die Welt, welche sie sich in ihrem Innern bildete und mit ihrem geistigen Auge sah, entschädigte sie für den Anblick der äußeren, und seit die Liebe in ihrem Herzen erblüht, trug sie ein Paradies in sich.

Doch zwischen den himmlischen Rosen lauerte die Schlange. Heute zum erstenmal wurde sie sich so

recht des Unglücks ihrer Blindheit bewußt, und ein heftiger Thränenstrom ergoß sich aus ihren Augen.

Ein Reh, welches mit seinem Kitz, der tiefen Stille vertrauend, vom Berge zum See herabgekommen war, um sich da zu tränken, äugte verhoffend auf, schien aber durch den Anblick des weinenden Mädchens nur wenig beunruhigt, da es sich langsam und ganz vertraut, an den üppigen Gräsern Äsung suchend, mit seinem Jungen dem Ufer entlang entfernte.

Vom Reitalpgebirge her schwebt mit majestätischem Flügelschlag ein Adler hoch im blauen Äther dem Hochkalter zu und fällt plötzlich pfeilschnell in seinen Felsenhorst ab. Auch das Wasser ist belebt von einer Menge von Fischen, die in der Nähe des Ufers lustig hin und her schwimmen; nur das arme, weinende Mädchen sitzt still und in Trauer versunken inmitten des schimmernden Lichtes, der blühenden Blumen, des herrlichen Waldesgrüns, der bläulich duftigen Firnen und der ganzen Lebensseligkeit: sie ist ja blind!

Franzei hatte das nie so hart empfunden wie eben jetzt, und es war hohe Zeit, daß ihre Gedanken durch die Ankunft ihres Vaters wieder einigermaßen zerstreut wurden.

In Begleitung des Ullerjakls befand sich der Malersteffl, welcher sich nach dem Wirtshaus am Hintersee begab, um daselbst Flori zu erwarten, der während der Feiertage zu seiner Ziehmutter ins Pinzgau hinübergestiegen war und heute gegen Abend wieder von dort zurückkommen mußte. Steffl war trotz dieser

Aussicht auf die Wiederkehr seines Döden in sehr erregter Stimmung, und die Veranlassung hierzu gab die Antonikapelle, zu welcher er eben mit Jakl herankam.

Der Maler hatte nämlich von dem Kirchenpfleger zu Ramsau den Auftrag erhalten, die schon sehr gebleichten Freskogemälde zu beiden Seiten des Kapelleneingangs zu erneuern. Zur Linken befand sich das Bild des Erzengels Gabriel mit dem flammenden Schwerte, zur Rechten das des heiligen Georg, jedoch nicht im Kampfe mit dem Drachen, sondern außer Aktion, in vollkommener Ruhe, den Speer an die Schulter gelehnt.

Dem Malersteffl war dieses Bildnis längst ein Dorn in seinem Künstlerauge, und bei seiner fast abgöttischen Liebe zu Flori, durch welchen seine Verhältnisse einen bedeutenden Umschwung erhielten, kam ihm die Idee, aus dem Georgius einen feuerlöschenden heiligen Ritter Florianus zu machen. In seiner Liebe zur Sache passierte es ihm freilich, daß der Arm des Heiligen, mit welchem er den Wasserschapfen hielt, doppelt so lang wurde, als der andere; aber das genierte den Steffl nicht.

Dagegen waren die Vorübergehenden nicht wenig überrascht über das neu gemalte brennende Haus und den Ritter mit dem Wasserschapfen, und sie lachten über den „narrischen Kampl“, wie sie den Malersteffl nannten.

Der Kirchenpfleger aber lachte nicht. Es kam zwischen ihm und dem Maler zu einem heftigen Disput, und es ward letzterem angedroht, daß, wenn nicht

in kürzester Zeit der vorige Zustand an der Antonikapelle wiederhergestellt sei, dies der Ortstischler auf Kosten des Malers thun würde. Sich von einem gewöhnlichen Tischler sein vermeintliches Kunstwerk verpfuschen zu lassen, das ging gegen des Malers Künstlerehre, und so entschloß er sich, in den nächsten Tagen die Metamorphose wieder vorzunehmen. Heute aber ließ er seinem Groll gegen den „Kirchenflegl“, wie er sich dem Jakl gegenüber ausdrückte, freien Lauf.

Jakl achtete jedoch nicht mehr auf ihn, sobald er seine Tochter erblickte. Er hatte wohl bemerkt, daß sie beim Nahen der beiden die Augen mit einem Tuche trocknete, und er fragte sie teilnahmsvoll nach der Ursache.

Das Mädchen antwortete ihm ausweichend.

„Gelt,“ meinte Jakl, „es wird Di halt hungern und dürsten und dös is hart. Kimm aftn nur glei; dafür kann gholfen wern.“

Ein eigentümliches Lächeln flog über der Blinden Gesicht bei der sonderbaren Auffassung ihres Gemütszustandes. Der Malersteffl aber blickte etwas klarer in dieser Sache und er sagte auf hochdeutsch:

„Es ist nicht immer Sehnsucht nach Speise und Trank, was uns quält, es gibt auch andere Sehnsuchten, die — wo —“

„Gehn ma!“ sagte das Mädchen, den Sprecher unterbrechend, und rüstig schritt sie den Männern voran.

Am Hinterseeer Wirtshause angekommen, nahmen die Männer sofort an einem freien Tische vor dem Hause Platz, während Franzei ihrer Freundin, der

Försterin, einen Besuch machte. Diese schmückte das Mieder des Mädchens mit duftenden Aurikeln und Narzissen, den ersten Frühlingsblumen in dem wohlgepflegten Garten vor dem Hause. Aber sie zeigte ihr auch drei lebendige Blümlein, ein erst wenige Monate altes Zwillingsschwesternpaar und ein kaum zweijähriges, frisches Mädchen. Die Kinder sahen aus wie „Milch und Blut".

Franzei erkannte das an den dicken Ärmchen und den vollen Backen und sie vergaß über den netten kleinen Dingen eine Weile ihren Herzenskummer. Auch der Förster war ein gemütlicher junger Mann, der sich an „seine drei kloan Deandln" nicht satt sehen konnte.

„Dös is woltern do' a rechts Glück," sagte er freudig lachend, „i halts aa für oans und is aa mei' Einnahm gring, den Deandln soll's amal an nixi fehln. Und krieg i 's Geld, so bau eana a Schlößl außi auf Dei' Liablingsplatzl nebn der Antonikapelln, auf daß 's a schöne Hirwa kriegn."

„Mei' Mann," sagte die Försterin lachend zu Franzei, „der wünscht und planiert halt in oan Trumm, aber alleweil hoch 'naus."

„Ja no'," versetzte der Förster, „wenn ma' si' ebbas wünscht, muaß ma' si' glei was Gscheits wünschn, ma' woaß's ja nit, ob's nit oft dengerst in Erfüllung geht[1])."

---

[1]) Der Wunsch ging dem braven Vater in der That in Erfüllung, denn er erhielt die Mittel, um in allerneuester

Bald darauf begleitete das glückliche Ehepaar das blinde Mädchen zum Wirtshause zurück, wo sich inzwischen viele Gäste eingefunden hatten und es sehr heiter und lebhaft herging. An dem Tische Jakls hatte nun auch Flori Platz genommen, der von seinem Besuche im Pinzgau zurückkam und sich nicht wenig freute, diejenige hier zu treffen, mit welcher er sich auf seinem einsamen Gange ausschließlich beschäftigt hatte. Er hatte einen „Frühlingsbuschen" nicht umsonst gepflückt, und als jetzt Franzei in Begleitung der Förstersleute zum Tische herankam, reichte er ihr freundlich die Hand und bat sie, die Blumen von ihm anzunehmen, was das Mädchen auch gerne that.

„Du wirst ja heunt zu lauter Bleameln," lachte der Ullerjakl, als er auch das Mieder des Mädchens aufs schönste geschmückt sah.

„Und alle bringas a Glück," versetzte der Malersteffl. „Die Blume gehört der Jugend — mir blüht keine Blume mehr."

Aber er tröstete sich darüber augenblicklich wieder mit einem tüchtigen Schluck aus Floris Maßkrug.

Bald saß die kleine Gesellschaft in bester Unterhaltung beisammen. Der zitherkundige Wirt hatte mit seinem Instrumente gleichfalls hier Platz ge-

---

Zeit neben der Antonikapelle ein Schlößchen zu erbauen, das den Fremden als „Pension" dient und in welchem die Försterin mit ihren drei blühend herangewachsenen Töchtern die Wirtschaft aufs beste besorgt. Diese ist benannt „Zum Gemsbock".

nommen, denn wo der Ullerjakl zugegen war, da wurde gesungen, und auch der Förster wie Flori waren als tüchtige Sänger gerühmt.

Es ist das Volkslied, welches in jenen Gebirgsgegenden mit Liebe gepflegt wird, und das die Blume der Eigenheit eines Volkes, seiner Sprache, seines Landes, seiner Musik und seiner Seele ist, denn das Volk schildert sich in seinen Liedern. Ist dies auch vorzugsweise nur in den kurzen Schnadahüpfln der Fall, so weiß jeder Bewohner ein seiner Stellung oder Neigung entsprechendes längeres Lied, sei es nun eine Romanze oder ein Stimmungslied, das von der bergigen Heimat handelt, in der es auch entstanden ist.

Auch Flori sang ein solches Lied, „D' Hoamat", und nicht nur die zunächst Sitzenden, sondern auch viele der übrigen Gäste stimmten jedesmal in den Refrain freudig ein:

„Mei' Hoamatland, hon di so gern,
Daß's mi in Herzen brennt,
D' ganz Welt aus findst koa' schöners Sein,
Wer di a weng nur kennt.

Laafst d' Steigeln ab hoch auf an' Berg,
Laafst hin durchs greane Thal —
Alls ruaft dir zua, wohin 's d' di wendst:
Bua, juchz, juchz no' amal!

Begegn' si' d' Leut, hoaßts frisch: Grüaß Gott!
Mir halten treuli zam
In Glück und Not, und gfreun uns all',
Daß mir dö Hoamat ham.

Danach als oans in d' Jaahrln steht,
Kimmt's mir akrat so vür,
Als wärn's die Eltern, Gschwisteret
Und d' Schatzerln all' von mir.

I hon's so liab, wie's koa's nit woaß,
Und laß nix kemma drauf,
D' Frau Sunn geht in koan' schönern Land
Auf dera Welt nit auf.

Mei' Hoamatland, hon di so gern,
Daß's mi in Herzen brennt —
Brauchst Guat und Bluat, ruaf deine Buam —
Gnad's Gott, wer's no' nit kennt!"[1])

Mit besonderem Vergnügen sang der Ullerjakl nach. Plötzlich aber schwieg er, denn all' seine Aufmerksamkeit richtete sich nach einem Finger des Vorsingenden, an welchem er Franzeis Ringlein mit dem blauen Herzen bemerkte. Er blickte überrascht bald nach dem Burschen, bald nach seiner Tochter. Er konnte auch seine Neugierde nicht lange bezähmen, nahm Flori zur Seite und fragte ihn ohne Umstände:

„Wie bist Du zu dem Ringl kemma?"

Flori versprach dem Alten, er werde ihm morgen im Forste draußen während der Mittagsruhe alles eingestehen, er möge sich bis dahin gedulden.

Der Alte schüttelte den Kopf und gab sich nur ungern zufrieden. Aber jetzt sang der Förster von „Gamsein" und Edelweiß, der Maler gab die lustigsten

---

[1]) Hugo Lamberg.

Schnadahüpfeln zum besten, und da blieb auch Jakl nicht lange schweigsam und nachdenkend. Selbst die Frauen stimmten mit hellklingenden Jodlern ein, die weit hinaus hallten über die spiegelglatte Fläche des Seees.

Da die Försterin wußte, wie gerne die Blinde „Schifferl fahre“, lud sie dieselbe hierzu ein, und Flori war schnell bereit, den Fährmann zu machen, während der heimkehrende Vater Franzei bei der Antonikapelle erwarten sollte.

Bald strich das kleine Schiff durch die dunkelgrüne Flut. Flori, dem die gedrückte Stimmung Franzeis und ihre verweinten Augen nicht entgangen waren, glaubte zu erkennen, daß das Mädchen jetzt freier atme; er glaubte auch den Grund dieser Traurigkeit erraten zu haben, und nichts konnte ihm erwünschter sein, als daß das Mädchen endlich aus ihren Täuschungen, denen sie sich Sepp gegenüber hingab, herausgerissen werde.

Die Wirkung, welche seine Lieder auf Franzei hervorbrachten, und welche sich deutlich auf ihrem Gesichte wiederspiegelte, bestätigte seine Annahme vollständig, und so sang er, das Mädchen fest anblickend:

„Die Äuglen voll Wasser,
Es tröpfelt auf d' Wangn,
Es müassen zwa Lieben
Ausananderr sein gangn.

Du herzig schöns Deandl,
Thua nit a so woan',
Hast a wunderliebs Gsichtl,
Kriegst glei wieder oan.

Schö' grean is der See
Und mei' Herz thuat mir weh,
Und wird nimmermehr gsund,
Bis mei' Schatz zu mir kummt."

Die Försterin stimmte in den Schlußjodler jedesmal freudig ein; Franzei aber schwieg, nicht sowohl aus innerer Betrübnis, als aus anderen, ihr unerklärlichen Empfindungen. Das Herzliche in der Stimme des Burschen, sowohl im Gesang als beim Sprechen, berührte sie eigentümlich und erinnerte sie, ohne daß sie wußte, wie es kam, an jenes so glückliche Fensterln in der Faschingsnacht.

Sie wurde aus ihren unklaren Gedanken durch einen Ausruf der Bewunderung gerissen, welchen die Försterin und Flori, in der Nähe der Antonikapelle angekommen, gleichzeitig ausstießen. Eben war die Sonne am goldfunkelnden Horizonte hinabgesunken und der hohe Göll leuchtete in rotem Strahlenglanze nicht nur aus der Entfernung, sein Spiegelbild leuchtete herauf aus dem magisch gefärbten Gewässer, während die Firnen der nahen Bergriesen in violettem Lichte zu brennen schienen. Die Waldungen rings umher bedeckte duftiger Purpur und die sonst dunkelgrünen Wasser schimmerten in Stahlblau, Rot und Gold.

Flori und die Försterin drückten ihr Entzücken über diese Herrlichkeit in freudigen Juhus aus, in welche die heimkehrenden Emausgänger lustig einstimmten. Nur Franzei hatte die Hände gefaltet und sprach unter Thränen: „Herrgott, wie gern möcht i's sehgn dei' Pracht und Herrlichkeit!"

Als sich ihre Wege trennten, drückte Flori dem Mädchen zum Abschied warm die Hand. Es war ein warmer Druck; so hatte sie damals der vermeintliche Sepp beim Tanze gedrückt.

Schweigend ging Franzei neben ihrem Vater her bergan. Da fragte dieser plötzlich:

„Franzei, wo hast denn dös Ringei, döst von Deina Muatta g'irbt hast? Hast es leicht gar verschenkt?"

„Ja," sagte das Mädchen, „i hons 'n Sepp gebn."

„'n Führmann=Sepp?" rief der Alte überrascht.

„Ja," bekannte das Mädchen.

„Warum dös?" fragte, die Farbe wechselnd, der Vater.

„Weil i 'n gern ghabt hon," antwortete das Mädchen freimütig, „weil i 'n no' gern hon."

Jetzt schwieg Jakl. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne und gab sich eine gerade nicht sehr schmeichelhafte Titulatur.

„Warum redst denn nix mehr?" fragte nach einer Weile Franzei den Vater.

„Morgn auf d' Nacht, wenn i vom Forst hoam=kimm, redn ma' weiter," antwortete der Uller. „Heunt is mir der Kopf zwirrt, i bin völli damisch."

X.

Flori und der Taferlmaler waren an der Brücke bei der Roteben angelangt, als ihnen Sepp auf dem Heimwege vom Wimbachlehen begegnete. Er sah sehr gerötet und erregt aus, denn er kam geradewegs von seinem Verlobungsschmause. Er erzählte dies ganz unaufgefordert dem ihn grüßenden Flori. Dieser wünschte ihm Glück und meinte, dann werde Resei bald als Regentin auf dem Führmannhofe einziehen.

Damit hatte er aber einen wunden Fleck in Sepps Herzen getroffen, und dieser entgegnete in zorniger Aufwallung:

„Ja, wenn der elendige Krüppel, der Wendelin, nit waar, da führet i 's Resei als Regentin hoam; aber so, is's denn nit a Schmach, muaß der mir 'n Hof abstehln, und i muaß furt, muaß mir a Hirwa nehma, wie a Kloanhäusler!“

„Wier i,“ lachte der Malersteffl. „Dös wär a schöne Schand für den stolzen Führmann-Sepp.“

„Freili is 's a Schand!“ rief der Bursche wütend; „i ertrag's nit! Dös muaß anders wern, entsteht, was da will.“

„Was hast denn vür?“ fragte Flori.

„Anders mach i's!“ schrie Sepp, „i mach's anders!“ Und mit der Faust in der Luft drohend, ging er zornig weiter.

„Flori,“ sagte der Maler kopfschüttelnd, „Der sinnt nix Guats gegn 'n Wendelin. Wennst eam ebba dengerst nachi gaangst?“

„Ja, ja, da habt's recht,“ pflichtete Flori bei. „I hab Pflichten gegn 'n Wendelin; er soll eam koa' Haar krümma, mei' Lebn setz i dafür ei' —“

„'s Lebn?“ rief der Maler erschrocken. „Flori, sei gscheit, denk an Dein' Död!“

„Laßt's d' Osterfleck nit altbacka wern, die Enk d' Schwester durch mi schickt!“ rief Flori lachend zurück — und fort war er.

„D' Osterfleck?“ wiederholte der Maler, und begann, Floris Ränzchen, das er ihm zum Tragen abgenommen, zu visitieren; und als er das Gesuchte gefunden, fuhr er fort:

„O Du guate Schwester im Pinzgau, sei gegrüßt aus der Ferne. Jeß, Weinbeerl und Zibebn san aa drin! O Du guate Schwester!“ — — —

Flori ging langsam hinter dem Holzmeister drein; er vermied es, sich Sepp zu nähern, denn dieser war einer von denjenigen, welche sich gerne in die Wut hineinreden, wenn sie jemanden zum Zuhörer haben. So ließ er auch eine ziemliche Weile vergehen, bis er in das Führmannlehen eintrat.

Nach einem Grunde seines Besuches brauchte er nicht lange zu suchen, denn der Förster vom Hintersee hatte ihn ersucht, dem Holzmeister mitzuteilen, daß der Forstmeister morgen in aller Frühe zur Holzarbeit in die Halsgrube komme und es wünschenswert sei, daß Sepp zugegen. Er hatte diesen Auftrag ganz vergessen, jetzt kam er ihm gelegen.

Kaum war er aber in den Hof eingetreten, als er auch schon vom Stalle her Lärm und Streit vernahm. Wendelin hatte sich dorthin begeben, um die Fütterung zu überwachen, und Sepp mußte also bereits mit ihm angebunden haben. Ohne Aufenthalt eilte Flori dorthin. Er kam eben recht, um zu sehen, wie Wendelin, durch des Bruders Zänkereien gereizt, mit seinem Stocke nach dessen Kopf schlug, daß er vor Schmerz und Wut laut aufschrie. Im nächsten Augenblick aber hatte Sepp, seiner vor Zorn nicht mehr mächtig, eine Hacke ergriffen, um dem Krüppel damit den Kopf zu spalten.

Schon hatte er zum fürchterlichen Schlag ausgeholt, schon drang das Angstgeschrei des wehrlosen Wendelin durch den Raum, da fühlte er den erhobenen Arm von rückwärts mit nerviger Kraft erfaßt und zu Boden gedrückt. Die herbeigeeilte Stalldirne suchte Wendelin in seinem Karren fortzubringen.

Dieser aber rief:

„Laß mi — is's heunt nit, so erschlagt er mi morgn, der Bruadamörder! Laß 'n aus, Flori, laß eam sein' frei'n Willn! Der Voda liegt drin am

Sterbbett, leicht, daß er an dem aar a Gwaltthat verübn möcht."

Sepp schien jetzt wieder zur Vernunft gekommen zu sein. Er war kreideweiß und zitterte so heftig, daß er völlig wankte. Freiwillig ließ er nun Flori die Hacke.

„Vergelt's Dir Gott!" sagte er mit bebender Stimme.

Flori hatte ihn noch niemals so gesehen.

Dann wandte er sich zum Bruder, der das Feld nicht räumte, sondern nun ruhig erwartete, was kommen würde, und sagte bewegt zu ihm:

„Wendelin, verzeih mir mei' Reschn — i krümm Dir koa' Haar mehr — laß 'n Voda nix erfahrn, es kunnt eam schaden. Gib mir Dei' Hand!"

Aber Wendelin zog diese zurück und sagte:

„Heunt bist es nit wert, morgn, am Sterbbett von unserm Vodan, redn ma' wieder."

Und er schob sich jetzt, nachdem er Flori herzlich die Hand gedrückt, in seinem Rollstuhle von dannen.

Flori sah ihm mit einem befriedigten Blicke nach.

„Jatz san ma' quitt!" sagte er leise vor sich hin; „mei' Schuld gegn Di is leichter worn."

Sepp bat den braven Burschen, in seiner Kammer zu übernachten, und traktierte ihn nach Möglichkeit. Er selbst fühlte sich sehr krank und legte sich bald zu Bette. Mit Tagesanbruch verließen beide das Führmannlehen. Sepp wollte niemandem mehr begegnen, er schämte sich seiner unüberlegten That, nicht einmal von seinem Vater verabschiedete er sich, denn er glaubte nicht daran,

daß es mit diesem so schlimm stehe, und er kam ja nachts oder am nächsten Tage wieder zurück. So ging er denn ohne Abschiedsgruß von dannen.

Der kranke Vater hatte ihn aber doch fortgehen sehen und schmerzlich sagte er zu Wendelin:

„I hätt eam so gern no' mein' Segn gebn; i vermoan, es geht mit mir z' End; holt's mir 'n Pfarrer und 'n Dokta.“

Ein Fuhrwerk holte diesen von Berchtesgaden, und eine Dirne lief hinab ins Pfarrdorf um den Pfarrer, der alsbald mit der letzten Wegzehrung in Begleitung vieler Andächtiger zum Führmannlehen kam. Als der Zug am Ullerlehen vorüberkam, schlossen sich auch die alte Ullerin und Franzei an und folgten dem Allerheiligsten.

Das Mädchen suchte dann den Wendelin auf, um ihn ihrer Teilnahme zu versichern.

„Franzei,“ sagte dieser zu der Blinden, „Du kaanntst es vermögn — geh, bring 'n Sepp her. Er is drauß im Halsgrabenforst, der Voda möcht eam no' 'n Segn gebn. Er is im Verdruß furt, er hätt mi gestern schier daschlagn; kimmt der Flori nit, is's gschehgn um mi. Bring 'n zruck, Deandl, Du thuast a guats Werk.“

„I bring 'n!“ versprach Franzei und eilte ohne Zögern fort. Sie holte sich zu Hause Hut und Bergstock und war bald auf dem Wege nach dem Hintersee. Von hier aus führte sie der Weg nach der Halsgrabenalm, welche seit wenigen Tagen wieder bezogen

war, und auf welcher eine Schulkameradin Franzeis als Sennerin wirtschaftete.

Es war für die Blinde keine Kleinigkeit, sich dorthin zu finden, und der Marsch war für sie beschwerlich. Oft stolperte und fiel sie über Wurzeln und Steine, aber sie raffte sich immer wieder von neuem unverdrossen auf. Sie hatte über eine halbe Stunde auf gefährlichem Steige zu wandern, aber sie vertraute ihrem Schutzengel und ihrer guten Sache.

So kam sie ihrem Ziele näher. Schon vernahm sie die Axtschläge der im Forste beschäftigten Holzarbeiter, und jetzt hörte sie auch deutlich das Geläute des auf den Matten der Halsgrabenalpe grasenden Almviehes.

Gleich darauf wurde sie von der Sennerin mit einem hellklingenden Juhschrei angerufen, und Franzei gab den üblichen Gegenruf. Sofort ward sie erkannt, und die Sennerin eilte der Ankommenden erfreut entgegen.

„Ja, grüaß Di Gott, Franzei!" rief sie der Blinden zu. „Du kimmst alloa', ganz alloa'? Heilige Muatta Gottes! Da hat ja dengerst Dei' Schutzengl gwacht; wie leicht hättst über 's Wandel awifalln kinna! No' wart, zruck geh i mit Dir, bis koa' Gfahr mehr is."

„Du laßt mi in Dein' Kaser scho' a weng rasten, gelt Klarl?" bat Franzei.

„Freili, rast' aus bei mir," sagte die Sennerin, „und a frische Milli und an' Kaffee kriegst. Geh nur

eina, herauß is allweil a schirfere Luft und Dir is warm. Hast ja sakrisch rote Backerln. So, da setz Di her und i werd Dir glei aufwarten."

Und als Franzei in der That ganz erschöpft auf der Bank Platz genommen, Hut und Stock abgelegt und ihren Arm auf das herabgelassene Hängtischchen gestützt, brachte die freundliche Sennerin ein Gläsl Enzian und sagte:

„So, da trinkst iatz; wenn's aa scharf is, dös macht Dir wieder Kraft."

Franzei nippte und sagte dann:

„Du fragst mi gar nit, warum i da auffagstiegn bin?"

„Dös is alles oans, warum. Auf dö Berg fragt ma' nit lang. Es is a Freud, a brav's Leut in sein' Kaser als Hoagast z' habn. Da herobn is's so schö', so friedli, daß D' nit gern fragst, warum? D' Antwort drauf bringt meistens 's Leid vom Thal aaffa, Sorg und Kümmernis. Da, laß Dir just dö Milli schmecka, die löscht 'n Durst. Woaßt, Deandl mit Deine roten Wanga, vür kimmt's mir scho', als ob Di d' Liab aaffagführt hätt; denn wo der Fuchs und der Wolf 'n Weg verliern, da findt 'n d' Liab."

„Hast Dein' Hüattabuam nit da?" fragte jetzt Franzei, über und über errötend, „daß D' mir 'n furtschickst um 'n Führmann-Sepp."

„Um 'n Führmann-Sepp?" fragte die Sennerin, indem sie das errötende Mädchen aufmerksam betrachtete. „Der is nit weit weg, drent aaf der Holzer-

hüttn, wo er um die Zeit Mittag halt. Der kloa' Hansei is eh durt unten in der Leiten, i schick ge glei ummi. Soll er nit aa Dein' Vodan im Forst aufsuacha? Hörst ja eh d' Schläg bis daher. Den wird's aa gfreun, wenn er Di sieght."

„Ja freili," erwiderte die Blinde rasch. „Aber daß nur der Sepp glei kimmt."

Klarl trat jetzt vor den Kaser und schickte ein volltönendes „Hodrieho!" zu dem kleinen Hüterbuben hinab, welches dieser sofort erwiderte und eiligst herangelaufen kam.

Der junge, frische Knabe ward dann mit den beiden Aufträgen abgeschickt, und nachdem die Sennerin auf dem Herde ein prasselndes Feuer angemacht, um für ihren Gast Schmarren und Almkaffee zu bereiten, setzte sie sich neben Franzei, um mit ihr ein wenig zu plaudern.

„Dös wird a große Hozet gebn, wenn der Sepp heirat; leicht, daß i d' Böller auffadunnern hör von der Ramsau," begann Klarl.

„Beim Sepp seiner Hozet?" fragte Franzei ganz erschrocken. „Redt ma' davon, daß er heirat, und woaß ma's, wer sei' Hozeiterin is?"

„Bei uns herobn woaß's ja a jeder Mensch und Du, moan i, solltst es am allerbesten wissen."

„I?" fragte Franzei, die Hand aufs Herz pressend. „I woaß nix von ara Hozet."

„No', Dei' Voda hat's do' zsammgericht, wie d' Leut sagn."

„Mei' Voda?" Franzei wurde immer erstaunter.

„Ja no', es war koa' unguats Werk. 's Resei kriegt a guate Aussteuer und der Sepp kann's braucha."

„'s Resei?"

„Vom Wimbachbauern," ergänzte die Sennerin; „die hat si do' gestern mit 'n Sepp versprocha. Dei' Voda hat's zammbandelt. — Ja, Deandl, was is Dir denn?" schrie sie plötzlich auf, als Franzei wie ohnmächtig an ihre Schulter fiel. „Mei', der weit Weg — Du hast Di überhetzt."

Sie legte das Mädchen der Länge nach auf die Bank, schob ihr die Schürze unter den Kopf, besprengte sie mit Wasser und goß ihr einige Tropfen Enzian in den Mund.

Franzei gab alsbald wieder Lebenszeichen von sich und kam zum Bewußtsein. Ein unbeschreiblicher Schmerz drückte sich auf ihrem Gesichte aus, das Todesblässe bedeckte.

Die Sennerin wendete alles Mögliche auf, um das kranke Deandl wieder zu kräftigen. Sie nahm aus ihrer Schlafkammer Kissen und Betten, um es Franzei bequem zu machen, und diese schien sich auch sichtlich zu erholen.

Die Sennerin hatte schon mehreremal zur Thüre hinaus gespäht, ob der junge Holzmeister noch nicht herankomme. Jetzt erblickte sie ihn, und sie teilte es dem Mädchen sofort mit.

Ein Ausdruck des Stolzes überflog jetzt das Gesicht der Kranken. Sie bat die Sennerin, ihr das

geöffnete Schnürmieder wieder zuzumachen, indem sie sich nunmehr wohler fühle. Klarl folgte ihrem Wunsche, obgleich sie aus dem hochgehenden Wallen des Busens bemerkte, wie sehr die Blinde noch erregt war. Was diesen Busen bewegte, was die Todesbläße auf der Blinden Gesicht zauberte, was ihre glanzlosen Augen öfters wie zürnend zum Himmel emporzucken ließ, das freilich wußte die lustige Sennerin nicht.

Und sie sollte es auch nicht erfahren, denn Sepp, der eben ankam, rief derselben zu:

„Klarl, siehgst ja nit, wie zwoa Küah da unten raaffa. I glaab, sie ham si' mit die Hörner inanand verhängt."

„Jeß," schrie die Sennerin, „dös is gwiß wieder die schwarz mit der scheckigen, dö muaß i ausananda treibn, sunst gibt's a Unglück. Geh nur eini in 'n Kaser; 's Franzei is krank worn; i bin bald wieder zruck."

Und einen Tremmel ergreifend, lief sie die Leiten hinab. Sepp aber trat mit den Worten: „Grüaß Di Gott, Franzei!" in den Kaser ein.

Das Mädchen richtete sich hoch auf, es war, als wollte sie den Treulosen mit ihren Blicken niederschmettern, sie konnte den Gruß nicht erwidern.

„Du bist krank?" begann Sepp wieder. „Was magst da aaffa steign, woaßt, wie's Di no' irdsmal überanstrengt hat. Es muaß a bsundere Botschaft sei', die 's D' mir bringst. Is ebba —" Er stockte. „Sag

ma's nur glei, geht's mein' Vodan leider? Du sagst nix? Wird er ebba nit gar gstorbn sei'?"

Franzei erinnerte sich erst bei diesen Worten wieder der Ursache ihres Aufstieges, ihrer traurigen Botschaft, und mit Gewalt drängte sie ihre eigenen Gefühle etwas in den Hintergrund.

„Der Wendelin schickt mi," sagte sie mit bebender Stimme.

„Der Herr vom Führmannlehen!" unterbrach sie höhnisch Sepp.

„Dei' Bruada!" versetzte die Blinde nachdrücklich. „Er laßt Dir sagn, wenn Dir am Segn von Dein' Vodan was glegn is, so sollst ohne Verzug awisteign."

„Was hon i von dem Segn!" unterbrach sie Sepp. „Der Voda hat mir mei' rechtmäßigs Guat gnomma und hat's 'n Wendelin gebn; vom Segn alloa' hon i nixi. I geh nit awi."

„Nix hast von an' Segn?" entgegnete die Blinde in vorwurfsvollem Tone. „Der Vodasegn is a Himmelsgschenk und mehr wert als a irdischs Guat. Dös is a herzloser Mensch, der an' solchen Segn veracht, der eam unwiederbringli verlorn bleibt, is's, daß er eam vom Sterbbett kemmat."

„Vom Sterbbett?" fragte Sepp mit einiger Bewegung. „Geht's 'n Vodan schlechter? Der Dokta hat koa' Gfahr mehr gsehgn."

„Vor etli Tag nit," erwiderte Franzei. „Aber heunt fruah hat der Wendelin gsagt, der Krank wird die nächst Nacht nit überlebn."

„Ah mei', der kann si' irrn, und offen gstanden, mir draaht si' d' Gall um, wenn i an hoam denk. A zwoats Mal kaannt koa' Flori dazwischen springa und 'n Hieb aufhalten auf den elendigen Krüppel, der mi um Haus und Hof bracht hat."

„Für dös Glück kannst ja unsern Herrgott dengerst nit gnua danken," sagte die Blinde mit Nachdruck, „und wennst hundert Jahr alt würd'st."

„Bis zu dera Stund is's no' nit oamal der Fall gwen," entgegnete Sepp kurz.

„Dös is a Zeichen, daß D' a herzloser, a schlechta Bua bist," rief jetzt die Blinde empört aus.

„Franzei!" rief Sepp mit warnender Stimme.

Diese aber achtete nicht darauf, sondern fuhr in fiebernder Hast weiter:

„Ja, Du bist herzlos. Der Segn von Dein' sterbenden Voda is Dir a Danderling, und dös Herz von Dein' Deandl, döst treulos verratn hast, is Dir nit mehr wert als a Nagerlblüah, die'st an die nächst best Dirn wegwirfst. Da, da hast Dei' Tüachl wieder!"

Dabei ergriff sie das unter ihrem Mieder versteckte seidene Tuch und reichte es dem Burschen hin. „I will nix mehr habn von so an' falschen Verrater," setzte sie hinzu.

„Was hast denn?" fragte der sich immer mehr und mehr verwundernde Sepp. „Was schimpfst mi denn so? Wo han i denn an' Verrater gmacht?"

„Hast Di nit gestern mit 'n Resei in Verspruch gebn?"

„Ja."

Die Blinde lachte bitter auf.

„No', so gib ihr do' aa dös Tüachl," sagte sie. „Du machst mir's leicht, daß i mi über Di und Dei' Gschenk wegitröst. Herrgott im Himmi, und i hon d' Welt für so guat ghalten!"

„I woaß nit, was D' mit dem Tüachl willst. I hon Dir und neamad andern oans gschenkt."

„Du vergißt ja leicht! So muaß i Dir ja drauf helfa. Hast mir's nit gschenkt in derseln Faschingsnacht, wie —"

„Durt hast dös Tüachl gschenkt kriegt?"

Jetzt war es dem Sepp plötzlich klar, daß Flori für ihn des Mädchens Herz gewonnen hatte. Aber rücksichtslos, wie er war, rief er aus:

„Ja, Deandl, woaßt denn nit, daß ma' im Fasching Maschkera spielt? Der Di durt hoamgführt hat, so viel i woaß, bis zum roten Kreuz, und der aa mit Dir die mehrern Mal tanzt hat, Patschi, dös bin ja i gar nit gwen. Hast denn no' nie ebbas ghört von an' Schneller?"

„Dei' Schneller!" schrie Franzei. Sie sank auf die Bank. Die Blässe ihres Gesichtes wich einer brennenden Röte; Zorn und Scham hatten ihr das Blut zu Kopfe getrieben. Sie wollte einigemal zur Rede ansetzen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst.

Sepp sah ängstlich nach dem Mädchen, nach der treuen Jugendfreundin. Ein tiefes Bedauern überkam ihn, daß er sich jenen Betrug hatte zu schulden kommen lassen, aber er hatte ja nicht geahnt, daß das Herz des blinden Mädchens dabei im Spiele gewesen, daß Flori seine Vertrauensstellung mißbraucht hatte.

„Wer is's gwen?“ rief Franzei, plötzlich aufspringend.

„I mach koan Verrater!“ entgegnete Sepp entschieden.

„So sei verfluacht, wiest von Dein' Vodan verfluacht wirst!“ schrie die Blinde, sich kaum mehr erkennend.

„Franzei,“ beruhigte Sepp, „bist iatz ganz ausanand! Woaßt was? Mei' Voda soll mir nit fluachen — i geh mit Dir hoam — schnell richt i mei' Sach in der Holzstubn, bald bin i zruck. Am Hoamweg aftn sag i Dir alles und es wird wieder recht wern.“

Die Blinde würdigte ihn keiner Antwort. Sepp aber verließ, nachdem er noch einen ängstlichen Blick auf Franzei geworfen, die Sennhütte. Er suchte Klarl auf und bat sie, sich des Mädchens anzunehmen, bis dessen Vater käme.

Inzwischen kam der Hüterbub in den Kaser und berichtete in umständlicher, aber treuherziger Weise, wie er im Tannenforst den Herrn Uller aufgesucht und gefunden, und daß derselbe anfangs recht „grantig“ war,

weil das blinde Mädchen den gefährlichen Aufstieg gemacht.

„Aftn aber," fuhr der Bub in seinem Berichte fort, „is er wieder dasi worn und hat gsagt: ‚Is scho' recht,' hat er gsagt, ‚ich kimm glei; geh nur voran.'"

„Mei' Voda?" rief das Mädchen, wie aus einem Traume erschrocken auffahrend.

„No', wer denn sunst?" entgegnete der Hüterbub.

Franzei richtete ihre Augen schmerzlich aufwärts. Hatte ihr denn nicht die Sennerin gesagt, ihr eigener Vater sei es gewesen, der die Heirat zwischen Sepp und Resei vermittelt? Es fiel ihr jetzt plötzlich auch ein, daß ihr Vater erst jüngst die Äußerung machte, es würde bald eine neue Kuh in den Stall kommen, deren Besitz er auf sehr leichte und wohlfeile Art erlangt. Kein Zweifel, das war der Preis für ihr zertretenes Herz.

„Hansei," schrie sie plötzlich, „gib mir mein' Huat her und mein' Bergstock und weis mi awi bis zum Gern (Umfriedung der Alm). I gib Dir scho' was."

„Mei', dös kann leicht gschehgn," erwiderte der Bub, ihr Hut und Stock reichend. „Aber wenn Dei' Voda —"

„Gehn ma'!" sagte Franzei entschieden. Und sie folgte dem nachdenklich voranschreitenden Führer.

Nachdem sie über die Stiegl an der Umfriedung gestiegen, sagte der Bua:

„So, da is iatz wieder der fest Steig gegn 's

Thal zua und awi zum Hintersee. Aber wie leicht kaanntst abfalln; laß mi lieber no' weiter mit."

„I brauch Di nimmer," antwortete das Mädchen und reichte dem Buben ein Geldstück hin; „i find mi scho' zrecht."

„Und Dein Vodan?" fragte Hansei.

„I laß eam pfüat Gott sagn."

Das Mädchen sagte dies in eigentümlich bewegtem Tone. Dann schritt sie gleich einer Sehenden festen Schrittes auf dem Felsensteig von dannen.

XI.

Der Malersteffl hatte sich schon heute bemüßigt gefunden, die Umwechslung der Heiligen wieder vorzunehmen, das brennende Haus samt dem Wasserschapfen verschwinden zu lassen, und so aus dem ritterlichen Florian wieder den Ritter St. Georg zu machen. Er war gerade mit seiner Arbeit fertig und wollte mit seinem Farbenkasten in sehr verstimmter Laune weiterwandern, als er das blinde Franzei hastigen Schrittes die Straße herankommen sah.

„Da wart i," dachte er bei sich, „vielleicht schickt's a si', daß i ihr den Flori in ihra Herz einimaln kann; dagegn kann der Kirchaflegl an' Pfifferling aushabn."

Und er setzte sich einige Schritte von der Kapelle entfernt nieder.

Die Blinde kam voll stürmischer Gefühle hin zur Kapelle. Gleich den erregten Wogen, die tosend sich überholen und peitschen und sich immer durch sich selbst vergrößern, so nahm die Erregung des armen, getäuschten Mädchens stetig zu; es entstanden in ihrem Herzen Gefühle, die ihr bisher fremd gewesen, Haß und Scham, ja, eine Art Verzweiflung verwirrten ihr

die Sinne. Ließ sie sonst eine Art Instinkt die Nähe eines Menschen sofort erkennen, so schien sie jetzt die Schärfe ihres Gehörs verlassen zu haben. Sie stellte wohl ihre gewohnte Frage: „Is ebba da?“ Da sie aber keine Antwort erhielt, glaubte sie sich allein, allein mit ihrer wachsenden Seelenqual.

Sie warf sich auf den Betschemel vor dem Kapellengitter hin und sprach:

„Heiliger Antoni mit 'n Jesuskind, hilf ma'! D' Höll is in mir, i verkenn mi nimmer vor Wehthoa'! n' Sepp hat mei' Herz ghört, i hon's nit gwußt, daß's d' Liab is, aber sittan Fasching hat's mei' Herz ausgfüllt ganz und gar und mein' ganz's Lebn; funkelhell is's worn da drinn, so daß i meine toten Augn vergessen hon, und iatz, weil d' Liab ausglöscht is worn, is's grausi finster da drinn und grausi finster draußen. I bin betrogn, zum Glaachta von die Leut bin i worn. I woaß nimmer, wie i lebn kunnt. Heiliger Antoni, bitt für mi!“

Rasch erhob sie sich und lief dem See zu. Nur wenige Schritte hatte sie bis zum Wasser, das, eine kurze Strecke seicht, plötzlich durch die dunkle Farbe den Beginn einer jähen Tiefe zeigt. Die Blinde wußte dies, und in dieser Tiefe wollte sie ihr Leid und sich begraben.

Der Malersteffl war aber diesmal der rettende Engel. Rasch hatte er sich seiner Pantoffel entledigt, und seine langen Füße ließen ihn das wahnsinnige Mädchen erreichen, ehe es zu spät war. Er erfaßte

die Blinde mit seinem hagern, langen Arm und brachte sie zum Stehen.

Franzei stieß einen Schrei aus und verlor das Bewußtsein. Als sie sich wieder erholte, lag sie am Ufer, ihr Kopf ruhte auf dem zusammengelegten Hirtenmantel des Malersteffl. Dieser war eifrig bemüht, das Mädchen mittelst kalter Umschläge wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Franzeis erste Frage war:

„Wer is bei mir?"

„I, der Malersteffl, bin's, und der heili Flori is dran schuld, daß i Di hon retten kinna."

„Der heili Flori?" fragte das Mädchen. „Warum hat er dös tho'?"

„Warum? Darum! Ja no', die heilin Herrn habn aa ihre Lizen, und schau, er is ja der Patron von mein' Döden, 'n Flori. Und hat sich der Sepp als Böfewicht gezeigt, was er auch ist, so sollst doch wissen, daß mei' Flori Di unsinni gern hat fürs Lebn."

„Der Flori? Geh zua — bin denn i heunt nur da zum tribuliern? Hättst mi gehn lassen — iatz waar's scho' aus."

„Und mit 'n Flori waar's aftn aa r aus. Tag und Nacht sinniert er von nix andern, als von Dir. Dös Nagerl, dös D' eam obn an der Wimbachklamm gebn hast, dös hat er der liabn Frau von Kunterweg g'opfert und hat's bitt, daß er Di dafür kriegt; no', die Handelschaft is nit schlecht. 'n Führmann-Sepp, den hat er so dumm hindruckt an d' Wand, daß er

um a guats Weda bitt hatt, wie er eam Dei' Nagerl hat nehma wolln — no' ja, und i hon's oft gsagt: mir blüht keine Blume mehr, aber Dir, Flori, hon i gsagt, Dir blüaht's und dös Bleaml hoaßt Franzei."

Als der geschwätzige Steffl merkte, daß ihm das Mädchen aufmerksam zuhorchte, fuhr er in seinem Versuche fort, Franzeis Herz für seinen über alles geliebten Flori zu gewinnen.

„Und woaßt, Deandl," sprach er weiter, „daß der Flori schuld is, daß D' überhaupt no' lebst?"

„Daß i leb? O, dös dank i eam heunt gwiß nit!"

„Aber morgn dankst eam's wieder und gestern hättst eam's aa dankt."

„Wieso dös?"

„I sollt's freili nit sagn, aber es druckt mi scho' lang — woaßt, der Engel, der Di durtmals unterm Baam außagrissn hat, dös war der Flori."

„Barmherziger Gott! Der Flori?" rief das Mädchen, aufs höchste überrascht.

„Ja, der Flori mit Leib und Seel. An demseln Tag hat er von mir Strixen kriegt; warum? darum; i hon 'n davongjagt. — Da hat er bei der Roteben mit 'n Wendelini graafft und hat wieder Hieb kriegt, und aftn is er Enk nach bis über d' Klamm zu dem Baam und —"

„No'?" fragte Franzei, aufs höchste gespannt, als der Maler plötzlich inne hielt.

„No' — da kimmt er grad zuari, wie der Baam

niederkracht, er siehgt Di in Gfahr, reißt Di außi und laaft davon. Er wollte dem Dank entfliehen," setzte er hochdeutsch hinzu, während ein verschmitztes Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

Das Interesse am Leben schien mit dieser Erzählung bei dem Mädchen wieder wachgerufen.

„Der brave Bua!" sagte sie. „Ja, ja, er is brav."

Aber plötzlich zuckte es wie ein Blitz in ihr auf. Sie faßte nach des Malers Hand und starrte ihn mit ihren toten Augen an, daß es dem Manne ganz unheimlich wurde. Dann sprach sie mit bebender Stimme:

„Steffl! Is's der Flori gwen, der 'n Sepp sein' Schneller gmacht hat? I beschwör Di beim heilin Antoni, sag mir d' Wahret. Is's der Flori gwen?"

„'n Sepp sei' Schneller?" fragte der Maler. „Und wen soll er gschnellt habn?"

„Mi!" schrie die Blinde. „Sag, is's a so? Is der Flori am Faschingsball im Ramsauer Wirtshaus gwen? Du warst dort, dös woaß i gwiß. Is der Flori aa dort gwen?"

„Dessell scho'," entgegnete der Maler.

„Alloa'? — Steffl, i frag di aufs Gwissen: wem hat er bei eam ghabt?"

„Wem? Dessell woaß i nit. Er hat mir's nie eingstanden, so oft i 'n aa gfragt hab. Es war a Maschkera —"

„A Deandl in ara blau'n Kutten?" fragte Franzei wieder, zitternd vor Erregung.

„Ja, in ara blau'n Kutten," bestätigte Steffl. „Koa Mensch hat's kennt."

„O barmherziger Gott!" rief jetzt die Blinde, die Hände faltend, „so is die ganz Welt falsch, mei' Voda, da Sepp, da Flori — alle, alle! I hon die Welt für so guat ghalten — aber alles is falsch — alles!"

Und sie warf sich zur Erde, vergrub ihr Gesicht in ihre beiden Hände und schluchzte bitterlich.

In diesem Augenblicke kam ihr Vater mit Flori nachgerannt. Der Alte war in treuherziger Weise bereits von Flori in alles eingeweiht. In der Sennhütte hatte dieser das rotseidene Tuch gefunden, und des Hüterbuben Botschaft erschreckte beide aufs äußerste.

„Heilige Muatta Gottes, was is gschehgn?" rief der Alte, sich zu seiner Tochter niederneigend.

„Desperat is's!" sagte der Maler; „ins Wasser hat's wolln. Warum? Darum!"

Dem Flori aber raunte er leise zu:

„Sie woaß's, daß D' es gschnellt hast und aa, daß D' ihra Engel in der Klamm gwen bist, — aber daß D' am Seil zogn hast, dös hab i nit verraten. Also verred Di nit."

„Franzei!" rief jetzt Flori mit Angst und Schrecken, „Franzei, ghör mei'! Dein Vodan is's recht! I hon Di gern beim wahrhaftigen Gott und all mei' Glück bist und bleibst Du!"

„Furt, furt, Falscher!" schrie die Blinde. „I

will Dei' Red nit hörn; sie is so falsch, wie Dei' Herz, Dei' Stimm, Dei' alles!" Der Ullerjakl sprach ihr zu, aber es nützte nichts.

„Du bist aa falsch," sagte sie zu ihm; „alles is falsch; i wollt, i wär tot!" Und wieder schluchzte sie, daß es ihren ganzen Körper erschütterte.

„Laaf gschwind zruck zum Landstaller (Wirt in Hintersee), daß er 's Wagl anspannt und 's Deandl hoamfahrt," bat der besorgte Uller den Flori, und dieser eilte, nachdem er noch einen schmerzlichen Blick auf das Mädchen geworfen, von dannen. — Der freundliche Wirt entsprach sofort dem Ansuchen Floris, und alsbald fuhren die beiden nach der Antonikapelle. Dort fanden sie die Blinde, den Kopf an die Brust ihres Vaters gelehnt, mit geschlossenen Augen. Sie hatte seit Floris Abgang kein Wort mehr gesprochen.

Jetzt, als sie auf den Wagen gehoben werden sollte und Flori sie am Arme faßte, schrie sie laut auf. Sie duldete des Burschen Berührung durchaus nicht, weshalb der riesige Landstaller das Mädchen wie eine Puppe in den Wagen hob; Jakl setzte sich neben sie, der Wirt schwang sich auf den Bock und im Trabe ging es von dannen.

„Steffl, bitt 'n geistlin Herrn, daß er aaffi kimmt!" rief der Uller noch zurück.

Flori war erschöpft auf den steinernen Sitz gesunken, welchen vorher Franzei inne hatte. Über seine blassen Wangen rannen Thränen nieder.

„Jatz itz alles aus! Mei' Glück is hi'!" sagte er mit bebender Stimme und starrte dabei hinein in die grüne Flut.

„Möchtst Di leicht aa durt eini stürzen?" fragte der Maler. „I gib Dir an' Rat. Woaßt ja, wennst ebbas verlorn hast, muaßt fünf Vaterunser zum heilin Antoni beten, aften findst es wieder. „No', so thua halt aar a so, und fünf gen oans, 's Franzei wird no' die Dei'. I geh dieweil zum Pfarrer und sag eam alles; der richt's scho' wieder zamm. Flori, sei gscheit! Wenn aa diem a Schuß ins Weiße geht, a rariger Schütz find 's Schwarze bal wieder, und statt so an' rotseidan Tüachl, mit demst Dir 'n kalten Schweiß abwischt — is schad dafür — kriegst als Vortl Dei' liabs Franzei. So, dös sag i Dir, Dei' Död, und iatz pfüat Di — vergiß nit die fünf Vaterunser. Warum? Darum!"

Flori sah mit keinem Blick nach dem rasch Abgehenden. Lange saß er auf der Steinbank und peinigte sich mit Selbstvorwürfen. Er betete wohl auch die angeratenen fünf Vaterunser, und da war es ihm, als winke ihm das Christuskind mit der Lilie, die es in der Hand hielt, freundlich zu, es war ihm, als würde dadurch sein schuldbeschwertes Herz erleichtert. Er hätte gerne seine rechte Hand hingegeben, hätte er dadurch seine Schnellerrolle zur Fastnacht ungeschehen machen können. Er erkannte erst jetzt, wie feig es von ihm war, unter falscher Maske das Herz des unschuldsvollen Mädchens zu bethören.

Aber er war nicht falsch, es war ja nur der Ausfluß seines liebevollen, treuen Herzens — und es war so schön!

Jetzt betete er wohl auch — erleichtert.

Das Rollen von Landstallers zurückkehrendem Wagen veranlaßte ihn zur Heimkehr.

„Wie geht's 'n Franzei?" fragte er den vorüberfahrenden Wirt.

„Die is bald wieder hechtengsund!" lautete die Antwort. „Roasats nur eini aaf Münka, aftn sehgat's aa wieder, so guat wie wir Zwoa."

„Wieder sehgn?" rief Flori. „Und warum thuat sie's nit?"

„Warum? Weil der alt Neidkragn koa' Geld hergibt und der Ullerjakl, der alt Dalk, koan Willn hat; so muaß 's Deandl in der Blindheit alt wern."

„Du moanst wirkli, sie kaant kuriert wern?" fragte Flori, und es überlief ihn bei diesem Gedanken heiß und kalt.

„I woaß's gwiß!" erwiderte der Wirt. „A Maler von Münka hat znaachst mit mir drüber gredt, daß in an' ganz gleichen Fall Ebba no' nach viele Jahr sei' Augenliacht wieder kriegt hat. Er hat mir aa den Dokta gnennt, es muaß a ganz berühmter sei', zu dem d' Leut zuaroasen von der ganzen Welt."

„Ja, den kenn i a so. Mit dem bin ja i guats Freund!" rief Flori.

„Mei', hätt i 's Geld, i helfet dem Deandl,

weil's mi so dabarmt," versetzte der Wirt. „So — kimm guat hoam!"

Damit fuhr er weiter. — Flori aber setzte sich wieder auf die Steinbank vor der Kapelle. Die Äußerung des Wirtes ging ihm im Kopfe um. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in sein Herz, ein Plan entwickelte sich in seinem Gehirn. Wie neubelebt erhob er sich nach einer Weile und schickte sich zur Heimkehr an. Nochmals blickte er nach dem Altarbild in der Kapelle — wieder war es ihm, als winke ihm das Jesuskind mit der Lilie Mut und Hoffnung zu. Die beiden letzteren gaben dem braven Burschen ein treues Geleite.

Oben aber im Ullerlehen hatte der würdige Pfarrer Franzei mit freundlichem Zuspruch beruhigt, und nun lag die Blinde in tiefem Schlummer. Ihr Vater saß an ihrem Bette und es entging ihm nicht, als sich einmal ihre Lippen im Traume zu dem Ausrufe öffneten:

„Flori!"

Der Alte lächelte.

„Da is's aften nimmer so gar schiach!" meinte er. „Und die liawe Frau von Kunterweg wird aa dreinschaugn, daß's guat und recht wird."

Und es war, als ob die himmlische Frau schon jetzt „dreingschaut" hätte, denn wieder lispelte das schlafende Mädchen:

„Du falscher Flori — Du guata Bua!"

XII.

In ihren Träumen war das tiefgekränkte Mädchen versöhnlicher als im wachen Zustande. Sie bat den Vater am andern Morgen in ganz bestimmter Weise, kein Wort mehr weder von Sepp noch von Flori zu sprechen, wenn er nicht wolle, daß sie wieder sterbenskrank würde.

Dem schuldbewußten Jakl waren freilich seit gestern die Schuppen von den Augen gefallen, und während seiner schlaflosen Nacht kratzte er sich oft hinter den Ohren und sagte:

„Da hon i a dumme Handelschaft gmacht."

Er konnte sich über die Kuh, welche ihm am frühesten Morgen durch eine Dirn der Wimbachbäuerin zugetrieben wurde, nichts weniger als freuen, und die alte Ullerin, welche er verlegen um ein Zutreibgeld für die Dirne anging, begriff anfangs durchaus nicht, was dieser wirtschaftliche Zuwachs für eine Bedeutung habe.

Aus den vorwurfsvollen Blicken, welche ihr Liebling, das Franzei, dem Vater gestern Abend zugeworfen, war es ihr zwar klar, daß dieser gegen das Mädchen etwas verschuldet haben müsse; da aber deren Stimme

nicht die Kraft hatte, das taube Gehör der Großmutter zu durchdringen, Jakl aber gleich einem Schulbuben, der etwas verbrochen, nichts eingestand, so war sie bis jetzt in aufregender Ungewißheit geblieben.

Jetzt aber, da die Kuh in den Stall getrieben wurde, nahm sie den Jakl beim Arm und zog den Widerstrebenden über die Stiege hinauf in den obern Gaden. Hier fragte sie ihn mit gebieterischer Stimme:

„Was hat's mit dera Kuah für a Bewandtnis?"

Jakl getraute sich nicht, der Mutter in die Augen zu schauen. Er stand da, als hätte er in Wahrheit das spanische Rohr zu fürchten. Die Frau erkannte daraus, daß das alte Kind in der That etwas verbrochen. Und erzürnt rieb sie einigemal ihre hagere Hand an dem linken „Ohrwaschl" ihres Jakl.

Dieser fand es jetzt an der Zeit, zu beichten. Er hielt den Mund an das Ohr der Alten, und nachdem er zu beiden Seiten die flachen Hände vorhielt, schrie er:

„I hon's gricht, daß der Sepp 's Wimbachbauern Deandl kriegt."

Die Alte schlug die Hände zusammen. Ihre Augen verglasten sich und schienen aus den Höhlen treten zu wollen.

„Du hast es gmacht, daß der Sepp 's Resei kriegt?" rief sie. „Ja, Bua, wo hast denn Deine Augn ghabt? Hast es denn nit gmirkt, daß unser Franzei auf 'n Sepp ghofft hat? Und woaßt denn nit, daß der Sepp 's Deandl gern ghabt hat?"

Jakl schüttelte mit zu Boden gesenkten Blicken den Kopf und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne.

„I kaannt mi ja glei vergreiffa an Dir,“ fuhr die Ullerin fort, indem sie ihrem alten Knaben die Fäuste vors Gesicht hielt. „Glei machst, daß D' die Gschicht wieder ausanander bringst. Die Kuah bleibt mir nit im Stall, zwegn dem dalketen Resei laß i mei' Franzei nit z' Grund gehn, für dö i hunger und spar, daß 's amal nit nacket dasteht; denn Du versaufst und verschenkst a so Haus und Hof und machest, daß 's Deandl in Almosen gehn müaßt.“

„Dös is nit wahr!“ wagte jetzt Jakl, der seine Manneswürde endlich wieder zunehmen fühlte, zu entgegnen.

„Staad bist!“ befahl die Alte. „Du thuast iatz, wie i gsagt hon, oder i laß Di nimmer eina ins Haus.“

Jakl fand es jetzt sehr nötig, der Mutter abermals ins Ohr zu trompeten:

„'s Franzei mag ja 'n Sepp gar nimmer.“

„Is dös wahr?“ fragte die Frau mißtrauisch. „Und warum?“

„Weil er falsch gen sie gwen is,“ entgegnete Jakl.

„Du hast 'n dazua gmacht,“ warf ihm die Alte vor.

„Gwiß nit!“ versicherte Jakl, seine beiden Hände an das Herz legend. „Muaß anemal i alloa' an allem schuld sein?“ Und ihr wieder ins Ohr schreiend, fuhr er fort: „Der Sepp is a herzloser, g'waltthätiger

Mensch, der sein' eigna Bruadan hat totschlagn wolln, wär eam nit der Flori rechter Zeit in 'n Arm gfalln."

„Heilige Muatta von Kunterweg!" rief die Alte, erschrocken die Hände zusammenschlagend.

Und wieder fuhr er fort: „'s Franzei hat 'n gestern gholt ans Sterbbett von sein' Vodan, und was hat er gsagt? Er braucht koan' Segn, hat er gsagt. Siehgst, Muatterl, da laaffet ja i bis auf d' Watzmann=spitz, waarst Du obn und gabst ma' Dein' Segn."

Die Alte nahm diese Äußerung ihres Sohnes mit sichtlicher Befriedigung auf.

„Dös hätt i nit denkt," sagte sie kopfschüttelnd. „A Kind, dös Voda und Muatta nit ehrt, dös hat koa' Glück und is aa koa's wert. Schau', schau', dös hätt i nit denkt vom Sepp. Da hätt's mei' blinds Deandl kat unguat troffa."

Jakl nickte. Dann fragte er: „Die Kuah is hundertfufzg Gulden guatding wert. Laß 's ma 's wieder furttreibn?"

„Bewahr Gott!" rief jetzt rasch und fast ängstlich die Alte. „Da, da, bring der Dirn 'n Treiberlohn. Langt a Sechser? Thuat's nit a Groschen aa?"

„I moanat, wir schenketen ihr a Tüachl vom Ladn unten," meinte Jakl.

„Ja, ja, es san a paar gfleckte dabei," sagte die geizige Alte; „kimm awi mit mir."

Unten überreichte sie dann dem Sohne, der sich keinerlei Widerrede mehr erlaubte, ein ziemlich wert=loses Tüchlein, das dieser der Dirn nebst einem

Zwanziger, den er sich schon lange als Notpfennig auf die Seite gelegt, übergab.

Mit unendlichem Vergnügen besichtigte sodann die alte Ullerin die neu angekommene Kuh, gab ihr, wie üblich, als Willkommsbissen ein mit geweichtem Salz belegtes Stück Brod, und als ihr Jakl mitteilte, daß nach der Hochzeit auch noch ein „Kaibl“ (Kalb) komme, da lächelte sie und meinte: „No’, der Handel is so letz nit!“

Als sie dann an Franzeis Lager trat, streichelte sie dieser das Haar und sagte:

„Moant ma’ oft, es is a Verlust und grad is’s aftn a Gwinst. A herzloser Bua hätt niemals taugt für Di; brauchst ’n Resei nit neidi z’ sei’!“

Franzei wehrte der Alten ab, weiter zu sprechen, und diese ließ sie allein mit ihren Gefühlen und ihren Schmerzen.

„Besser is’s a so — besser is’s a so!“ sagte sie noch beim Abgehen.

Draußen angekommen, ward ihre Aufmerksamkeit durch mehrere vorbeieilende Leute wachgerufen. Auch Jakl stand schon vor dem Hause und rief der alten Mutter die Nachricht zu, daß der alte Führmann soeben verschieden sei.

„Der Herr gib eam die ewi Ruah!“ sagte die Alte sich bekreuzend, und betete im stillen ein Vaterunser für die Seele des Verstorbenen.

Als ihr dann Jakl erzählte, daß sich der Verstorbene, wie er gehört, mit Sepp noch vollkommen

ausgesöhnt habe und sogar in dessen Armen verschieden sei, da meinte die Ullerin:

„Wenn ma' d' Kuah dengerst nit bhalten hätten?"

Franzei war über diese Nachricht neuerdings sehr bewegt. Sie duldete es sogar, daß Sepp, als er nachmittags kam, um den Tod seines Vaters selbst anzuzeigen, in Gegenwart der Ihrigen vor ihr Bett gelassen wurde.

„Franzei," sagte Sepp ergriffen, „i kann Dir's nit gnua danken, daß D' mir gestern zum Herzen gredt hast, und daß i so rechter Zeit no' hoam kemma bin, 'n Segn von mein' Vodan z' kriegn."

„Gott tröst 'n!" entgegnete Franzei mit gefalteten Händen. „I geh eam scho' mit der Leich und waar i no' so krank!"

„Und nit nur an' Segn hon i no' kriegt," fuhr Sepp fort, „aa 's Testament hat er anders gmacht in der letzten Stund, so daß der Hof mei' Eigentum is unter dem Beding, daß er 'n Wendelini auf Lebenszeit mit ghörn soll, denn der kunnt ja nit lebn, wenn er nix zu regiern hätt. Und gwiß kaannt i mir koan bessern Hofmeier wünschen."

„So hast Di ausgsöhnt mit 'n Wendelin?" fragte die Blinde.

„Gwiß, von Herzen," antwortete Sepp. „Jatz pfüat Di Gott. Möchst ma aa Du nix mehr nachtragn! I bleib Dir brüaderli gsinnt, so lang i leb." Dabei erfaßte er die Hand des Mädchens, welches ihm dieselbe überließ.

Es wurden ihm in der That die Augen feucht, als er jetzt lange nach der Freundin blickte, und er bat sie nochmals um Verzeihung wegen der kleinen Fopperei am Fasching, wie er es nannte.

„I hon nit denkt, daß D' es so schiach nehma kaanntst,“ sagte er entschuldigend.

Die Kranke nickte ihm verzeihend zu, und Sepp entfernte sich und ging zu seiner Braut.

Nun erst war es der Blinden ganz klar, daß Sepp auch jetzt noch nicht ahnte, wie teuer er ihrem Herzen gewesen.

„Was hat er zum Deandl gsagt?“ fragte die alte Ullerin ihren Jakl, nachdem sie, vor dem Hause stehend, dem Sepp eine Weile nachgeschaut, und Jakl schrie ihr in die Ohren:

„A Bruada will er ihr bleibn sei' Lebta.“

„A Bruada?!“ entgegnete die Alte mit aufgesperrtem Munde, dann setzte sie in fast freundlichem Tone hinzu: „I kann Dir's gar nit sagn, wie mi die neu Kuah gfreut.“ —

Franzei vermochte es in der That, dem großartigen Leichenbegängnisse des angesehenen Holzmeisters beizuwohnen. Aber als der Sarg in das Grab gesenkt wurde, da wünschte sie sich innerlich in diesem Augenblicke nichts sehnlicher, als daß man auch sie bald einbette zur ewigen Ruhe.

Flori dagegen hatte für das Mädchen ganz andere Wünsche. Nicht nur leben sollte sie, auch ihr Augenlicht sollte sie wieder erhalten, wenn ihm der Plan

gelänge, mit dem er sich seit einigen Tagen ausschließlich beschäftigte. Er hatte nämlich an den berühmten Augenarzt in München folgenden Brief geschrieben:

„Lieber Freund und Augendoktor!

„Ich ergreife die Feder, und richte an Euch diesen Schreibebrief, denn Ihr werdet Euch an den Soldaten Flori Trimbacher, der eine zeitlang bei Eurem Nachbar und Freund, dem Hauptmann vom Leibregiment, als Bedienter war, und der von Euch viele Trinkgelder für Gänge erhielt, wohl stets in Liebe erinnern. Also daß ich Euch sage: Es ist hier ein Deandl, das Uller-Franzei, die seit dreizehn Jahr blind ist, weil ihr durch einen stürzenden Baum die Äste in die Augen schlugen. Ich habe als elendiger Bua aus Bosheit das Unglück verschuldet, weil ich an dem Seil gerissen, was aber gar niemand weiß, aus Zorn darüber, daß mich Franzei und ihr Spielkamerad, der Wendelini, immer einen Gucknscheck nannten. Weil ich nach der bösen That gleich davonlief, wußte ich nicht, was ich für Unheil angerichtet, bis als ich es voriges Jahr leider Gottes erfahren habe. Seit dieser Zeit habe ich soviel Qual und Reu', daß man's gar niemals nicht aussprechen kann, und weil 's Franzei so sauber und brav ist, so hat's mir's anthan, und nichts Liebers gibt's für mich auf der Welt, als 's Franzei, und ich kunnt für sie leben und sterben. Und nun also, lieber Freund und Augendoktor, wenn es halt doch möglich wäre, daß Ihr mit Gottes Hülf' das Franzei wieder sehend

machen könntet, so wüßte ich nicht, was ich vor lauter Freude und Glückseligkeit anfangen sollte. Das blinde Deandl hat man viel herumgeschickt, aber nur zu lauter Pfuscher und Fretter, was aber sind diese gegen einen gstudierten Doktor, wie Ihr seid.

„Es war dem Franzei ihrigen Anverwandten sozusagen nur um die Kosten zu thun, denn die alte Ahnl, die alte Ullerin nämlich, ist ein gar geiziges Weib und der Vater hat keinen Willen niemals nicht. So hab' ich mir durch fleißige Holzarbeit soviel zusammengespart, daß damit die Reise nach München, wohin sie nach meinem Plan ihr Vater, der Ullerjakl, begleiten soll, bestritten werden kann. Was aber wird es dorten bei Euch kosten, als da ist: Kur und Verpflegung? Und weil ich das nicht auf einmal bestreiten kann, so habe ich unserm Herrn Pfarrer den Verspruch gethan, von meinem Wochenlohn immer und auf solang den halbeten Teil bei ihm zurückzulegen, bis daß Ihr bezahlt seid, und der wird Euch dann das Geld richtig zukommen lassen. Das Franzei und ihre Anverwandten dürfen aber durchaus niemals nicht erfahren, daß das Geld von mir ist, weil dann das Franzei zu stolz wäre, von mir etwas anzunehmen. Sie ist auch harb auf mich, weil ich zur Fastnacht mit ihr gfensterlt hab' und sie auf dem Glauben ließ, es sei der Führmann-Sepp, den sie sich eingebildet hat und der niemals eine Liebe für sie im Herzen gehabt, auch sich mit einem andern Bauerndeandl bereits in Verspruch gegeben hat. Es war schon

falsch von mir, daß ich die Falschheit gethan, aber ich hab' halt das Franzei gar so unsinnig gern, und nach dem ersten Bussei von ihr hab' ich mich nicht mehr verkennt; mir ist's gewesen, als wär' ich im Himmel, und ich kann Euch nicht sagen, lieber Herr Doktor, was ich darum geben würde, wieder ein solches Bussei zu bekommen.

„Also schreibt mir recht bald, was darüber Eure Meinung ist. Und ich verbleibe unter herzlichen Begrüßungen Euer lieber Freund

Florian Trimbacher,

zur Zeit Holzschläger in Ramsau.

„Nachschrift. Den Brief müßt Ihr an den Herrn Pfarrer hierher addressieren, damit niemand etwas vermerkt, was ich mit Euch abgebandelt hab'."

Wenige Tage nach Abgang dieses Schreibens erhielt der voll banger Erwartung einer Antwort harrende Bursche folgenden Brief aus München:

„Mein lieber Freund Flori!

„Dein schöner Schreibebrief hat mir große Freude gemacht, und Du sollst Dich nicht umsonst vertrauensvoll an mich gewendet haben. Es soll mich unendlich freuen, wenn bei Deinem lieben Franzei noch eine glückliche Operation möglich ist, aber Kosten soll Dir das nicht verursachen. Ich lege anbei in Banknoten das Reisegeld für Franzei und ihren Vater bei, und das Weitere ist ebenfalls meine Sorge. Schicke sie nur bald hierher und sei getrost, denn wer es so gut versteht, auf der Scheibe ins Schwarze zu schießen,

wie Du, wird auch sein Deandl ins Herz zu treffen wissen. Also mutig und unverzagt, mein lieber Flori. Dem Herrn Pfarrer habe ich das Weitere mitgeteilt.

„Herzlichen Gruß von Deinem
Freund und Augendoktor N."

Der Uller-Jakl war nicht wenig überrascht, als ihn der Pfarrer zu sich rufen ließ und ihm das Reisegeld aushändigte. Es wurde ihm bedeutet, daß es von einem berühmten Arzte komme, dem darum zu thun sei, an dem blinden Mädchen noch eine Augenoperation zu versuchen.

Die alte Ullerin hätte das Geld freilich lieber in ihre Truhe versperrt, da sie den Gedanken gar nicht fassen konnte, daß sich Franzeis Zustand noch einmal ändern könne. Das Mädchen selbst aber zitterte vor Aufregung bei dem bloßen Gedanken an eine solche Möglichkeit. Sie wollte sich zwar glauben machen, es läge ihr nichts mehr an der Welt, aber noch nie hatte sie so schmerzlich das Unglück des Blindseins empfunden, als seit jener bösen Stunde, da sie der Welt entsagen wollte. Jetzt, da das Gleichgewicht in ihrem Innern gestört und ihr Glaube an die Menschen betrogen, da der Himmelsfriede aus ihrem Herzen gewichen, das Licht der Freude darin erloschen war, jetzt sehnte sie sich nach äußerem Lichte, denn die Finsternis, welche sie stets umgab, erfüllte sie nun mit Furcht und Grauen.

So ward denn die Reise nach München unternommen.

Laute Glück- und Segenswünsche begleiteten das arme Mädchen von allen Seiten; Flori aber betete im stillen am Kunterweg und täglich bei seinem zweimaligen Vorübergehen in der Antonikapelle am Hintersee.

„Vertrau nur dem heilin Antoni," hatte ihm sein Död, der Malersteffl, gesagt; „der laßt oan 's Verlorne wiederfinden."

Und Flori vertraute dem Heiligen und sein Vertrauen sollte nicht getäuscht werden.

XIII.

Die Operation an Franzeis Augen war glücklich gelungen; ihr Augenlicht ward ihr durch die Kunst des menschenfreundlichen Arztes wiedergegeben. Wochenlang mußte sie zwar noch in einem düster gehaltenen Gemache verweilen, damit sich die kranken Augen nach und nach an das immer stärker zugelassene Tageslicht gewöhnten. Der Vater durfte sie täglich besuchen und war überglücklich über den unerwartet günstigen Erfolg. Er versäumte bei diesen Besuchen nicht, viel von ihrer Heimat zu sprechen und dabei viel und oft des Trimbacher Flori zu erwähnen.

Aber nicht nur der Vater, auch der Arzt erwähnte oft des braven Burschen, den er von dessen Dienstzeit her kannte und sehr lieb gewonnen hatte. Von dessen Brief sagte er ihr vorerst noch nichts.

Die Nachricht von der Verheiratung Sepps mit Resei, welche wegen der Trauerzeit in aller Stille vor sich gegangen war, regte das Gemüt des Mädchens nicht sonderlich auf. In ihren Gedanken und in ihren Träumen beschäftigte sie sich, ohne es gegen jemanden

zu verraten, gerne mit Flori, und am liebsten durchlebte sie geistig oft jenes erste, süße Fensterln, gedachte sie der warmen Liebkosungen, deren Innigkeit wahr und echt, wenn sie ihr auch unter falscher Flagge zu teil geworden. Es war dies doch die glücklichste Stunde ihres ganzen Daseins, der Mittelpunkt, um welchen sich ihr künftiges Leben, wenn auch anfangs widerstrebend, drehen sollte. Jenen hohen Grad von Glückseligkeit empfand sie nicht einmal in dem entzückenden Augenblicke, als der Arzt in Gegenwart ihres Vaters zum erstenmal die Fenster ihres Gemaches öffnete und sie frei hinausblicken durfte in den prächtigen Garten der Anstalt, hinauf zum reinen blauen Himmel, zu den den Horizont begrenzenden Bergen.

Es war dies ein rührender Moment für sie und ihre Umgebung. Erst jauchzte sie laut auf vor Lust und Freude, dann warf sie sich ihrem Erretter zu Füßen und umschlang unter Thränen der Dankbarkeit seine Kniee. Dieser hob sie freundlich auf und sagte, indem er sich bemühte, in dem gemütlichen Dialekte des Mädchens mit demselben zu sprechen:

„Nicht mir allein dank, liebs Deandl, sondern auch dem lieben Gott, der meine Hand glücklich geführt hat, und noch jemandem, der in dem Augenblick vielleicht an' Juhschrei auffi halln laßt zu die Berg im Berchtesgadner Landl, auf daß sie Dir an' freudigen Gruß einaschicken von ihm —“

„Vom Flori?“ unterbrach ihn das Mädchen, welches mit gefalteten Händen erst andachtsvoll zum

Himmel geblickt, dann aber den Worten des freundlichen Arztes mit ganzer Aufmerksamkeit lauschte.

Dieser nickte und ließ das Mädchen auf einem Stuhle Platz nehmen, während der alte Jakl vor Rührung bald lachte und bald weinte.

„Ich hab' da einen Brief," fuhr der Arzt fort, „den ich Dir gern lesen lassen möchte, wenn Deine Augen es schon erlaubten. Kannst Du noch lesen? Probier's mit der Unterschrift da."

„Florian Trimbacher," rief das Mädchen, als der Arzt, auf die betreffende Stelle hinweisend, ihr das Blatt vor die Augen hielt, und sie die Anfangsbuchstaben etwas mühsam zusammenbuchstabierte.

„Ganz richtig!" lächelte der Doktor. „Wenn es Dir recht ist, lese ich Dir den Brief vor. Du mußt mir aber versprechen, dem Flori nichts entgelten zu lassen."

„Gwiß nit!" versprach Franzei, die Hand aufs Herz legend. Und der Doktor begann, Floris „Schreibebrief" vorzulesen.

Bei der Stelle, in welcher der Bursche bekennt, daß er den Sturz des Baumes verursacht, konnte sich der Ullerjakl des Ausrufes nicht enthalten:

„Schau' den Kalfakter an!"

Franzei aber hieß den Vater schweigen und die Vorlesung nicht unterbrechen. Und als dann das Geständnis von Floris inniger Liebe zu Franzei zur Verlesung kam und es hieß: „Ich kunnt für sie leben und sterben," da wiederholte das Mädchen

freudig bewegt und errötend: „I kunnt für sie lebn und sterbn!“

Mit steigendem Interesse folgte sie nun dem weitern Inhalte des Briefes, mit Rührung vernahm sie, wie der Bursche seine Ersparnisse dazu verwenden wollte, die Operation zu ermöglichen, und als er dann davon sprach, wie er sich bei jenem Fensterln im Himmel fühlte, da sprang sie auf und eilte zum offenen Fenster, ihre Blicke suchten die blaue Gebirgskette und aufs Geratewohl winkte sie mit hocherhobener Hand einen vielsagenden Gruß hinaus. Er galt dem lieben, treuen Flori.

Der Ullerjakl küßte dem Doktor die Hand und beide nickten sich verständnisvoll zu.

Nach einer Weile wandte sich Franzei um, und des Arztes Hand erfassend, sagte sie:

„Liaba Herr, Ös habt's mi doppelt sehet gmacht, da und da.“ Dabei deutete sie auf ihre Augen und auf ihr Herz. „Unser Herrgott wird Enk's vergelten, i kann's nit. I kann Enk grad danken und für Enk beten. Sagt's mir grad, was i thoa' kann, daß mei' Schuld gringa wird.“

„Was Du thun kannst?“ fragte der Arzt lächelnd. Und das schöne Mädchen eine Weile betrachtend, sagte er: „Ich weiß etwas, das uns quitt macht. Gib mir zum Abschied a Bussei. Dein Vater und Flori werden nichts dagegen haben. Wie meinst Du?“

Das glückliche Franzei sprach ihre Meinung nicht erst in Worten aus. Ehe sich's der Doktor versah,

fühlte er sich von den Armen des Mädchens umschlungen und einigemal recht herzhaft auf den Mund geküßt, so daß der gute Arzt fast verlegen errötete und erst wieder zu lachen begann, als sich auch der Ullerjakl herandrängte und seine Dankbarkeit durch Küssen ausdrücken wollte.

„Nix verderben!" rief der Doktor, Jakl von sich abwehrend. Dann aber zog er Floris Brief nochmals aus seiner Tasche hervor und sagte zu Franzei:

„Liegt Dir was an dem Brief; ich schenk Dir 'n."

Das Mädchen griff freudig nach diesem ihr so wertvollen Geschenke, das sie sofort in dem Mieder an ihrer Brust verbarg.

Der Arzt aber trennte sich von diesem herrlichen Mädchen, diesem unverfälschten Gebirgsblümlein, mit dem beseligenden Gefühle innerer Befriedigung, das jeder Mensch empfindet, der seinem Nebenmenschen in uneigennütziger Weise Gutes gethan. Um wie viel mehr mußte es ihn beglücken, dem es vergönnt war, durch seine Wissenschaft und Kunst diesem schönen jungen Geschöpfe das höchste Gut des Lebens, das Licht der Augen wieder zu schenken. Schon dieses Gefühl ist Himmelslohn.

Wenige Tage später trat Franzei mit ihrem Vater die Rückreise nach der Heimat an.

„Grüß mir Dein' Flori!" waren des liebenswürdigen Arztes, der dem Mädchen noch ein wertvolles Andenken für ihr „Bussei" übergab, letzte Worte.

Mit den glücklichsten Gefühlen im Herzen ging es den blauen Bergen, der Heimat, zu. Franzei hatte es absichtlich so eingerichtet, daß sie gerade am Vorabend des großen Frauentages wieder zu Hause eintraf.

Das Ullerlehen war zum Empfange festlich mit Tannenguirlanden und Blumen geschmückt. Mit künstlerischem Geschmack hatte der Malersteffl dies alles besorgt. Er stand nämlich in neuerer Zeit bei der alten Ullerin sehr in Gnaden, weil er es gewesen, der ihre Enkelin bei der Antonikapelle von ihrem wahnsinnigen Vorhaben abgehalten hatte. Ohne ihn hätte jetzt das Leben für die Alte nur noch Trauer und Finsternis gehabt.

Der Malersteffl beutete diese gute Stimmung auch rechtschaffen für Flori aus, und er wurde nicht müde, der Alten solange und soviel in ihre tauben Ohren hineinzuschreien, bis sie eine förmliche Neigung zu dem Burschen bekam und sich alle Sonntage auf dessen Hoagast freute.

Als Flori ihr eines Sonntags nach der Kirche die eben dem Pfarrer zugekommene Nachricht brachte, daß die Operation vom glücklichsten Erfolge gewesen und sie sah, wie dem Burschen bei dieser Botschaft die hellen Freudenthränen über die Wangen rannen, da reichte sie ihm gerührt ihre knöcherne Hand und sagte:

„Flori i werd Dir guat reden beim Franzei; i moan, i kann's kaum dawarten, bis's wieder kimmt.

Aber daß's siehgt, dös glaub i erst, wenn i mi selber davon überzeug."

Endlich war der Tag gekommen, der Franzei und ihren Vater in die Heimat zurückbrachte. Der Wirt von Hintersee war mit seinem Gefährte nach Reichenhall gefahren, um die Landsleute von dort abzuholen, und Freunde und Bekannte waren vor dem Ullerlehen versammelt, um das glückliche Franzei begrüßen und beglückwünschen zu können. Auch der Führmann-Sepp mit seiner neuvermählten Bäuerin, dem Resei, waren zugegen, und selbst Wendelin hatte sich durch einen Knecht in seinem Fahrstuhle herabschieben lassen. Es fehlte auch nicht der würdige Pfarrer von Ramsau, sowie das Försterehepaar von Hintersee. Flori aber stand entfernt vom Hause in erhöhter Lage und spähte mit Ungeduld nach der vom Wachterl herabkommenden Straße. Es war ihm zu Mute wie dem Kinde, das pochenden Herzens dem Christkind entgegensieht und auf den Ton des Glöckchens wartet, der ihm die Thür öffnet zum strahlenden Weihnachtsbaum.

Jetzt hörte er diesen Ton. Aber es war nicht der eines Glöckchens, sondern ein hellklingender Juhschrei aus Franzeis Munde. Zugleich erblickte er das aus dem Walde zunächst des Taubenseees heranrollende Fuhrwerk, und jetzt stieß auch er einen Juhschrei aus und eilte hinab zum Ullerlehen, den dort Versammelten freudig zurufend: „'s Franzei kimmt!"

Diese war, als sie aus dem Walde herauskam

und das grüne Ramsauerthal, begrenzt von den Häuptern der bayerischen Alpen, in wunderbarer Pracht vor sich sah, von ihrem Sitze aufgesprungen und jauchzte nun all das glückliche Empfinden in einem himmelanstrebenden Juhschrei hinaus aus der übervollen Brust. Auch Floris helltönenden Gruß hatte sie erkannt und voll unaussprechlich freudiger Erregung kam sie an vor ihrem trauten Häuschen, sprang aus dem Wagen und weinte Freudenthränen an der Brust der überglücklichen Großmutter.

Dann grüßte sie alle Anwesenden der Reihe nach, den Pfarrer, die Nachbarn und Freunde, auch Sepp und Resei. — Doch Flori suchte sie vergebens. Er war ins Hausflötz eingetreten, es war ihm plötzlich bang auf den ersten Willkomm.

Jetzt blickte Franzei nach der „Labn“, von welcher ihre Nelkenstöcke in reichstem Blütenschmucke weit herabhingen, und mit kindischer Freude eilte sie die Freitreppe hinauf und drückte die Lieblingsblumen an ihre Lippen.

Da, eben hielt sie eine rote Nelke in der Hand, fiel ihr Blick wieder auf die Untenstehenden, es durchzuckte sie plötzlich, so daß ihr die Nelke in der Hand blieb, und mit dem Ausrufe: „Jeß, dös is der Flori!“ eilte sie, so schnell sie es vermochte, die Treppe hinab und hin zu dem von Angst und Hoffnung erfüllten Burschen.

„Flori,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „feartn (voriges Jahr) am heuntin Tag hon i Dir 's erste

Nagerl gebn. Du hast es in Ehrn ghalten und hast es der lieben Frau von Kunterweg g'opfert. Dafür gib i Dir iatz dös da. Nimm's — und nimm mi mit, denn i ghör Dir mit Leib und Lebn."

Sie warf sich an Floris Brust, der sie, vom Glücke völlig betäubt, an sich preßte. An seinen heißen Küssen erkannte sie ihn wieder!

„Dir dank i dös Glück, daß i's wieder sehgn kann, wie d' Welt so schö' is," sagte sie.

„I war aa dran schuld an Dein' Unglück," entgegnete Flori, „denn iatz sollst alles wissen — i war's, der —"

Der Malersteffl riß jetzt den Burschen so heftig an der Joppe, daß er in seinem Geständnisse innehalten mußte.

Franzei aber sagte in heiterster Laune:

„I woaß ja eh alles." Und Floris Brief aus dem Mieder nehmend, setzte sie schelmisch lächelnd hinzu: „Gelt, mei' liaber Gucknscheck?"

Die alte Ullerin legte wie segnend die Hände über das glückliche Paar und sagte:

„Gott sei mit Enk — und daß 's es wißt's, i hon fürs Franzei a Aussteuer zamgspart, daß sie si' messen kann mit der reichsten Bauerntochter im Berchtesgadner Landl."

Die Liebenden achteten kaum dieser Worte. Sepp aber kratzte sich bei dieser unerwarteten Neuigkeit sehr bedenklich hinter den Ohren. —

Die Firnen leuchteten in zauberischer Pracht. Franzei breitete die Arme aus, als wollte sie die ganze Welt umarmen; dann aber umschlang sie wieder den braven, treuen Flori und rief:

„Herrgott, wie is dei' Welt so schön!"

Am andern Tage knieete das festlich gekleidete Brautpaar andachtsvoll in dem schönen, nahen Wallfahrtskirchlein und brachte aus freudig bewegtem Herzen Dank und Preis der wunderthätigen Himmelsmutter, der lieben Frau von Kunterweg.

Der goldene Samstag.

I.

Mellek, der Schauplatz unserer Erzählung, ist der Grenzpunkt Bayerns und des österreichischen Unterpinzgaues. Die Höhe, auf welcher das Gasthaus von Mellek, sowie die bayerischen Mautgebäude sich befinden, beherrscht das weite, grüne, von tannendunklen Bergen eingeschlossene Thal von Unken, vom Achberge und Unkenberge und von den Wurzelhöhen des Rüstfeicht- und Sonntaghorns gebildet. Im fernen Hintergrunde ragt über die Alpenkette des Unkenberges das Dietrichshorn und der wilde Felsenkamm der Loferer Steinberge empor, zur Linken leuchten hinter dem dunklen Grün des Wendelberges die weißen Wälle der Reitalp, die wie ein Riesenbollwerk gen Himmel starrt; hier das kühne Alphorn, dort die pfadlosen Felsengiebel der drei Brüder.

Die Salach durchzieht in Schlangenbogen das belebte Thal, in welches sich die Bergstraße steil und tief zu dem einst befestigten Steinpaß hinabzieht. „Pinzgauer, welche wallfahrten gehn,“ Frachtwagen, mit zwanzig und mehr Pferden bespannt und lange Züge von Ochsen und Rindern unterhalten einen leb-

haften Verkehr auf der Straße und mit der hochgelegenen Zollstation.

Die an den Landesgrenzen befindlichen Ortschaften haben stets etwas Eigenartiges an sich, wodurch sie sich vor anderen, im Inneren des Landes vorteilhaft auszeichnen. Nicht zum mindesten ist es eine gewisse Intelligenz, welche den Grenzlern eigen ist, die jedenfalls durch den Verkehr der verschiedenen Landeskinder und durch den Austausch ihrer Interessen entsteht. Man findet auch in jenen Grenzorten, selbst in den vom Verkehrswege entlegensten, nicht jene Weltvergessenheit und Kirchhofsruhe anderer Dörfer und Einöden, denn an der Grenze herrscht immer der Krieg im großen und kleinen; Grenzwächter und Schmuggler suchen sich die Wege abzugewinnen, dem einen gelingt es, dem anderen schlägt es fehl, und alle diese Vorfälle bieten Stoff zur Unterhaltung, machen erfinderisch, kühn, verwegen.

Außerdem ist auch der Handel den Grenzlern angeboren. Hinüber und herüber wird geliefert, sei es in Vieh oder anderen Waren der verschiedensten Art. Die Kurse der verschiedenen Währungen werden auszubeuten gesucht und die auf alles einwirkende Politik wird in diesen Grenzdörfern eifriger verfolgt, als in manchem Städtchen des Inlandes.

So macht oft der einfachste Dorfkrämer die Geschäfte eines Großhändlers in der Stadt. Aus dem Nachbarlande kommen die Schmuggler einzeln heran, um dann nachts auf geheimen Notsteigen in langen

Reihen mit gefüllten Kraxen über die Grenze zu schleichen. Nur selten erfolgt eine Verhaftung, Verrat ist hier ausgeschlossen; höchstens werden Manöver zu dem Zwecke erfunden, die gegenseitigen Grenzwächter irre zu führen, zu veranlassen, daß sie andere Plätze besetzen, während der gewählte Pascherweg frei ist.

Wie es im Kriege Auskundschafter und Spione gibt, so gibt es an den Grenzlinien auch solche Leute, welche mit Schlauheit und Findigkeit und um guten Lohn den Schmugglern zur Umgehung des Gesetzes ihre Hilfe leisten, und diese sind nicht etwa nur verkommene Tagediebe, sondern oft die angesehensten Bauern, hinter denen man das am wenigsten vermutet. Ein solcher Auskundschafter war der Steinbauer, dessen Hof zunächst der österreichischen Grenzstation lag. Es war ein großer, kräftiger Mann südtirolischer Abstammung, was schon sein Name, Kaspar Anselmo, besagte. Auch in der Sprache merkte man noch einige Erinnerungen an die südliche Heimat. Er ging stets in besserer Kleidung. Auf dem Janker und der Weste befanden sich dichte Reihen wertvoller Silbermünzenknöpfe. Außerdem trug er schwarze Lederhosen und Wadenstiefel und ein schwarzer Filzhut bedeckte sein kahles Haupt. Sein Gesicht war stets glatt rasiert; er hatte eine etwas gebogene Nase, ein weit herabhängendes Doppelkinn und große, dunkle, von struppigen Brauen beschattete Augen. Keine Lücke war in den weißen Zahnreihen des etwa fünfzigjährigen Mannes bemerkbar. Stets hatte er eine kleine, so=

genannte Hutmannspfeife im Munde, und wenn er über etwas nachdachte, hatte er die Gewohnheit, mit dem Daumen und Mittelfinger der rechten Hand zu schnalzen. Dies that er besonders gerne, wenn er von den Nachbarn wegen eines kranken Stückes Vieh um Rat gefragt wurde, denn der Steinbauer war im Besitze des Buches vom „Schäfer Thomas“ und kurierte nach diesem freundschaftshalber hüben und drüben des Schlagbaumes.

Sein Anwesen lag an dem die Grenze bildenden bayerischen Ufer des Steinbaches, der durch ein finsteres, klammartiges Thal aus den Regionen des Sonntagshorns herab zur Salzach rauscht. Es bestand aus einem größeren Bau im Geviert, und der Steinbauer galt als einer der eifrigsten und glücklichsten Viehzüchter und Viehhändler. Nicht nur waren die Gründe und Hänge um das Haus herum sein Eigentum; er besaß auch oben am „Gseng“ eine eigene, große Alm. Er kaufte das Jungvieh zusammen, fütterte es groß und verhandelte es dann wieder. Diese Handelschaft und seine tierärztlichen Kenntnisse gestatteten ihm, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, sich aller Orten herumzutreiben, während sein Hauptgeschäft die Begünstigung des Schmuggels war.

Nicht einmal Sali, seine schöne, zwanzigjährige Tochter, wußte darum. Diese führte, da die Mutter schon einige Jahre tot war, das Hauswesen, unterstützt von einer alten, treuen Person, ihrer vormaligen Kindsfrau, der Vroni.

Sali war über die Mittelgröße hinaus. Sie galt unstreitig für das schönste Dirndl weit und breit, und sie war es auch, ob sie nun zu Hause im schlichten Rocke, mit blauer Schürze, oder des Sonntags im seidenen Gewande, mit Ketten und Schatzmünzen behangen, das schwarze, goldbordierte Hütchen auf dem zopfumflochtenen Kopfe erschien. Die kohlschwarzen Haare und die etwas dunkle Hautfarbe, die breiten Augenbrauen ließen ihre südliche Abstammung erkennen. Die schön geformte Nase, das runde, volle Kinn und die frischen roten Lippen, vor allem aber die großen dunklen Augen vervollständigten ihre Schönheit. Und diese Augen hatten es schon vielen angethan. Mancher Nachbar war schon gekommen, um mit dem Steinbauer ein Abkommen bezüglich einer Heirat zu treffen, aber vergebens. Der Vater zwang seine Tochter zu nichts und dachte sich immer: Wenn einmal der Rechte kommt, wird sie mir's schon sagen.

Der Rechte war auch schon da — aber das Dirndl sagte nichts. Es war ihr Geheimnis, um das nur Vroni wußte. Und der Begünstigte war nicht etwa ein Bauerssohn der Umgegend, sondern der Stationsführer auf Mellek, Franz Wallner, ein etwa dreißigjähriger, intelligenter Mann, der als Unteroffizier bei der Kavallerie gedient und seinen Abschied genommen hatte, um bei der Grenzzollschutzwache sein Glück zu suchen. Er hatte ein sehr einnehmendes, militärisches Äußere, blonde, krause Haare, einen eben solchen starken Vollbart und gewinnende, blaue, freund-

lich blickende Augen. Deutsch und welsch zogen sich an — und das war so gekommen.

Der Steinbauer unterhielt mit den Aufsehern und den Zollbeamten in Mellek stets freundlichen Verkehr. Diese waren behufs ihrer Verpflegung auf das Gasthaus angewiesen und verkehrten einzeln oder zu zwei, sei es zum Mittags- oder Abendmahle oder zum Nachtbier, fast täglich, je nach der Jahreszeit, im Garten oder in der Wirtsstube. Die Gesellschaft bestand im Winter außer den dienstfreien Aufsehern aus dem Zolleinnehmer und dem alten Zollamtsdiener oder Schlagwärter, sehr oft aber auch aus dem Steinbauern, der ein sehr gerne gesehener Gast war und oft, um einen Tarok zu ermöglichen, den Herren zu Gefallen blieb.

Allerdings war er ein sehr zerstreuter Spieler und verlor manchen Gulden an die sorgsamer auf das Spiel achtenden Aufseher. Dieses schlechte Spielen und Verlieren lag aber in der Absicht des Bauers. Ihm war es darum zu thun, die Mannschaft hier zu fesseln, vielleicht eine halbe oder ganze Stunde vom nächtlichen Patrouillengange aufzuhalten, und gerade diese Zeit reichte hin, daß ein vorbereitetes Pascher-geschäft zur Ausführung gelangen konnte.

Es fiel gar nicht auf, daß der lahme Andrel fast jedesmal zum Bauern kam, um ihm leise etwas auszurichten. Der nur an einem Arme lahme, an einem Fuße aber krumme und dazu kropfige Andrel war eine jener Cretinen, deren diese Gegend und besonders

das Pinzgau so viele aufzuweisen hat. Er wurde beim Steinbauer zum Viehtriebe verwendet. Sein Hauptgeschäft aber war das des Botschafters an die Pascher, dem er mit einer Verschlagenheit und Verschwiegenheit nachkam, die bei ihm nichts weniger als auf einen „Teppen“ schließen ließen.

Nun war eines Tages ein neuer Stationsführer in der Person des Franz Wallner nach Mellek versetzt und dort angekommen. Dieser fragte schon am ersten Abende nach dem Steinbauern und war sehr erfreut, als sich dieser ihm vorstellte. Der Neuangekommene reichte ihm freundlich die Hand und teilte ihm mit, daß er der Sohn des Chevauxlegers-Wachtmeisters Wallner sei, welcher am 16. Oktober 1809 beim letzten Tiroler Aufstande mit der Division des bayerischen Kronprinzen in dieser Gegend den Speckbacher mit seinen Scharen in die Flucht schlagen half und beim Engthale des Steinbaches, wo Speckbachers Sohn gefangen wurde, durch einen Schuß in den Schenkel verwundet worden sei. Im Hause des Steinbauern wäre ihm die liebenswürdigste Pflege zu teil geworden, namentlich durch eine gewisse Vroni und durch den alten Bauern, den Vater des jetzigen.

Der Wachtmeister war schon lange bei „der großen Armee“ eingerückt, aber sein Sohn erinnerte sich des oft Erzählten, und da ihn jetzt das Schicksal hierher führte, war es sein erstes, sich mit dankbaren Gefühlen nach dem Hause und seinen jetzigen Be-

wohnern zu erkundigen, woselbst einst seinem Vater so viel des Guten und Lieben angethan worden.

Der Steinbauer konnte sich des verwundeten Wachtmeisters noch gut erinnern, er zählte damals schon über zwölf Jahre und war alt genug gewesen, den ganzen Jammer der damaligen Kriegszeit ermessen zu können. Seine vermöglichen Eltern waren dadurch, daß diese Gegend dreimal in kurzen Zwischenräumen zum Kampfplatze diente, verarmt. Freund und Feind brandschatzte die Bauern, das Vieh ward von den Bergen herabgeholt, die Häuser meistens zu Kampfobjekten benutzt und niedergebrannt, und so war es auch beim alten Steinbauern der Fall gewesen. Als er mit den Seinigen vom Sonntagshorn, wohin er sich schnell mit der zusammengerafften Habe geflüchtet, wieder zur Heimatstätte zurückgekommen, hatte er nichts mehr gesehen, als Ruinen. Nur das Zuhäusl war merkwürdigerweise verschont geblieben und in diesem Zuhäusl lag der verwundete Wachtmeister Wallner. So gut es ging, wurde die Ruine für den Winter zum Wohnen eingerichtet, alles aber sorgte und pflegte an dem kranken Soldaten, den man bald so lieb gewann, als wäre er ein Glied der Familie, und der jetzige Steinbauer erinnerte sich noch der tiefen Trauer, welche der Abgang des Wiedergenesenen im nächsten Frühjahre bei alt und jung hervorgerufen.

Der Steinbauer erzählte das dem Sohne des Wachtmeisters und lud ihn ein, ihn am morgigen Sonntage nach der Kirche zu besuchen, wo er dann die

alte Vroni und seine Tochter kennen lernen werde. Der neue Stationsführer sagte dies gerne zu und drückte seine Freude darüber aus, daß der Steinbauer wieder so wohlhabend geworden und es verstanden habe, den Segen aufs neue in sein Haus zu verpflanzen.

„Ihr Vater hat wohl vom Staate eine Kriegsentschädigung erhalten?" fragte er.

Da lachte der Bauer laut auf. „Nit an' Kreuzer. Mei Vata hat mir nur a verschuld's Anwesen hinterlassen — aber i — i hab mi selbst entschädigt."

„Wie so?" fragte der Stationsführer.

Der Steinbauer errötete etwas. Fast hätte er sich verplaudert, denn seine Entschädigung bestand darin, daß er die Staaten, welche ihn einst arm gemacht, um Zollsteuern brachte, daß er sich nach und nach das eigenmächtig wieder nahm, was er in den Kriegsjahren eingebüßt, und er glaubte, ein gewisses Recht zu solcher Gesetzesüberschreitung zu haben.

Jetzt aber errötete er dennoch über diese verbrecherische Selbsthilfe und er sagte, sich verbessernd: „I arbeit' mit Kopf und Händ' und hab Glück!"

„Nun, so werde ich morgen kommen, Ihr Glück zu sehen," sagte der junge Mann — und er kam.

II.

Im Dienste des Steinbauers standen außer der Vroni, welche eigentlich zur Familie gehörte, zwei ältlichen Nebendirnen und dem lahmen Andrel noch ein alter Roßknecht, der mit vier Pferden die Vorspann über den Melleker Berg besorgte, sowie ein Holzknecht, welchen der Steinbauer als Teilhaber der Holzmeisterschaft die Woche über zur Arbeit zu schicken hatte.

Diese Holzmeisterschaft schlägt und liefert nämlich das Holz für die Saline in Reichenhall und akkordiert mit dem Forstamte. Jedes Haus hat das Recht, einen oder mehrere Arbeiter hierzu senden zu dürfen und diese bleiben die ganze Woche über im Forst und in ihrer Holzstube und kommen nur Samstags nach Hause, um Feiertag bei den Ihrigen zu halten und Montags wieder zur Arbeit zurückzukehren.

Der Steinbauer verwendete einen jungen, frischen Burschen zu dieser Arbeit. Er hieß Wenzel und war von böhmischer Abkunft. Seine Eltern waren mit ihm und seiner Schwester ins Salzburgische ausgewandert, erwarben sich in der Nähe Salzburgs an der Glan

einen kleinen Torfstich und lebten von diesem Torfe, den sie täglich mit einem von einem Hunde gezogenen Karren in die Stadt zum Verkaufe fuhren. Da Wenzel bei dieser kleinen Arbeit überflüssig war, suchte sich der fleißige Bursche anderwärts Verdienst und kam so in den Dienst des Steinbauers. Der Bursche hatte seine Militärzeit hinter sich, war stets heiteren Temperamentes und erfreute sich auch der bekannten nationalen Eigenschaft des Musizierens. Er spielte auf einer doppelten Mundharmonika mit einer wahren Kunstfertigkeit, hatte außerdem eine prächtige Stimme und wußte seine Nationallieder mit Gefühl vorzutragen.

Wenzel war von gedrungener, kräftiger Gestalt, hatte ein üppiges, dunkelbraunes Haar und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Seine dunklen Augen heftete er während des Sprechens oder Singens fest auf die Anwesenden, am liebsten aber auf Sali, die wiederum ihre dunklen Blicke gerne auf dem fröhlichen Burschen ruhen ließ.

Der Böhme hat mit dem Südländer vieles gemein und nicht zum mindesten das schnell auflodernde, innere Feuer und eine gewisse Keckheit. Der arme Bauernbursche im Gebirge fühlt stets die demütigende Stellung, welche er wohlhabenderen Leuten gegenüber einnimmt, der Böhme aber vergißt dies sofort, wenn die Leidenschaft in sein Herz einzieht, er fühlt sich selbst, er vergißt die Lumpen seiner Kleidung, seine niedere Stellung, und frei, wie zu der allen gleich

hell strahlenden Sonne, blickt er keck nach feurigen Augen und versteht nichts weniger, als sein Entzücken darüber zu verbergen.

Wenzel begnügte sich aber nicht mit diesen Blicken allein, er war kühn genug, zu glauben, daß Salis Herz daran hing, und als ihm das Mädchen heute vor dem Schlafengehen gestand, sie bedaure, daß er nur alle Samstage heimkommen und sie so köstlich unterhalten könne, als sich dann Wenzel als morgigen Hutschmuck das Blumensträußchen ausbat, das Sali in ihrem Mieder trug, und ihm dies gern überreicht ward, da dachte der Bursche nicht anders, als Sali habe ihm mit den Blüten auch ihr Herz geschenkt, und er nahm sich vor, am morgigen Kirchgange dem Mädchen eine Erklärung zu machen.

Am anderen Morgen, da mit Ausnahme Vronis alles nach Unken in das Hochamt ging, gelang es in der That dem Wenzel, der heute in flotter Gebirgstracht, Joppe und Kniehösln und Salis Sträußchen auf dem grünen Hütl einherging, mit dem Mädchen ein von den übrigen ungehörtes Gespräch anzuspinnen.

„Sali,“ begann er, indem er die Worte in seinem nicht ganz fertigen Deutsch scharf betonte: „Sali, thuns mich verachten?“

„Warum sollt i dös?“ erwiderte Sali. „Wie kimmst zu der Frag?“

„Wie i derzu kimm? Ich hab was verbrochen — Sie könnens mir nöt verzeihn.“

Sali blickte den Burschen an, der über und über

errötete und sichtlich bereute, diesen „Diskurs“ begonnen zu haben.

„So vertrau mir's, Wenzel,“ sagte das Mädchen lächelnd. — Plötzlich aber besann es sich und rief: „Vertrau mir's nit!“ denn des böhmischen Burschen Augen sagten ihr ohnedies alles, was sein Mund nicht auszusprechen wagte.

„Es hat mir die Sprach verschlagen, und ich hätt's so viel gern g'sagt,“ sprach dieser kleinlaut, „es ist mein Leben und mein Sterben, Sali.“

Wenzels Stimme bebte, als er dies sagte, und in den wenigen Worten lag ein so tiefes Gefühl, daß Sali, davon gerührt, erwiderte: „Wenzl, red nit weiter heunt, wir kommen drauf zruck — an anders Mal — i muß jetzt zum Vata.“

Und nachdem sie dem Burschen noch einen freundlichen Blick zugewendet, eilte sie zu dem voranschreitenden Steinbauer und verließ ihn nicht mehr, bis sie wieder am heimatlichen Hofe angelangt waren.

Hier war der neue Stationsführer Wallner bereits bei Vroni in „Hoagast“. Die Alte wußte durch ihren Herrn, welch freudigen Besuch sie zu erwarten hätte, und schon den ganzen Vormittag lugte sie zu Fenster und Thüren hinaus, um ihn herankommen zu sehen, den Sohn des braven Wachtmeisters, welchen sie monatelang gepflegt und lieb gewonnen hatte, der in ihr einförmiges Leben einen warmen Sonnenstrahl gezaubert, an dem sie sich wärmte ihr ganzes Leben hindurch.

Vroni war Ordensschwester gewesen, sie hatte als niedere Magd im Kloster Aufnahme gesucht, denn sie stand allein auf der Welt, und ihr nicht gerade anziehendes Äußere bot keine Gewähr, in der Welt viel Gutes zu erwarten. Mit der Klosteraufhebung in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ward sie aber ihres Asyles beraubt und der alte Steinbauer nahm die Verlassene in sein Haus auf, in welchem sie Freud' und Leid der Familie teilte und nun schon über fünfzig Jahre lebte. Sie war ihrem einst geschworenen Gelübde treu geblieben, sie wollte auch in der Welt eine reine Magd des Herrn bleiben. Da war der Krieg und mit ihm, wie schon erwähnt, der verwundete Wachtmeister in das kleine Zuhäuschen gekommen, und jedes Werk christlicher Barmherzigkeit ergreifend, hatte sich Vroni angeboten, die Pflege des Kranken zu übernehmen, und sie hatte dies in unübertrefflicher Weise gethan.

Mit dem frommen, uneigennützigen Eifer einer barmherzigen Schwester hatte Vroni sich damals ganz dieser Pflege hingegeben, und ihr verdankte der Wachtmeister Wiedergenesung und Leben. Gleichwie man ein fremdes Kind liebgewinnt, wenn man es pflegen und warten, wenn man sich dafür plagen und Opfer bringen darf, ebenso lieb gewinnt der Wärter den anvertrauten Kranken, für den er Tag und Nacht zu sorgen und zu wachen hat. Der Kranke ist ja auch nichts anderes, als ein Kind; der rauheste, herzloseste Mensch gewährt auf dem Krankenlager sanfteren Ge-

kühlen Eingang, und dankbar ist er für jeden Trunk Wasser, den ihm der Wärter reicht.

Vroni aber reichte dem jungen Wachtmeister nicht nur Wasser und Nahrung, sie half seine schwere Wunde heilen, und als es vollbracht, da freute sie sich selbst ihres schönen Werkes. Der Wachtmeister aber sagte zu der bei seinem Abschiede weinenden Vroni: „Geh mit mir und werd' mein Weib, Vroni, Dir dank ich neuerdings mein Leben, teils mit mir."

Vroni war beglückt durch diese Worte, sie glaubte seit diesem Augenblicke an sich selbst, aber sie gedachte ihres Gelübdes und — entsagte dem weltlichen Glücke.

Aber den Kuß, welchen ihr der Wachtmeister, bevor er in den Wagen stieg, auf die Lippen drückte, den ließ sie sich gefallen; es war der erste Kuß und letzte von Manneslippen; von ihm träumte sie in einsamen Stunden, und des Wachtmeisters, für den ihr Herz die ersten und einzigen warmen Schläge gethan, gedachte sie mit Liebe bis in ihr spätes Alter.

Sie hatte wohl einmal gehört, daß er sich verheiratet habe, seit vielen Jahren aber wußte sie nichts mehr von ihm. Jetzt kam sein Sohn — sie erkannte ihn sogleich. Es war sein blondes, gelocktes Haar, sein Gesicht, sein freundliches Lachen. Unter Thränen reichte sie dem Ankommenden die Hand, und der junge Wallner freute sich, die der alten Matrone drücken zu können, der sein Vater stets und oft mit Segenswünschen erwähnte.

Nachdem Vronis Neugierde über die ferneren

Schicksale ihres Pfleglings befriedigt war, zeigte sie dem jungen Wallner die Kammer, in der sein Vater gelegen, die Bettstatt und das bescheidene Mobiliar, das damals der Kranke benutzte, sie zeigte ihm zum Schlusse auch eine blonde Haarlocke, welche sie von ihm aufbewahrt hatte, und ihre Lippen darauf drückend, sagte sie: „Der Herr geb' ihm die ewige Ruh!"

Inzwischen waren der Bauer und Sali nach Hause gekommen und begrüßten ebenfalls aufs freundlichste den jungen Mann, dem diese liebenswürdige Aufnahme so gefiel, daß er öfters zusprach. Die alte Vroni wußte bald alles an dem jungen Manne zu preisen, und Sali stimmte bei.

Bald fanden sich die Herzen der beiden jungen Leute. Es half kein Abreden des Vaters, der einmal seiner Tochter den Hof zu übergeben wünschte und sie nicht als die Frau eines Grenzaufsehers wissen wollte. Aber da half nichts.

Franz Wallner, der bei seinen Vorgesetzten viel galt, wurde bald zum berittenen Oberaufseher befördert mit dem Verbleibe in Mellek. Diesem konnte Anselmo seine Tochter nicht mehr verweigern, und gerade am ersten goldenen Samstag, das ist der erste Samstag nach Michaeli, war großartige Hochzeit in Mellek.

Das neuvermählte Paar nahm seine Wohnung im oberen Stocke des Steinbauernhofes. Als sie nachts dahin zurückkehrten, trugen soeben mehrere Holzknechte einen schwer verwundeten Kameraden auf einer Tragbahre zum Hofe. Es war Wenzel, der auf

dem Nachhausewege vom Forst in die Schlucht des Steinbaches gestürzt war — dem Anscheine nach sich selbst gestürzt und mehrere schwere, aber zum Glücke nicht lebensgefährliche Wunden davongetragen hatte. Sali erschrak bei dieser Nachricht so heftig, daß sie laut aufschrie und am ganzen Körper zitterte.

„Armer Wenzel!" rief sie, sich vergessend und sich über den Unglücklichen neigend, „was hast than?"

Wenzel blickte Sali mit einem langen Blicke an und sagte mit schwacher Stimme: „Sterben woll'n, denn auf mein Glück kommt niemand mehr zurück! Es ist alles verlor'n!"

Niemand verstand den Sinn dieser Rede, außer Sali — einer aber vermutete ihn, der Bräutigam.

III.

Des anderen Tages machte das neuvermählte Paar eine Hochzeitsreise nach München, wo die Mutter Wallners und seine Verwandten alles aufboten, den Oberaufseher und seine Frau zu ehren und ihnen Vergnügen zu bereiten. Nur eines wollte Sali nicht recht passen, nämlich daß man sie veranlaßte, ihre Gebirgstracht abzulegen und sich an städtische Kleider zu gewöhnen. Ihr Gatte mußte ihr aber versprechen, daß sie in der Heimat die Nationaltracht beibehalten dürfe, und nach beiden, nach ihren heimatlichen Bergen und Thälern, wie nach der lieb gewordenen Tracht sehnte sie sich bald zurück. Ein freudiger Juhschrei hallte aus ihrer Brust, als sie ihr Vaterhaus wieder begrüßen konnte.

Es war ein wunderbarer Herbstabend. Im rosigen Lichte strahlte die ganze Umgegend; hinter dem Dietrichshorn war die Sonne soeben hinabgesunken, und der Himmel glühte in dunklem Purpur, während die glänzenden Wälle der Reitalp über den in violetten Duft eingehüllten Wendelberg zaubervoll herabzugrüßen schienen. Was war gegen diese Herr-

lichkeit der Natur alle Pracht und Kunst in der Residenzstadt! Und als das junge Paar den Steinbauernhof erreicht, der mit Kränzen aus Tannenzweigen und Eichenlaub festlich geschmückt war und hier aufs herzlichste von dem Vater und allen Hausgenossen begrüßt, von der alten Vroni aber mit Weihbrunn besprengt wurde, da fühlte Sali erst ihr ganzes, volles Glück.

Der verunglückte Wenzel war nicht mehr im Hause. Der Steinbauer hatte ihn auf seinen Wunsch hin zu seinen Eltern ins Salzburgische gebracht, und weil er annahm, daß er in seinem Dienste verunglückt sei, ließ er ihm eine ergiebige Unterstützung zu teil werden. Einen nachhaltigen Schaden hatte Wenzel durch den Fall glücklicherweise nicht genommen.

Der Steinhofbauer hatte inzwischen auch sein Anwesen auf Sali umschreiben lassen, er wollte von nun an nur noch der Verwalter desselben sein, und er war glücklich, sein einziges Kind in jeder Weise aufs beste versorgt zu wissen. Er schien auch Vronis inständigen Bitten nachgegeben zu haben, künftighin seine geheimen Geschäfte aufzugeben, um dadurch nicht sich und namentlich seinen Schwiegersohn in arge Verlegenheiten zn bringen, denn sein Handeln und Treiben war jetzt offen vor aller Welt, und der Friede und die Heiterkeit, welche des Alten Herz erfüllten, bewiesen ihm, daß diese nur der Ausfluß einer ehrlichen und gesetzmäßigen Handlungsweise seien.

Den Glücklichen flogen die Tage rasch dahin, und

gerade ein Jahr nach der Hochzeit, es war wieder der goldene Samstag, schenkte der Himmel den glücklichen Ehegatten ein prächtiges, gesundes Mädchen. Dasselbe gedieh in erfreulichster Weise. Es war der Mittelpunkt, um den sich alles drehte, Eltern, Großvater, Vroni und das ganze Hausgesinde. Auf seinen Patrouillenritten dachte der Vater wohl mehr an sein Kind, als an die dienstlichen Geschäfte, und wenn ihm bei der Heimkehr die Mutter mit dem kleinen Salerl auf dem Arme entgegen kam, da führte er nicht, wie er es sonst gewohnt war, sein Pferd in den Stall, sondern er überließ dies jetzt dem Knechte, um das kleine Mädchen auf den Arm zu nehmen, es zu liebkosen und dann mit den glücklichsten Gefühlen hinauf zu tragen in die Wohnung.

Eine Freitreppe führte zu der Galerie, welche das Haus rings umgab, und hier saßen Wallner und sein Weib oft in Gesellschaft des Steinbauers und tranken ihr Abendbier. Am Bettchen der kleinen Salerl wachte die treue Vroni und betete für das Glück des Hauses und des kleinen, ihr anvertrauten Mädchens. Und als dieses zu sprechen angefangen hatte, lehrte sie ihm selbst das erste Gebet: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich zu Dir in'n Himmel komm."

Wenn das kleine Salerl mit dem lockigen, weißen Flachshaar und den wundervollen blauen Augen, die kleinen Händchen gefaltet, dieses Gebetchen hersagte, glich es in der That einem Engel, und war auch alles darüber gerührt, so meinte doch der Vater, man sollte

dem Kinde nicht diese Bitte gelehrt haben, denn der Himmel könnte den kleinen Engel wirklich vor der Zeit zu sich nehmen.

Vroni war über diese Deutung sehr ungehalten, denn, so lieb ihr auch Wallner war, eines an ihm gefiel ihr nicht, nämlich daß er so selten und fast nur ausnahmsweise seine junge Frau zum feiertägigen Gottesdienste begleitete. Sie getraute sich nicht, ihm dies direkt vorzuhalten, sondern redete bei jeder passenden Gelegenheit so nach ihrer Art um die Sache herum, erzählte Märchen und Sagen und überließ es dem Manne, sich eine Nutzanwendung darüber zu machen.

So war der Oberaufseher eines Morgens, es war ein hoher Feiertag, erst von einem beschwerlichen Patrouillenritte nach Hause gekommen und nahm, das kleine Salerl auf dem Schoße und in Gesellschaft seiner Frau, auf der Galerie des Hauses seinen Morgenimbiß ein. Da ihn der Dienst nachmittags wieder fortrief, unterließ es die junge Frau, wie es zum Ärgernis der alten Vroni schon öfters geschehen, in die entlegene Pfarrkirche zu gehen, und als jetzt von Unken herüber die feierlichen Glockentöne zum Hochamte einluden, konnte die Alte nicht umhin, das junge Ehepaar zu fragen, ob der Knecht vielleicht einspannen und dasselbe zur Kirche fahren sollte.

Da lachte Wallner und meinte: „Hier ist es mir jetzt lieber, als in der Kirche.“

„Mein Gott!“ rief Vroni erschrocken, „so habn aa die bösen Brüder dort oben auf der Reitalp

gläſtert, und der Himmel hat 's gſtraft." Dabei deutete ſie nach den drei gigantiſchen Felſen, welche in Form von Spitzkegeln am Ende der Reitalpgruppe in die Luft ſtarren und die drei Brüder genannt werden. Sie erzählte auch, ohne eine Aufforderung hierzu abzuwarten, die hierüber im Volksmunde lebende Sage, die wir nach unſerer Weiſe wiedergeben.

Einſt lebten in dem an der Salach zwiſchen Unken und Loſer gelegenen Reut drei Söhne eines Kleingütlers, von denen die beiden älteren, obwohl es ſtreng verboten war, emſig den Gemſen nachpürſchten und darüber die Arbeit verſäumten. Der dritte Sohn war fromm und arbeitſam. Dennoch zerrten ihn die beiden Brüder öfters mit ſich in die Berge. Da waren ſie eines Morgens ſehr früh hoch oben in den Wänden, als unten im Thale die Glocke von Unken zum Gebete rief. Der fromme Bruder mahnte vergebens zur Rückkehr, ſie ſtiegen höher und höher. Da läutete es in Unken zur heiligen Meſſe. Wieder mahnte der Fromme zur Heimkehr, und wieder vergebens. Schon ſtanden ſie oben auf dem ihnen wohlbekannten Wechſel, als von unten die Kirchglocke zum drittenmal herauf klang. Da rief der fromme Bruder, ſich ans Herz klopfend: „Hört Buben, es iſt die Wandlung. Wollen wir heim!"

Da lachten die beiden Geſellen laut auf und riefen: „Ei was, Wandlung! Uns iſt der Bock hier lieber, als dort der Herr."

Und ſiehe da, augenblicklich erbebte der Boden

unter den Frevlern, unter Donner und Blitz senkte sich eine finstere Wolke über sie herab, Schrecken und Grausen erfüllte das Thal. Als es aber wieder hell und ruhig geworden, erblickten die Thalbewohner zu ihrem Entsetzen die drei Brüder in Stein verwandelt.

Die drei Brüder strahlten während Vronis Erzählung in weißlichem Lichte, und deutlich konnte man erkennen, wie ein riesiger Adler in weitem Zirkel dieselben umschwebte.

„Das bedeut' was," rief die Alte jetzt, „laßt Enk guats Rats sein, gehts in d' Kircha, auf daß Enk der grause Geier nit die Seel dahacken kann."

Die jungen Eheleute lachten über die Schwarzseherei der Alten, und Wallner meinte, die Zeiten seien jetzt vorüber, wo man eines Kirchenversäumnisses halber in Felsgestein verwandelt wurde.

„Aber 's Glück kann zu Stein wern über Nacht," rief die Alte, die nun einmal hartnäckig an ihrem Glauben hing; „'s Glück is wie a flüssigs Blei; so langs hoaß is, kann ma's formen nach Belieben, laßt ma's kalt wern, so wird's starr und fest. Die Wärm is die Gottesfurcht, die Kälten aber is die Gottlosigkeit, und i bitt Enk, laßts nit kalt wern, Enka schöns Glück."

Wallner war dieses müßigen Geplauders allmählich satt, und er hieß die Alte gehen und sich nicht unnütze Sorge zu machen.

„Ja no'," brummte die Alte im Abgehen, „'s

Glück fliegt oft über Nacht davon. I geh und bet'; i woaß scho' warum." Damit ging sie.

Wallner aber herzte sein kleines Mädchen, plauderte mit ihm und sagte, den Arm um seine Frau schlingend: „Unser Glück ist lebendig, und nichts gibt's auf der Welt, das es tot und kalt machen könnte."

Sali schaute beglückt in die treuen Augen ihres Mannes, aber die Rede der alten Vroni, besonders ihre letzten Worte, hatten doch einen Mißton in ihrem Innern erzeugt. Die Matrone hatte einmal das Glück „berufen", und unwillkürlich erstanden in dem Kopfe der jungen Frau ängstliche Gedanken, denen sie auch sofort Ausdruck verlieh.

„Franz," sagte sie, „Du machst in neuerer Zeit alle Deine Patrouillen meist zur Nachtzeit und bringst mich dadurch oft in Angst, es könnt' Dir was begegnen."

„Das ist's ja eben, daß mir nichts begegnet," erwiderte Wallner lachend. „Ich weiß ganz bestimmt, daß infolge der teueren Viehpreise in Bayern außer dem offen stattfindenden Eintrieb der Pinzgauer Ware täglich solche über unsere Grenze geschwärzt wird. Dies geschieht meist bei Nachtzeit, und es ist meine Pflicht, meine Aufseher wachsam zu erhalten und es selbst zu sein."

„Aber die Sache ist gefährlich," versetzte Sali mit besorgtem Blicke, „die Schwärzer wenden Gewalt an, und wie oft sind ihnen schon Leut' von der Zollschutzwacht zum Opfer gfallen. Heilige Mutter Gottes,

was fanget i an, i und Dei' Salerl, wenn Dir a solches Unglück passieret!"

Der Oberaufseher warf einen teilnahmsvollen Blick auf seine Frau und streichelte die roten Wangen seines Lieblings, dann aber strich er sich den Schnurrbart und sagte lachend: „Die alte Vroni hat Dich wirklich angesteckt. Man muß nie einen Unfall berufen; wie es kommt, so kommt's, und sei unbesorgt, es kommt bei uns nichts Schlimmes."

Sali entfernte sich dann, aber doch nicht ganz beruhigt, um den Sonntagsbraten in der Küche herzurichten und ihre übrigen häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Wallner rauchte zufrieden seine Cigarre weiter und ließ dabei sein Salerl auf dem Kniee reiten. „Reit' der Reiter über'n Grab'n, wenn er 'neinfallt, muß er's hab'n," sang er dabei und ließ das Kind jedesmal scheinbar hinabfallen, worüber dieses nicht genug lachen und sich freuen konnte. Zum Danke dafür schlang dann das kleine Salerl ihre dicken Ärmchen um den Hals des Vaters und sagte, ihn küssend, in kindlich herzlicher Weise: „Lieb's Papa'l."

Diese Unterhaltung wurde durch den Postboten unterbrochen, welcher dem Oberaufseher außer einigen dienstlichen Schreiben auch zwei Briefe überbrachte, deren einer den Poststempel Roma, der andere den von Reichenhall trug. Bei dem größeren Interesse für den ersteren, dessen Adresse ihn die Handschrift eines ehemaligen Regimentskameraden und intimen Freundes

erkennen ließ, erbrach er natürlich diesen zuerst und las mit großem Vergnügen die vier eng beschriebenen Seiten. Ein gewisser Ludwig Krieger teilte ihm darin mit, daß er in der päpstlichen Armee in der kürzesten Zeit sein Glück gemacht, daß er es bereits zum Oberlieutenant gebracht habe und seine Brust ein Orden schmücke. Er schloß den Brief mit den Worten: „Wird es Dir einmal bei der Grenzzollschutzwache zuwider, wo Du es doch über den Subalternen nicht hinausbringen wirst, so komme zu mir, und das silberne Portepee, das Dir in der Heimat trotz all Deiner Kenntnisse unerreichbar ist, wird hier in Bälde Deinen Säbel zieren. Findet man sein Glück nicht in der Heimat, so muß man es in der Fremde suchen, und die Fremde ist meist gerechter, als jene."

Wallner mußte über diesen Erguß des Freundes lachen. „Ich gönne Dir herzlich Dein Glück in der Fremde, mein lieber Ludwig," sagte er, „ich habe das meinige doch in der Heimat gefunden und wünsche nichts weiter, als daß es mir immer gleich gut ergehen möge."

Hierauf öffnete Wallner den zweiten Brief mit dem Poststempel Reichenhall. Derselbe war anonym und enthielt nur die wenigen Zeilen: „In der Nacht von Sonntag auf Montag nach Mitternacht geht ein Zug Pinzgauer Vieh blind über die Grenze und zwar bei der Furt über die Salach beim steinernen Kreuze. Es ist ein guter Fang zu machen. Ich verrate das aus Rache gegen die Pascher."

Der Oberaufseher las diese Zeilen mit einem gewissen Gleichmute, derartige Briefe waren nichts Seltenes, und wollte er diesem eine Beachtung schenken, so war es die, heute nacht die bezeichnete Stelle unbewacht zu lassen und seine Mannschaft auf andere Plätze zu postieren, wo die Schwärzer sich gerade dieses Briefes halber für sicher halten konnten.

Während er sich so seine Pläne zurecht legte und seine Augen dabei auf dem Briefe haften ließ, war es ihm, als sei ihm die absichtlich entstellte Schrift in mehreren Buchstaben, wie in der eigentümlichen Zeichnung der S und G, welche sehr bauchig gehalten waren, nicht fremd, und er besann sich vergebens, wo er diese Schrift schon gesehen. Hätte er den Brief zur Hand genommen, welchen er während seiner Hochzeitsreise von seinem Schwiegervater, dem Steinbauern, zugeschickt erhielt, so würde er den allein richtigen Schlüssel gefunden haben. Hätte er ferner getrachtet, der Ursache der bösen Ahnungen der alten Vroni auf den Grund zu kommen, so würde er erfahren haben, daß der Steinbauer in neuester Zeit den Lockungen eines reichlichen Gewinnes nicht widerstehen konnte und zu verbrecherischen Handlungen, wie vordem, Hand und Kopf bot.

Niemand, außer dem lahmen Andrel, wußte darum. Doch auch der alten Vroni war es nicht entgangen, und daß dies zu keinem guten Ziele führen könne, das ahnte die besorgte Matrone wohl.

Gegen Mittag kam der seit einigen Tagen vom Hause abwesende Steinbauer zurück. Der lahme Andrel

trieb ihm ein paar Prachtexemplare von Pinzgauer Ochsen nach, welche ordnungsmäßig verzollt worden waren, und durch deren Ankauf die Abwesenheit des Bauern gerechtfertigt war. In der Nähe des Hauses zeigten sich die Tiere widerspenstig, und der lahme Andrel schlug mit seinem Stocke in so unsinniger Weise auf dieselben ein, daß er dem einen Ochsen ein Horn abschlug. Der Steinbauer kam darüber in solche Wut, daß er den boshaften Burschen in sehr empfindlicher Weise mit seinem Stocke traktierte, so daß dieser laut aufheulte. Nachdem er ihm dann seinen Lohn ausbezahlt, jagte er ihn auf und davon.

Vergebens bat Vroni für den verkommenen, krüppelhaften Burschen, und da nichts half, sagte sie mit prophetischem Tone: „Der schwarz' Vogel fliegt ober unserm Haus, und fangts Unglück amal an, so halts kein Stillstand mehr."

Der schwarze Vogel kreiste nun freilich nicht sichtbar über dem Hause, aber die kluge Alte ahnte nicht falsch, daß mit dem Davonjagen des Krüppels, des Mitwissers so vieler ungerechter Handlungen ihres Herrn, der erste Stein ins Rollen gebracht wurde, der zu einer Lawine anwachsen und Haus und Hof vernichten konnte.

Als sich im Laufe des Nachmittags der Oberaufseher zum Zollhause nach Mellek begab, um dort die Patrouillengänge an die Mannschaft zu kommandieren, schlich sich der Krüppel zu ihm und bot sich an, gegen angemessene Belohnung, die er auf dreißig Gulden

ansetzte, eine großartige Schwärzerei mit Pinzgauer Vieh zu verraten, die in der kommenden Nacht stattfinde und von der er zufällig Kenntnis erhalten habe.

Wallner, sogleich des erhaltenen anonymen Briefes gedenkend, schenkte der Rede des Burschen seine Aufmerksamkeit und versprach ihm, wenn sich das bestätige, solle er nicht nur den gewünschten Lohn erhalten, sondern er selbst werde sich beim Steinbauern verwenden, daß ihn dieser wieder in seinen Dienst nähme.

Der lahme Andrel erklärte aber, daß dies durchaus nicht in seinem Wunsche liege; er wisse sich schon einen anderen Dienst, wo er nicht mehr wie ein Hund geschlagen würde, und er hätte nach nichts Begehr, als nach dem blanken Gelde, nach dreißig Silbergulden.

„Nun ja," meinte der Aufseher, „um dreißig Silberlinge hat Judas seinen Herrn verraten; Du sollst den gleichen Preis haben, ich werde dafür Sorge tragen."

Bei dieser Rede besann sich Andrel einige Augenblicke und kratzte sich hinter den Ohren, denn der Name Judas ließ ihn plötzlich das Erbärmliche seiner Handlungsweise fühlen. Fast reute es ihn, den Oberaufseher angesprochen zu haben. In diesem Augenblicke aber schmerzte es ihn an der Stelle, auf welche des Steinbauern Stock niedergefallen war, und es fiel ihm auch ein, daß er ja den Namen seines Herrn nicht nenne und somit nicht diesen, sondern nur die Sache verrate, und er beging den Verrat.

Im vorigen Nachquartier, log er, hätte er mehrere

ihm unbekannte Männer den Plan verabreden hören, heute nacht einen Zug Ochsen über das Gebirge durch das Heuthal zu treiben und dort über die bayerische Grenze zu schwärzen. Er bezeichnete genau den Gebirgssteig, welchen sie benutzen würden, und sagte, daß sich vier bis sechs Mann, jedenfalls bewaffnet, dabei befänden.

Wallner nahm den Burschen mit auf das Zollhaus und ließ ihn dort, ohne irgend Aufsehen zu machen, internieren, um einen allenfallsigen Wiederverrat zu verhindern. Dann aber machte er mit seinen Grenzwächtern den Operationsplan, zog von der Nachbarstation noch andere Mannschaft herbei und setzte den Oberkontroleur in Reichenhall von allem in Kenntnis. Alles war ohne jedes Aufsehen abgemacht worden und niemand ahnte etwas, besonders für die folgende Nacht. Nur der Steinbauer glaubte an dem Schwiegersohne eine gewisse Erregung wahrzunehmen, er wußte auch den Grund hiervon, nämlich den anonymen Brief, der den pflichteifrigen Oberaufseher veranlaßt haben mochte, seine Dispositionen zur Besetzung der Furt an der Salach zu treffen.

Aber auch der Steinbauer selbst war heute außergewöhnlich erregt; selbst das kleine Salerl, das gewohnt war, in des Vaters Abwesenheit auf den Knieen des Großvaters herumzukrabbeln und ihn zu liebkosen, vermochte nicht, die sonstige Heiterkeit bei ihm hervorzurufen.

„Dös is 's letzt' Mal!“ sagte er vor sich hin.

Sali glaubte, ihr Vater denke des durch den lahmen Andrel herbeigeführten Unfalles, und legte diesen Worten keine weitere Bedeutung bei. Es fiel auch nicht auf, als der Steinbauer bei einbrechender Dunkelheit plötzlich noch Lust bekam, zum Melleker Wirtshaus hinaufzusteigen, es war ja Feiertag und die Nachbarn fanden sich an diesem einen Tage der Woche regelmäßig dort ein. Nur die alte Vroni bemerkte, wie der Bauer seine sonst an der Wand hängenden Doppelpistolen lud und in dem um den Leib geschlungenen Ledergürtel verwahrte. Sie wollte ihn befragen, aber er hieß sie barsch schweigen und ging dann anscheinend nach Mellek hinauf. Einige Stunden später warf sich auch der Oberaufseher in seine Uniform. Auch er versah sich mit einer Doppelpistole, schnallte seinen Säbel um und begab sich dann zu Fuß, wie er sagte, behufs einer kleinen Gebirgspatrouille, von dannen. Er hatte seine Frau zum Abschiede umarmt und drückte auf die Lippen des süß schlafenden Kindes einen Kuß. Die junge Frau, von unerklärlichen Gefühlen ergriffen, bat ihn, sich für sie und sein Kind zu schonen, und wünschte ihm eine baldige glückliche Wiederkehr.

Als die Frau wieder in das Wohnzimmer trat, fand sie die alte Vroni, auf den Knieen liegend und die Arme nach dem Christusbilde ausstreckend, in fieberhafter Aufregung betend.

„Vroni, magst nit zur Ruh geh'n?“ fragte Sali freundlich.

Die Alte erhob sich und rief: „Heunt nacht gibt's koa' Ruh für mi, heunt nacht muaß ma' beten, daß unser lieber Herrgott koa' Unglück gschehn laßt. Und Du muaßt beten, Sali, und Dei' Kind muaß beten. Himmlischer Vater, laß 's nit aneinander g'raten."

„Was hast D' denn?" fragte Sali erschrocken. „Wer soll nit aneinander g'raten?"

„Wer denn sunst?" rief die Alte, „als Dei' Vater und Dei' Mann."

„Barmherziger Gott, wie das?" fragte Sali erbleichend und an allen Gliedern zitternd.

„Wie dös?" schrie die Alte. „Dös sollst wissen, i kann's nimmer länger unterdrucken, Dei' Vater is a Pascher und heunt nacht geht's auf Leben und Tod!"

Sali stieß einen Schrei aus und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Das kleine Kind erwachte auf diesen Schrei und wiederholte laut und vernehmlich die letzten vor dem Einschlafen gesagten Worte: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich zu Dir in Himmel komm!"

IV.

Draußen war es finster. Der Himmel war großenteils mit Wolken bedeckt und nur wenige Sterne flimmerten dazwischen; doch war dem prächtigen Augusttage eine laue, würzige Sommernacht gefolgt, und vom Melleker Wirtsgarten, der mit vielen Lampen erleuchtet war, hallte fröhlicher Gesang und Saitenklang herab.

Sobald sich die junge Frau einigermaßen von ihrem Schrecken erholt hatte, schickte sie den alten Roßknecht dort hinauf, damit er ihren Vater, welchen sie noch dort oben glaubte, in einer dringenden Sache nach Hause kommen hieße. Aber der alte Mathies kam erst nach mehr als einer Stunde wieder zurück und zwar in sehr angeheitertem Zustande. Er sprach nur sein Entzücken aus über den guten Teißendorfer Stoff und über den schönen Gesang der Bauernburschen und Holzarbeiter und gab erst auf wiederholte Fragen den Bescheid, daß der Steinbauer heute abend dort gar nicht gesehen worden sei und er ihn deshalb auch nicht mitbringen konnte.

Nun war ihr Vronis Verdacht zur Gewißheit geworden, und eine fürchterliche Angst bemächtigte sich der jungen Frau.

Die alte Vroni saß am Bettchen des Kindes und betete einen Rosenkranz ab, während Sali in höchster Unruhe bald auf die Galerie hinausging, hoffend, ihren Vater heimkehren zu sehen, bald wieder durch das offene Fenster blickte und ihr Gehör anstrengte, als müsse sie in den nahen Bergen Laute vernehmen, die den Zusammenstoß der Grenzwachmannschaft mit den Paschern verrieten. Aber sie hörte nichts als das Rauschen des Steinbaches und einzelne Juhschreie der vom Melleker Wirtshause heimkehrenden Gäste.

Die Lichter im dortigen Wirtsgarten waren nach und nach erloschen, dafür aber flimmerten jetzt vom Himmel Millionen von Sternen zwischen den zerteilten Wolken, und über den Müllnerberg herauf stieg die Leuchte des Vollmondes, umspielt von goldenen Wolken, und erhellte die ganze Gegend mit ihrem Silberlichte.

Aber auch Salis Herz erhellte ein Hoffnungsstrahl, und sie flehte hinauf zu dem, der Mond und Sternen das Licht gegeben.

Doch die alte Vroni nahm ihr die Hoffnung wieder, indem sie sagte: „Die grause Finsternis wär mir heut lieber gwen, als der Herr Ma' (Mond), denn der leucht allen zwoan; mir schwant nix guats. Verlob Di, Sali, geh wallfahrten am guldin Samsta auf Kirathal (Kirchenthal) oder zu der lieben Frau

auf Mari Eck oder auf Plain; verlob Di, i rat Dir's guat."

Und Sali sagte: „Ja, i will wallfahrten gehn die drei golden' Samstag, auf alle drei Gnadenplätz, daß mein Franz an Leib und Leben nix passiert."

„So is 's recht," sprach die Alte, „und was iatzt aa gschieht, so denk, der Himmel hat's wolln, und der wend' 's schlimme wieder zum guten, wenn ma' auf eam vertraut."

Sali schickte jetzt die Alte in ihre Kammer und zu Bette, sie selbst aber blieb angekleidet und wachte Stunde für Stunde. Lange nach Mitternacht erst bemächtigte sich ihrer, die noch immer am offenen Fenster saß, der Schlaf; sie träumte von einem Zusammenstoße der Pascher mit den Grenzwächtern, sie sah, wie ihr Vater die Pistole auf ihren Mann richtete und — mehrere Schüsse hallten durch die Nacht.

Sali erwachte mit einem entsetzlichen Aufschrei, die alte Vroni kam herbeigeeilt. „Ich hab träumt," entschuldigte Sali ihren Schrei.

„Na', na', Du hast nit traamt," versetzte die Alte. „Zwoamal hat's geschossen über 'n Gseng oben und hörst —"

Wieder vernahm man einige Schüsse.

„Jesses, Maria und Joseph!" schrie Sali, auf die Kniee stürzend, „mei' Traum, mei' Traum!"

In dieser Stellung lauschte sie lange, lange, aber die Stille der Nacht ward durch nichts weiter unterbrochen.

Vroni brachte die fiebernde, junge Frau zu Bette; sie selbst zitterte an allen Gliedern. Es war für sie ja gewiß, daß dem Hause irgend ein Unheil widerfahren sei und unwillkürlich wiederholte sie die schon morgens angeführten Worte: „'s Glück fliegt oft über Nacht davon!"

Oben über 'm Gseng hatte sich in der That Wichtiges ereignet. Oberaufseher Wallner hatte seine verstärkte Mannschaft nach eingetretener Dunkelheit auf die vom lahmen Andrel bezeichneten Steige hinangeführt und mit vieler Dispositionskenntnis die Besetzung derselben vorgenommen. Er trachtete dabei vor allem, daß den Paschern der Rückweg abgeschnitten würde. Durch den Oberkontroleur und seine Mannschaft wurden die hinter dem Rüstfeichthorn in das Weißbachthal führenden Steige besetzt gehalten, so daß ein Entrinnen der Pascher und ihrer vierfüßigen Ware nicht leicht möglich war. Der aufsteigende Mond leuchtete ihnen bald und gestattete schon auf weitere Entfernung die Ankunft der Pascher zu entdecken. So harrten sie ruhig und wohlversteckt der Frevler und freuten sich im voraus auf den ihnen zukommenden, reichlichen Fang. Aber Stunde um Stunde verging — nichts ließ sich hören.

Jetzt traten einige dunkle Gestalten aus dem Hochwalde — die Flintenhähne der Aufseher knackten, wurden aber sofort wieder in Ruhe gesetzt, denn ein Hirsch flüchtete mit den ihm folgenden Tieren über die Blöße, um dann vertraut wieder im Holze gegen

Thal zu ziehen zu seinen Äsplätzen. Die Grenzwächter zielten nach ihm, und es hätte ihnen wohl die größte Freude gemacht, abdrücken zu dürfen.

Der Mond war höher gestiegen und hatte im Gebirge seine Welt hervorgezaubert, die selbst die Grenzwächter, an solche Scenerie gewöhnt, mit Staunen und Vergnügen betrachteten. Hell gleißte das silberne Licht auf der Pyramide des Sonntagshorns und den übrigen Felsgebirgen, in durchsichtigem Taubengrau standen die Waldberge rings umher, hie und da schwebten dunkle Schleier, die Schatten der Wolken, darüber hin, vorsündflutlichen Ungetümen ähnlich, um aber sofort wieder zu verschwinden. Der Tau, welcher sich auf Bäume, Stauden und Boden herabsenkt, versilberte sich im Lichte des Mondes, der wohlgefällig sein magisches Spiel damit trieb und jeden unscheinbaren Strauch in ein hellglitzerndes, von Diamanten und Perlen strotzendes Kunstwerk verwandelte. Selbst die den Boden und die Gräser überwuchernden Spinnennetze schienen silberne und goldene Gewebe zu sein, und gleich Elfenschleiern schwebte es über den Schluchten der Wildbäche, deren Getöse allein bis jetzt die tiefe Stille unterbrach.

Nun aber wurden auch andere Laute hörbar, erst ein entferntes, dann näher kommendes Brüllen, oft heftige, in der Stille der Nacht eigentümlich wiedertönende Schläge auf das Vieh, und nach kurzer Zeit kamen die Pascher mit einem langen Ochsenzuge in Sicht. Im gleichen Momente wechselte das Hoch-

wild wieder über den Steig und die Waldblöße, und sofort war bei dem herankommenden Zuge ein vernehmliches „halt!" und „kehrt!" hörbar. Der Zug hielt an und die Tiere wurden am Platze zum Umkehren gezwungen. Noch standen sie auf österreichischem Boden, der zunächst des Gangsteiges befindliche Grenzmarkstein war noch nicht überschritten.

Schon befürchteten Wallner und seine Mannschaft, daß die Pascher sich eines anderen besinnen und wieder zurückgehen würden. Da näherten sich, offenbar als Sicherheitsposten, zwei Männer, von denen der eine kleinere ein Gewehr unter dem Arme trug, der größere aber mit einem Bergstocke versehen war. Beide hatten das Gesicht geschwärzt.

„Es is nix anders gwen, als a Hirsch, der da gwechselt hat," hörte Wallner den letzteren sagen; „warum unnützen Aufhalt?"

„I hab Angst," entgegnete der kleinere mit gedämpfter Stimme. „I fürcht, der lahm' Andrel hat an' Schurken g'macht."

„Du hättst klüger sein soll'n."

„Narret!" entgegnete der andere.

„'s klügste is, wir verhalten den Zug nit länger," nahm jetzt wieder der größere das Wort. „Wir hab'n heut nix zu befürchten."

„So mag's sein, auf Dei' Gfahr." Beide kehrten nun zu den übrigen zurück.

Wallner schien die Stimme des einen der Männer sehr bekannt, sie erinnerte ihn an seinen Schwieger=

vater, den Steinhofbauern, und er war begierig, diesen Unbekannten schon in der nächsten Minute kennen zu lernen.

„Obacht!“ rief er leise seiner Mannschaft zu, „erst wenn der ganze Zug vorüber ist, fangen wir an.“ So zogen wohl an die zwanzig Ochsen an ihnen vorüber, die außer den oben angeführten beiden Männern, welche die ganze Sache zu leiten schienen, noch von sechs anderen, ebenfalls im Gesichte geschwärzten, begleitet waren.

Der Zug war an dem Hinterhalte kaum vorüber, da sprang Wallner mit seinen Leuten vor und rief ein weithin hörbares „Halt!“

„Ergebt euch oder ihr seid des Todes,“ setzte er drohend hinzu.

Die vorne und zur Seite postierten Grenzwächter brachen jetzt aus ihrem Verstecke hervor. Die Treiber rissen ihre Gewehre von den Schultern, der Kampf begann unter lautem Gebrülle des erschreckten Viehes. Vorne wurden bereits Schüsse gewechselt. Der übereifrige Stationsführer hatte auf die Pascher Feuer gegeben, doch gefehlt, dafür aber ward er von einer Pistolenkugel des einen der Pascher zu Boden gestreckt, worauf dieser die Flucht ergriff.

„Aufhalten!“ hieß es, „er hat den Stationsführer erschossen.“

Wallner lief dem Flüchtling den Weg ab, so daß beide zunächst eines Felsens sich Aug' in Aug' gegenüberstanden. „Halt!“ herrschte ihn der Oberaufseher an, „gib Dich gefangen!“ Dabei setzte er

ihm die Pistole auf die Brust. Aber schon im nächsten Momente ließ er sie wieder sinken.

„Franz, i bin's, Dei' Schwiegervater," hatte ihm dieser gesagt.

Sein Gehör hatte ihn also vorhin nicht getäuscht, der Steinbauer stand vor ihm als ein schuldbeladener Verbrecher.

Dem pflichtgetreuen Manne war es, als hätte ein Blitz neben ihm eingeschlagen; er war einige Sekunden wie betäubt. Da wurde er durch nahe Rufe aufgeschreckt.

„Willst mi in Schand und Not bringa?" sagte der Steinbauer. „Denk an d' Sali, an Dei' Kind."

Wallner dachte daran. Das hatte den inneren Kampf in ihm entschieden. Er machte mit der Hand eine Bewegung, der Steinbauer verstand und flüchtete von dannen.

Es waren inzwischen noch mehrere Schüsse gewechselt worden, zwei der Treiber waren schwer verwundet, zwei andere ergriffen die Flucht, der Rest wurde gefangen.

„Der Steinbauer war's, der entflohen is; er hat 'n Stationsführer erschossen," rief man jetzt dem Oberaufseher zu.

Sein Genosse hatte ihn verraten, um nicht selbst wegen dieses Schusses zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Sämtliches Vieh war in den Händen der Grenzjäger und mit wahrer Siegesfreude ward dasselbe auf

dem nächsten Wege zu Thal gebracht und der Zoll-behörde nebst den Gefangenen übergeben.

Der verwundete Stationsführer wurde auf einer Tragbahre nach Mellek getragen. Der Schuß hatte ihn mehr betäubt, als verletzt, die Kugel saß in dem rechten Schenkel, die Verwundung schien nicht direkt lebensgefährlich zu sein.

Unter fürchterlichen Gemütsbewegungen hatte Wallner alle seine Befehle erteilt. Ihm ward die Ehre dieses glücklichen Fanges, ihm aber ward auch das fürchterliche Bewußtsein, daß sein geliebtes Weib, die Mutter seines süßen Kindes, die Tochter eines Paschers sei. Erst am späten Morgen kam er nach Hause. Seine Frau kam ihm laut schluchzend entgegen, sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Die alte Vroni jedoch erzählte, daß der Steinbauer in fürchterlicher Aufregung nach Hause gekommen sei, erst auf nichts Antwort gegeben, sondern sich rasch gewaschen und mit Geld versehen', dann aber weinend von Tochter und Enkelin Abschied genommen habe und gleich einem Flüchtling über die Grenze geeilt sei. Erst am Morgen hätten sie durch einen nach dem Steinbauer fahndenden Gendarm das Unglück der heutigen Nacht erfahren.

Sali aber flüsterte leise ihrem Gatten ins Ohr: „Er hat mirs gstanden, was er Dir z'danken hat — Franz, laß's mir und Dein' Kind nit entgelten.“

V.

Das waren traurige Wochen, die nun folgten. Sali wurde durch diesen ersten, aber wuchtigen Unglücksschlag so tief erschüttert, daß es ihrem Manne, dessen Gemüt gleichfalls sehr niedergedrückt war, nur schwer gelingen wollte, sie zu trösten. Wallner wurde für die Umsicht, welche er bei Aufhebung der Pascher an den Tag gelegt, von seiten seiner vorgesetzten Behörde sehr belobt, und namentlich ward dessen dabei bewiesene Pflichttreue in vollem Maße gewürdigt. Diese Behörde sowohl, wie die Bewohner der Umgegend von Mellek glaubten nämlich, der Oberaufseher habe im voraus gewußt, daß die Pascherei auf Anstiftung und Rechnung seines Schwiegervaters, des Steinbauern, vor sich gegangen sei.

Die Grenzbewohner, bei denen der Steinbauer stets in großem Ansehen gestanden, drückten ihre Teilnahme für denselben öffentlich aus, aber ebenso schalten sie auch auf den falschen Schwiegersohn, wie sie Wallner nannten, und dieser mußte es öfter hören, wie einer zum andern sagte: „Das is der, der sein eigna Schwiegervater ins Unglück gstürzt hat.“

Was half es auch, wenn den Leuten zu öfteren Malen der wahre Sachverhalt klar gelegt wurde, sie blieben nun einmal bei der vorgefaßten Meinung. Die einmal lebendig gewordene Ungunst des Volkes suchte weiter und weiter zurück, und plötzlich, als wäre es erst gestern gewesen, sprach man wieder von dem Sturze des böhmischen Wenzels in die Klamm. Einer seiner Kameraden mochte um den Herzenskummer des Böhmen gewußt und es nachträglich verraten haben, kurz, man bezichtigte Wallner als den Urheber der beiden großen Unglücke.

Es gab Augendiener genug, die dem Oberaufseher Wort für Wort hinterbrachten. Verbat er sich auch ernstlich derartige Nachrichten, so waren sie ihm doch schon zu Ohren gekommen und er ärgerte sich über das müßige Geplauder. Selbstverständlich verbitterte das die Stimmung des braven Mannes und nur selten noch erheiterte ein freundliches Lächeln sein Gesicht.

Da war es denn das kleine Salerl, das in den düsteren Schatten, welche sich über die Herzen der Eltern ausgebreitet hatten, einen lichten Sonnenstrahl hineinzauberte. „Papa'l," sagte sie, sich schmeichelnd an den Hals des Vaters hängend, „i bitt Di, mach a lieb's G'sicht." Und sie liebkoste und bat so lange, bis die finsteren Züge sich wirklich erhellten und die Schatten aus seinem Gesichte verschwanden.

Da dem flüchtig gegangenen Steinbauer wegen Körperverletzung, Zolldefraudation und dergleichen sofort der Prozeß gemacht wurde, so war das öftere Er=

scheinen von Gerichtskommissionen in der Wohnung des Steinbauers selbstverständlich, und das waren für Sali stets Stunden der schrecklichsten Qual. Das Gericht konnte nicht umhin, die Tochter des Flüchtlings zu fragen, ob ihr der Aufenthalt desselben bekannt sei, was Sali mit gutem Gewissen verneinen konnte. Endlich aber hörten auch diese Fragen auf.

War es nur ein bloßes Manöver, oder war es Wahrheit: eines Tages erhielt Sali einen Brief von der Hand ihres Vaters mit dem Poststempel Hamburg. Die Post hatte alle Briefe an Sali an das Gericht abzuliefern und erst mit dessen Konsens an die Adressatin auszuhändigen. Das geschah denn auch mit diesem Briefe, welcher nicht nur das Gericht, sondern auch Sali über den Aufenthalt des Flüchtlings benachrichtigte.

Der Brief lautete: „Ihr Lieben zu Hause! Ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich Euch soviel Kummer und Schande gemacht habe. Ich erkenne es, daß es ein schweres Unrecht von mir war, das Gesetz zu verachten, aber meine Eltern und ich sind durch den Krieg an den Bettelstab gekommen und der Staat hat uns mit keinem Kreuzer unter die Arme gegriffen, ich hab' viele Tausende durch ihn verloren und hielt es nicht für unrecht, mir wieder einige Hunderte von ihm zu verschaffen, indem ich ihn um den Zoll brachte. Aber ich sehe es ein, es war doch ein Unrecht, und möchte es gern ungeschehen machen. Ich bin entflohen, weil ich mich keiner langen, qualvollen

Untersuchungshaft habe aussetzen mögen. Der Stationsführer hat auf mich zuerst geschossen und gefehlt; als er wieder auf mich anlegte, kam ich ihm zuvor. Ich habe aus Notwehr so gehandelt, der Viehhändler Schirmer, der dabei war, muß das so beschwören können. Ich habe mich entschlossen, nach Amerika zu fahren, und schon heute geht das Schiff dahin ab. Seid aber versichert, ich werde wieder kommen und will dann auch meine Strafe aushalten, wenn ich erfahren habe, daß sie gerecht ist. Schreibt mir alles, wenn ich Euch meine Adresse geschrieben habe. Und nun umarme ich eins nach dem anderen, Dich, meine liebe Sali, und das liebste, kleine Salerl und Dich, lieber Franz, der Du nur Deine Pflicht treu erfüllt hast — auch die gute Vroni, die soll für mich beten, wie Ihr alle. Lebt wohl und denkt mit Liebe an Eueren treuen Vater Kaspar Anselmo." Unter dem Briefe stand die gerichtliche Notiz: Urkundlich zu den Akten Abschrift genommen.

Diese Nachricht erfüllte Sali mit Trauer, aber auch mit einiger Beruhigung, und sie und ihr Kind, sowie Vroni erfüllten des Fernen Wunsch und beteten für ihn aus voller Seele.

Auch dem Oberaufseher war diese Nachricht sehr erwünscht. Er war dadurch der peinlichen Notwendigkeit enthoben, bei der Gerichtsverhandlung seinem Schwiegervater gegenüberstehen zu müssen. Nach und nach wurde er wieder heiterer und vermochte es, mit seinem kleinen Lieblinge wieder zu scherzen und zu

lachen und sich dem Glücke im engen Kreise der Familie hinzugeben. Aber das einmal entflohene Glück war doch nicht so leicht wieder zurückzurufen, die alte Vroni hatte das vorausgesagt.

Der Oberaufseher ritt gegen Ende September zum Oberinspektor nach Reichenhall, um sich von diesem einen vierzehntägigen Urlaub zu erbitten, der ihm vom ersten Oktober an auch gewährt wurde. Er war auf dem Heimwege an der sogenannten Wegscheide angekommen, dort, wo sich die Straße ins Mauthäusl und nach Inzell von der seinen abzweigte, und stieg hier, wie er es immer zu thun pflegte, vom Pferde, um dasselbe die Bergstraße, den sogenannten Weinkaser, hinabzuführen, welche am Gehänge des Müllnerbergs sich tief und steil hinabsenkt in das Thal des Weißbaches. Da hörte er ein Stöhnen und Ächzen, und die Laute erinnerten ihn an die Sage vom Wegscheidweiblein, welches hier vor Zeiten in den Klippenwänden saß und durch ihre Jammertöne den mitleidigen Wanderer in die Gehänge lockte, bis sie einst durch das „Vergelt's Gott“ eines Fuhrmannes, dem sie einen Dienst erwiesen, erlöst wurde und für immer verschwand.

Doch dieses wimmernde Geschöpf, das er nach wenigen Schritten erblickte, war nicht das gespensternde Wegscheidweiblein, sondern der lahme Andrel, der, anscheinend in etwas betrunkenem Zustande, über heftiges Kopfweh klagte und nicht sonderlich erfreut schien, in diesem engen Defilee dem Oberaufseher, dem er bis jetzt überall ausgewichen, zu begegnen.

„Hast Dein Sündengeld verlumpt?“ ließ ihn dieser scharf an.

„Ja, verlumpt hon i's,“ entgegnete der Bursche, „und i bin recht froh d'rüber. Unser einer darf mit funkelnagelneuen Guldenstückeln in die verdammten Wirtshäuser zahl'n, er kriegt doch nix anders, als an' Plempel und a Hundsfressen. Und miaunst, wirst naus'g'worfen.“

„Das scheint Dir heute passiert zu sein,“ entgegnete der Oberaufseher.

„Wahrhafti,“ antwortete der verkommene Mensch. „I sag's annemal, da herin san d' Stoa' grob, d' Kost is grob und d' Leut san grob. I wander' außi ins Flachland, und wenn i draußen betteln geh', hab'n d' Leut' mehr Respekt vor mir, als da herin in die groben Berg', wenn i d' Taschen voll Geld hab'. Mit die paar Sechser, die mir heut der böhmisch' Wenzel g'schenkt hat, fang i mei' neu's G'schäft an, und wird mir nacha übel, so is's dengast a g'schenkta und koa' kaafta Katzenjammer.“

„Der böhmisch' Wenzel?“ fragte Wallner, der, schon im Begriffe, weiter zu gehen, wieder stehen blieb. „Derselbe, der beim Steinbauern als Holzknecht war?“

„Ja ja, grad der, der so dumm war und hat si' in d' Stoa'bachklamm gstürzt; es wißt's es ja eh, warum. Außer Schnaizlreut is er mir begegn't, schö' gwand't is er gwen, a ganzer Mann. Wo gehst hin? hon i g'fragt. Weit furt, hat er g'sagt, über Lands. Schenk mir was zum Andenken, hon i g'sagt. Da

hat er mir zwoa Sechser geben und is furt, Mellek zua. Hon i mir denkt, ich möcht doch sehn, ob der in Mellek einkehrt, und schleich eam nach. Da siehg i, wie er rechts in d' Leiten 'nauf sein Weg nimmt zur Waldung am Gseng und vüri lenkt zur Stoa'bachklamm. Gehst eam nachi! hon i mir denkt. Da siehg i richti, wie der Dalk a lange Weil awischaut in d' Klamm, in der er si' vor vier Jahr blau und grea' gfall'n hat. Aftn is er gen Thal und in die Irlstauden ganz hoamli 'n Stoa'bauernhof zua." Der Bursche schwieg.

„Red' weiter!" befahl der Oberaufseher.

„No' ja hon i mir denkt, schaut der dös Platzl an, wo er grea' und blau worn is, so kann i aa den Stecken wieder anschaug'n, mit dem mi der Stoa'bauer grea' und blau gschlagen hat, schreit' über 'n Stoa'bach ummi und schleich mi zwischen die Stauden durch. Da sitzt der Wenzel, nimmt sein Maulhobel (Mundharmonika) außa und fangt dir's musizieren an, scho' so schö', daß mir 's Herz im Leib g'lacht hat. Ja, ja, es hat mir wirkli g'lacht, denn wenn i musizieren hör' —"

„Weiter, weiter," drängte Wallner.

„Weiter? Ja no', dös Musizieren hat no' wem g'fall'n und es hat nit lang dauert, kimmt a Frau daher, a schöne Frau."

„Meine Frau?" fragte der Oberaufseher errötend.

„Ja, ja, „meine" Frau," erwiderte der Bursche mit lauerndem Blicke. „Da hat der Wenz'l 's musi-

zieren aufg'hört. I hon gluſt und gluſt, was's ebba mit anander reden, aa i hon nix hör'n kinna, als daß 's am erſten guldan Samsta ſtatt nach Kirathal auf Reichenhall zua ſoll über Gois und Viehhauſen, Viehhauſen hon i deutli ghört, und beim Peterswald wart' nacha er ſcho' auf ſie und führt's zum Torfhäusl an der Glan. Da hon i mir denkt, iatzt biſt aa wieder a Stückl gſcheida worn. D' Frau hat dem Böhmaken freundli d' Hand gebn und —" Er ſtockte wieder.

„Zum Teufel, was und?" ſchrie Wallner empört und wollte den Burſchen am Kragen packen, aber dieſer entwiſchte unter dem Bauche des Pferdes und ſprang kopfüber den ſteilen Hang gegen den Weiß-bach hinab.

Wallner rief ihm einigemal begütigend nach, es geſchähe ihm nichts, er ſolle nur wieder heraufkommen, aber der Burſche entfernte ſich weiter und weiter, und nur ſein höhniſches Gelächter ſchlug noch an das Ohr des vor innerer Aufregung halb betäubten Mannes. Unter eigentümlichen Empfindungen führte er dann ſein Pferd die Höhe hinab und warf ſich unten auf dasſelbe, um am Fuße der düſteren Steinwände des Riſtfeichthorns langſamen Schrittes und mit ebenſo düſteren Gefühlen weiter zu reiten.

Aber ſobald er in das grüne, heitere Wieſenthal von Schnaizlreut hinaus kam, heiterte ſich auch ſein Gemüt wieder auf, er ſchämte ſich, durch das Geſchwätz eines boshaften Krüppels auch nur einen Augenblick

erregt worden zu sein, und lachte schließlich über seine eigene Thorheit, auf Wenzel eifersüchtig zu sein. Er leistete im stillen seinem lieben Weibe Abbitte.

So ritt er gegen Abend im Steinbauernhofe ein, wo ihm wie sonst Frau und Kind entgegenkamen und ihn freudigst begrüßten, und doppelt warm erwiderte er den Willkomm. Zum erstenmal nahm er heute das kleine Salerl zu sich aufs Pferd und ritt zum unaussprechlichen Vergnügen des Kindes noch einigemal im Hofe auf und ab. Er versprach ihm auch, daß das Christkind, das schon im vorigen Jahre einen mit Lichtern und Süßigkeiten geschmückten Baum und allerlei Spielzeug gebracht, das nächste Mal gewiß ein kleines Pferdchen bescheren würde, auf welchem Salerl dann im Zimmer auf- und abreiten und hopp, hopp, hopp! machen könnte. Zu seinem dritten Geburtstage aber, der in den nächsten Tagen sein würde, hätte er bereits etwas Schönes in der Tasche. Das Kind jauchzte im Vorgefühle dieser Freuden laut auf.

Der glückliche Vater trug es sodann auf seinen Armen die Freitreppe hinauf ins Wohnzimmer, woselbst die Hausfrau sich beeilte, den Abendimbiß aufzutragen.

Während des Nachtessens sprach Wallner davon, daß er den ihm gewährten Urlaub zur beiderseitigen Zerstreuung mit Frau und Kind in München verbringen wolle, und Sali war dies wohl zufrieden. Doch wollte sie vorher, am ersten goldenen Samstag, noch ihr Gelöbnis erfüllen und nach Kirchenthal wallfahrten gehen. Es war davon schon öfter die Rede

gewesen, und Sali sprach davon auch heute so unbefangen, daß Wallner neuerdings einsah, welch groben Spaß sich der lahme Andrel mit ihm erlaubt habe. Und er war herzlich froh, daß es nur ein Spaß war.

Der erste goldene Samstag traf heuer auf den Michaelitag selbst, und Sali trat beim dämmernden Morgen mit einigen anderen Frauen der Nachbarhöfe zu Fuß ihren Wallfahrtstag an. Man wollte heute nach Kirchenthal gehen und morgen im Laufe des Tages wieder von dort zurückkehren. Sali hatte von Gatten und Kind herzlichen Abschied genommen und der alten Vroni aufgetragen, wie ein Schutzengel über das kleine Mädchen zu wachen, da es in voriger Nacht infolge des Zahnens unwohl gewesen und arge Hitze gehabt habe.

Vroni hieß sie deshalb vollkommen beruhigt sein, mit Gott zu gehen und vergnügt wieder zu kommen. Und sie ging, nicht ahnend, daß es der Anfang ihres Leidensweges sei.

VI.

Im ganzen Bereiche des Karlsteinerthales, welches mit seinem malerischen Eingang in die schönen, waldfrischen Tirolerpässe bei den zunächst Reichenhall gelegenen beiden schroffen Felskegeln, deren einer die Burgruine Karlstein, der andere das Kirchlein St. Pankraz trägt, beginnt, das wildromantische Thal des Weißbaches und das herrliche Salachthal bis über Lofer hinaus umfaßt, sowie im ganzen Chiemgauer-, Salzburger- und Berchtesgadener Land werden die drei Samstage nach Michaeli, die sogenannten goldenen Samstage, fast ausschließlich zu Wallfahrtsgängen nach den für diese Tage mit Ablaßen begnadeten Orten Kirchenthal, Maria Plain und Maria Eck als Endpunkte benutzt, in welche sich andere Gnadenorte, wie Maria Kunterweg, Gern, Ettenberg und andere einschieben. Diese Wallfahrten werden entweder von ganzen Ortschaften und Gemeinden unternommen, wobei sie Fahne und Kreuz mittragen, oder werden auch von einzelnen Familien und Befreundeten ausgeführt.

Erstere werden immer von den Prangerinnen begleitet, Mädchen von sechs bis zehn Jahren, die über

ihrer Kleidung ein weißes Hemd tragen, das um die Taille und an den Armen mit roten Bändern gebunden ist. Das offene Haar ist mit einem Bande oder mit einer kleinen Krone aus Wachs geschmückt.

Diese Mädchen überreichen an den Gnadenplätzen die oft gewichtigen und teueren Opferkerzen, wozu sie gewöhnlich noch ihre Kronen beigeben. Sowohl am Hin- als auf dem Heimwege werden Rosenkränze ohne Zahl abgebetet und das selbst dann, wenn nur wenige, selbst nur zwei oder gar nur eine Person für sich wallfahrten.

So begegnet man in diesem Gebirgsteile an den goldenen Samstagen allerwegen andächtig oder zerstreut betenden, größeren und kleineren Gruppen solcher Wallfahrer, und mögen solche gemeinsame, öffentliche Religionsübungen auch manches Nachteilige im Gefolge haben, sie halten dennoch eine ideale Richtung lebendig, zu des Volkes, wie zu des Staates Nutz und Frommen.

Auch Sali betete sich vom Hause fort, und die alte Vroni betete ihr eine Stunde nach.

Das kleine Salerl wollte heute nicht aus seinem Bettchen. Das Kind war sehr unruhig, und fragte der Vater besorgt um die Ursache, so erwiderte die alte Vroni immer: „Zahna thuat's“.

Wallner bereute schon im Laufe des Tages, daß er seine Frau fortgelassen habe, nachdem sich alsbald gezeigt, daß das Kind nicht völlig wohl sei.

Aber die Alte beruhigte ihn wieder, und so trat

er gegen Abend seinen Dienst an, der ihn bis zum anderen Morgen vom Hause fern hielt. Er wünschte der Kleinen erst noch herzlich eine gute Nacht, und da diese gewohnt war, vor dem Einschlafen scherzweise noch ihre verschiedenen Glieder an die Eltern zu verschenken, so sagte sie heute mit Bezug auf die Abwesenheit der Mutter:

„Papa'l, heut ghört die ganz Salerl Dir."

Der Vater acceptierte das Geschenk, herzte und küßte es und legte es dann unter einem warmen „gute Nacht"=Gruße zu Bette. Vroni versprach, beim Kinde zu wachen, und beruhigt trat Wallner seinen Dienst an.

Als er gegen vier Uhr früh bei kaltem Herbstnebel nach Hause kam, fand er die Fenster des Schlafzimmers offen, die alte Vroni auf dem Sofa eingeschlafen, das Kind aber völlig nackt und abgedeckt im Bette liegend. Der Körper der Kleinen war brennend rot, das Kind lag im Fieber.

Dem Vater entfuhr ein Schrei des Schreckens, der die Alte auftaumeln ließ.

Wallner ließ sie hart an, Vroni aber verlor ihren Gleichmut nicht, sondern sagte:

„'s Kind hat mentisch Hitzen g'habt, d'rum hon i a Kühlung in d' Stub'n einalassen. Und daß 's Kind rot is, dessel' bedeut, daß d' Kranket außa geht, und dös is mei' Lebta guat."

Aber Wallner gab auf das Geschwätz der Alten nichts mehr. Eine schreckliche Angst überkam ihn,

und er befahl dem Knechte, einzuspannen und den Gerichtsphysikus von Reichenhall so schnell als nur immer möglich zu bringen.

Es war eine Ewigkeit für den geängstigten Vater, bis dieser gegen zehn Uhr morgens erschien. Er besichtigte das Kind und sagte, dasselbe habe den Scharlach in hohem Grade, und auf die Frage des bangenden Vaters, ob Gefahr vorhanden sei, lautete die vernichtende Antwort des Arztes: „Ja!“ Er bereitete ihn sogar behutsam auf einen möglichen schlimmen Ausgang vor.

Nachdem der Arzt noch alles Nötige verordnet, fuhr er mit dem Versprechen von dannen, morgen früh wieder zu kommen.

„Barmherziger Gott!“ rief Wallner nach des Arztes Abgang, „wenn nur die Mutter da wäre!“

Er schickte ein anderes Fuhrwerk gen Loser, um die von Kirchenthal zurückkehrende Frau rascher nach Hause zu bringen. Er selbst übernahm die Wartung des Kindes. Hoffnung und Furcht wechselten im Laufe der Stunden, aber die letztere behielt die Oberhand, denn das Kind phantasierte und schrie unablässig. Alle Hausmittel der alten Vroni und der übrigen Dienstboten nützten nichts.

Es schlug 5 Uhr, die Mutter war noch nicht da.

Plötzlich wurde das Kind ruhig, das Bewußtsein kehrte ihm wieder, und fragend blickte es nach dem geängstigten Antlitz des Vaters.

Dieser rief es mit herzlichen Worten an und fragte, was es wünschte.

Und Salerl sagte mit matter Stimme: „Mei' Mama'l."

Der Vater versprach, die Mutter würde bald heimkehren und etwas Schönes mitbringen, er aber eilte, das für morgen bestimmte Geburtstagsgeschenk herbeizuholen und legte eine prächtige Puppe auf des Kindes Bett. Salerl nahm sie lächelnd in ihren Arm.

Nach wenigen Minuten aber schon legte sie die Puppe wieder weg.

„Papa'l, schlafen!" sagte sie und gewohnt, vor dem Einschlafen ihr Gebetlein herzusagen, faltete sie die Händchen und betete mit schwacher Stimme:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich zu Dir —"

Heftige Fieberschauer überfielen das Kind, es atmete schwer und stöhnend.

„Schrecklich, wenn das Kind stürbe," sagte Wallner angstvoll zu Vroni.

„O mei' Herr!" erwiderte die Alte, „bei uns herin halt ma' dös für a Glück. Kann's denn was schöners geben, als daß 's a Engerl wird?"

„Ich will aber keinen Engel," rief der durch diese Rede empörte Mann, „ich will mein Salerl lebendig haben, das ist ihr Glück und das unsere."

Als er sich jedoch wieder zu dem Kinde wandte, erfaßte ihn tiefer Schrecken.

„Salerl, Salerl!" schrie er, denn über des Kindes Antlitz breiteten sich die Züge des Todes, Salerl hatte aufgehört zu atmen, — sie war ein Engel.

Der Jammer des Vaters, sein Herzen und Küssen machten sie nicht mehr lebendig.

Wallner war wie niedergeschmettert, sein Auge blickte stier auf die Leiche, während die Ehehalten kamen, um die üblichen Gebete zu verrichten und Vroni mit zitternden Händen eine geweihte Kerze anzündete.

Und die Mutter kam noch immer nicht!

Da rasselte ein Wagen in den Hof, endlich — endlich! Es kam die Treppe herauf, doch in der offenen Thüre erschien nur der Knecht mit der Meldung, daß er die Frau in Lofer nicht mehr erwarten wollte, da er von den Wallfahrern gehört hätte, sie sei gar nicht in Kirchenthal gewesen, sondern hätte sich schon gestern in Unken von ihnen getrennt, ohne zu sagen, wohin sie gehe.

„Das ist nicht wahr!“ schrie der seiner Sinne kaum mehr mächtige Mann.

„Wird scho' wahr sei' müaſſen,“ entgegnete ruhig der Knecht, „hätt's gern hoambracht, vor unser Herrgott dös Engerl g'holt hat.“

Und er begab sich zur Leiche Salerls und betete, sich einige Thränen aus den Augen wischend.

„So hätt' der Tropf doch recht g'habt?“ rief Wallner plötzlich mit wild rollenden Augen. „Herrgott im Himmel! Mein Kopf, mein Kopf!“

Und er preßte beide Hände an die Stirne, er meinte, sie müsse ihm zerspringen.

Da öffnete sich noch einmal die Thür von der

Galerie her, Sali erschien auf der Schwelle, und nichts von all dem Unglück hier ahnend, rief sie freudig:

„Salerl, ich hab Dir was —“

Sie vollendete nicht. Die brennenden Wachskerzen, die am Boden knieenden Ehehalten und dort in der Ecke mit verstörtem Gesichte ihr Mann —

„Was ist's?“ schrie sie auf und eilte zum Bettchen des Kindes. Ein Blick, ein Schrei — sie sank wie vom Blitze getroffen zu Boden.

Man trug sie in das Nebenzimmer, wo sie sich bald so weit erholte, daß ihr Vroni das Nötigste berichten konnte. Die Alte schloß mit den Worten:

„Mei', a Stündl ehnda, und Du hätt'st es no' beten hör'n und bitten, daß 's in Himmel kimmt. Jetzt is 's oben — tröst' Di Sali — Du hast unserm Herrgott a Engerl g'schenkt.“

Bis jetzt hatte Wallner von der Anwesenheit seiner Frau scheinbar keine Notiz genommen. Diese rief ihn aber jetzt mit schmerzbewegtem Tone. Er kam ins Zimmer und hieß Vroni sich entfernen.

Sali wollte sich schluchzend an seine Brust stürzen, Wallner aber hielt sie zurück und sagte kalt:

„Laß 's gehen und gib mir Antwort.“

Sali sah ihren Gatten, der sie mit seinen Augen durchbohren zu wollen schien, betroffen an.

„Du warst nicht in Kirchenthal, Du hast mich belogen.“

„Franz!“ rief Sali.

„Du warst in Salzburg! Ist es so? Bei der Leiche Deines Kindes! — ist es so?"

„Ja, es ist so!" erwiderte Sali mit bestimmtem Tone, „aber —"

Wallner ließ sie nicht aussprechen.

„Ein Mann hat Dich am Peterswald erwartet, dann begleitet. Wer war der Mann?"

„Hat Dir das Dei' Spion nit hinterbracht?" fragte Sali mit schmerzlichem Spotte. „Von mir erfahrst Du's nit, ich hab' Schweigen gelobt. Es muß Dir genug sein, wenn ich Dir sag, ich hab' nix Unrechts gethan."

„Nichts Unrechtes?" fuhr jetzt Wallner auf. „Hast Du nicht mit dem böhmischen Burschen unten am Steinbach eine Verabredung gehabt?"

„Ja," antwortete Sali wieder, „aber —"

„Hast Du Dich nicht in das Haus dieses Burschen führen lassen, hast sogar dort übernachtet?"

„Ja. Aber Franz ich darf nicht reden."

„Was gibt's da noch zu reden? Art läßt nicht von Art. Dein Vater hat mich betrogen, drum ist der Fluch auf unser Haus gefallen und hat all mein Glück vernichtet — und du —"

„Franz," sagte jetzt Sali in stolzem Tone, indem sie sich hoch aufrichtete, „einen so schimpflichen Verdacht hab' ich nit verdient, und was D' auch weiter in Dein' ungerechten Zorn und in Dein' Schmerz gegen mich verschulden magst, ich bin zu stolz, mich weiter zu entschuldigen."

Und ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, und auf nichts mehr achtend, begab sie sich zur Leiche ihres Kindes, um sich ganz ihrem mütterlichen Schmerze zu überlassen.

Am andern Tage übergab Wallner seinem Stellvertreter für seine Urlaubszeit alle dienstlichen Papiere, nahm von der Leiche seines Kindes herzzerreißenden Abschied und verließ das Haus. Niemand, am wenigsten seine Frau, ahnte, daß er nimmer wiederkehren, daß er dem morgigen Leichenbegängnisse gar nicht beiwohnen würde.

Da brachte ein Bote einen Brief an Sali, der nur die wenigen Worte enthielt:

„Erwarte mich nicht mehr. Es ist besser für uns beide, wir bleiben geschieden.“

Das Blatt entfiel den Händen der unglücklichen jungen Frau und sie rief, in die Kniee sinkend:

„Salerl, Salerl, hol mich zu Dir!“

Die alte Vroni aber legte ihr die Hand auf das Haupt und sagte mit einem frommgläubigen Blicke zum Himmel:

„Vertrau auf Dein' Engel, er macht alles wieder guat!“

VII.

Mehr als drei Jahre sind darüber hingegangen. Franz Wallner hatte in seiner alles überstürzenden Aufregung den Dienst quittiert und ging, ohne jemanden hiervon zu verständigen, den verlockenden Schilderungen seines Freundes Krieger folgend, zur päpstlichen Armee.

Hier wollte er das Unglück der Heimat vergessen, strebend nach Ehren, am liebsten aber sich sehnend nach einem rühmlichen Soldatentod.

Er ward in der That bald Offizier, und in der Zeit, in der wir unsere Erzählung wieder beginnen, sehen wir ihn als einen der Ordonnanzoffiziere des kommandierenden Generals.

Eines Tages, man erwartete einen Zusammenstoß mit dem Feinde, hatte Wallner einer entfernten Reiterabteilung einen Befehl zu überbringen. Da gerade abgekocht wurde, luden ihn die Offiziere zur Menage ein, was Wallner sehr willkommen war.

Er ließ sein Pferd versorgen und nahm bei den Kameraden Platz.

Da kam der Trompeter der Abteilung herbei und

bat Wallner, als ein Landsmann, einige Worte mit ihm wechseln zu dürfen. Wallner war hierzu gern bereit und entfernte sich mit dem schmucken Trompeter eine kurze Strecke von den übrigen.

„Sie sind ein Bayer?" fragte er dann den Trompeter.

„Nein, ich bin ein Böhme," entgegnete dieser. „Ich diente einst beim Steinbauern in Mellek; sie nannten mich den böhmischen Wenzel."

Ein Ausruf des Zornes entfuhr Wallners Lippen, unwillkürlich hatte er die Rechte an den Griff seines Säbels gelegt. Doch rasch besann er sich wieder und begnügte sich einstweilen, dem Trompeter einen vernichtenden Blick zuzusenden.

Dieser deutete Wallners Aufregung anders.

„Meine Eltern haben mir's geschrieben, daß Sie fort sind aus Schande über den Steinbauer. Doch der ist gut davon gekommen, denn der Stationsführer ist bald wieder gesund geworden, und so hat er nur sechs Monate Haft bekommen. Auf Zureden Ihrer Frau, die ihn damals am goldenen Samstag, statt der Wallfahrt bei uns, denn die Reise nach Amerika war bloß eine Finte, besuchte, hat er sich selbst gestellt und seine Strafe erstanden."

Wallner folgte den Worten Wenzels mit steigendem Interesse. Es war ihm plötzlich, als teilten sich die düstern Wolken, welche jahrelang sein Gemüt umschlossen hielten, als hätte sich das erwärmende Sonnenlicht Bahn gebrochen, das mit seinen goldenen

Strahlen die Finsternis vertrieben, den Neider des Glückes, die Wahrheit aber erhellt mit himmlischer Glorie.

„Sie haben meine Frau davon verständigt und sie am Peterswalde bei Salzburg erwartet?“ fragte Wallner, um die Wucht seiner ihm plötzlich zum Bewußtsein gekommenen, fast erdrückenden Schuld durch einen Strohhalm schwacher Entschuldigung zu mindern.

„Verständigt schon,“ entgegnete Wenzel, „aber nicht erwartet, denn ich war gerade auf der Reise hierher und habe Ihrer Frau hinterbracht, was mir der Steinbauer aufgetragen hat.“

Und während Wallner seine innere Aufregung kaum zu bemeistern vermochte, fuhr Wenzel zu erzählen fort:

„Ein meiniger guter Freund hat mich zu den päpstlichen Reitern gebracht und als ein geborner Musikant bin ich Trompeter geworden. Ich hab' mir schon einiges Geld zusammengespart, und sobald es wieder Friede wird, laß ich meine Gretl kommen und heirat' sie. Wir halten schon über sechs Jahre zusammen, und ich weiß mir kein größeres Glück, als meine treue Gretl oder einen fröhlichen Tod auf dem Felde der Ehre.“

Wallner hatte sich einigermaßen gesammelt, und mit thränenfeuchten Augen schüttelte er jetzt dem ehrlichen Wenzel die Hand.

„Auch ich werde meine Sali kommen lassen, und sie soll Deine Gretl mitbringen. Ist es so recht?“

„Ja, so ist's recht,“ rief Wenzel mit größter

Freude. „Sie sollen mich heute so freudig zur Attaque blasen hören, als ging's zum Tanze. Wir werden den Feind niederwerfen. Ich werd' an meine Gretl denken und ehrlich beitragen zum Sieg und zum Frieden."

„Trompeter, blas Appell!" rief jetzt Wenzels Kommandant, und der Bursche setzte seine Trompete an den Mund und gab das anbefohlene Zeichen. Dann salutierte er vor Wallner und eilte zu seinem Pferde.

Ein hitziges Gefecht hatte stattgefunden, das durch eine glänzende Attaque von Wenzels Reiterabteilung zu Gunsten der Päpstlichen entschieden wurde.

Wallner war durch einen Schuß in den Arm schwer verwundet worden. Als er zum Feldspitale getragen wurde, kam er an dem Platze vorüber, wo der Anprall der Kavallerie stattgefunden hatte. Da ließ der Verwundete halten, denn sein Blick blieb auf einem zu Boden gestreckten Reitersmann haften, der in der Rechten den blanken Säbel und in der Linken die Trompete hielt. Es war Wenzel. Sein Wunsch hatte sich erfüllt — Sieg und Frieden, und ein fröhlicher Soldatentod. Wallner drückte die kalte Hand des braven Burschen, der ihm in der letzten Stunde seines Lebens noch eine neue Welt eröffnet und eine unbezwingliche Sehnsucht in seinem Herzen hervorgerufen hatte, die verlassene Gattin wieder zu sehen und ihre Verzeihung zu erflehen.

Seine Wunde hielt ihn einige Monate auf dem Krankenlager fest. Sie wurde da wohl geheilt, aber

der linke Arm blieb steif. Wallner wurde sonach auf seinen Wunsch hin mit Pensionsbezug und Anerkennungszeichen für seine Tapferkeit und seine geleisteten Dienste aus der Armee entlassen. Es war kurz vor Weihnachten, als er seine Reise in die Heimat antrat, und am Christabend kam er von Innsbruck auf einem Schlitten durch die schneebedeckten Thäler an die bayrische Grenze. Er ließ den Schlitten in der Nähe des Steinbauernhofes halten und ging zu Fuß dorthin, um mit bebendem Herzen zu erforschen, wie es dort stehe.

Es war bereits Nacht, niemand hatte sein Eintreten in den Hof bemerkt, denn das Gesinde schien bei der Abendmahlzeit zu sein. Dort oben in der Wohnung brannte Licht. Es zog ihn mit Macht die Freitreppe hinauf, und mit Rührung blickte er in das einst unter so glücklichen Verhältnissen bewohnte Gemach. Auf dem runden Tische in der Mitte stand ein kleines, prächtig geziertes Christbäumchen. Ein alter, mit einem blauen Wolljanker bekleideter Mann mit schneeweißen Haaren war soeben beschäftigt, die Wachskerzen anzuzünden. Als sich der Mann gegen das Fenster wendete, erkannte Wallner in ihm den gealterten Schwiegervater, den Steinbauer. Dem Forschenden ward es ganz eigentümlich zu Mute, als er unter dem Christbaume mehrere Spielsachen erblickte, darunter ganz deutlich jene Puppe erkannte, welche er seinem süßen Salerl noch in den letzten Minuten gegeben, die letzte Freude in dem kurzen Leben der Kleinen.

Und weiter sah er, wie sein eigenes kleines, gemaltes Bild, das über dem kleinen Tischchen an der Wand hing, mit einem sichtlich neuen Kranze aus künstlichen Blumen geschmückt war, er sah —

Der Großvater gab jetzt mit einem helltönenden Glöckchen ein Zeichen, die Thüre öffnete sich und Sali, ein Kind auf dem Arme, eilte herein, gefolgt von der steinalten Vroni und dem weiblichen Hausgesinde. Wallner war einige Momente im Zweifel, ob er wache oder träume. Sali sah blaß und leidend aus, war aber dadurch nur noch schöner geworden. Das Kind auf ihrem Arme jauchzte laut auf vor Freude, es glich mit seinen blonden Löckchen und blauen Augen Zug für Zug dem heimgegangenen Liebling. War er's? Wallner glaubte einen Blick in den Himmel zu thun, sein Herz schlug mächtig gegen die Uniform, und als er jetzt sah, wie der Großvater das Kind auf den Arm nahm und zu seinem geschmückten Bilde trug und das Kleine mit Salerls Stimme fragte: „Papa'l, kommst heut? Mama hat mir's versprochen—" da riß er, überwältigt von seinen Gefühlen, die Thüre auf und rief, hereinstürzend: „Er kommt — da ist er!"

Sali stieß einen Freudenschrei aus und lag im nächsten Momente an der Brust des geliebten Mannes. Der Steinbauer war ebenfalls hocherfreut mit dem Kinde herangekommen und griff nach der Hand des Schwiegersohnes. Jetzt schaute Wallner mit einem unnennbaren Blicke nach dem Ebenbilde seines Salerls — seine eigenen Züge lachten ihm verjüngt entgegen.

Die Mutter aber sagte: „Sechs Monate nach Deiner Abreise — hast Du's nicht geahnt?"

„Salerl!" rief überselig und unter Thränen der glückliche Vater. Er nahm das freudig lachende Mädchen auf seinen gesunden Arm, herzte und küßte es und fragte es nach seinem Namen.

„Salerl," entgegnete treuherzig die Kleine.

Die alte Vroni stand mit gefalteten Händen zur Seite und schaute triumphierenden Blickes auf die glücklich Wiedervereinten. Ihr Werk war es, das wußte sie gewiß, sie hatte es erbetet und mit ihr das holde Salerl, der Engel ober den Sternen.

Der vergangene Auditor.

I.

Im Hofbräuhauskeller zu München wurde der Genuß der schönen lauen Sommernacht mit dem Schlage Zwölf vorschriftsgemäß dadurch abgeschnitten, daß der Genuß des Münchener Nektars durch Einschlagen des Spundes für heute ebenfalls seinen Abschluß gefunden, und da die verehrten Stammgäste an dem runden Tische zum Schwärmen allein nicht gekommen, so verabschiedete sich einer nach dem andern, oder sie gingen partieenweise zurück nach der Stadt über die Brücken, unter welchen der schäumende, grüne Bergstrom den Heimkehrenden eine gute Nacht zurauschte. Und eine gute Nacht konnte es werden. Morgen war ja Sonntag — Ruhetag — Ausschlaftag! Der Regimentsauditor, den wir uns als Opfer dieser wahrheitsgetreuen Erzählung ausersehen und welchen wir auf Schritt und Tritt verfolgen werden, sperrte mit solch seligen Gefühlen die Hausthüre seiner Wohnung auf und stolperte infolge tiefer Finsternis über die zwei Treppen hinauf zu seinen Gemächern. Er kam selten zu so später Stunde nach Hause. Dieses

mochte auch dem Pudel der im ersten Stocke wohnenden alten Dame auffallen. Der Pudel war ein treues Tier, die Dame aber ebenso zuwider als häßlich, und ein Begegnen mit ihr hielt der Auditor immer für ein böses Omen. Jetzt bellte der Hund, als ob Räuber und Mörder vor der Thüre ständen. Der Auditor hatte inzwischen seine Hagestolzenwohnung erreicht und stolperte — er mußte sich diese Gattung von Fortkommen selbst eingestehen — in sein Zimmer, wo er erst nach Umwerfen einiger Stühle die Streichhölzchen fand. Noch bevor er Licht gemacht, klopfte es schon von unten herauf, daß sein Stubenboden erzitterte. Es war die alte Madame, welche sich die weiteren Störungen ihrer Nachtruhe verbat. Der Auditor lächelte. Dieses Klopfen war ihm nicht mehr fremd und zum Zeichen, daß er davon Notiz genommen, schlug er mit seinem Stiefelzieher gleichfalls dreimal an den Stubenboden, als wären es gleichsam drei Zeichen der heiligen geheimen Feme.

Bald schlief er den Schlaf des Gerechten, wie dies nur immer in der süßen Nacht vom Samstag auf den Sonntag möglich ist. Nach einer anstrengenden Woche voll Arbeit wollte er so recht den biblischen Rat befolgen: sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten sollst du ruhen. Er ruhte auch köstlich, bis der Tag graute. Dieser graut aber im Sommer schon sehr bald und mit einem etwas verdrießlichen Gesichte blickte er nach dem Plafond seines Zimmers, über welchem die ein Stockwerk höher wohnenden Insassen

auf und ab trabten, als wären sie als Krauteintreter angestellt, so daß das ganze Haus erzitterte.

Es währte nicht lange, da klopfte es auch schon wieder von unten herauf. Die so früh aus ihrem Morgenschlummer gestörte Dame mochte glauben, der Auditor mache auch diesen Spektakel, und ihr Klopfen wurde so hitzig, so vielsagend, daß der Auditor, von oben und unten gleichsam in einem Kreuzfeuer, mit beiden Füßen aus seinem Bette sprang, sich in den Schlafrock warf und zum Fenster eilte. Dasselbe öffnend, streckte er seinen Kopf so weit als möglich hinaus, um so seine Ohren vor dem inneren Tumulte zu verschonen.

Nach kurzem sah er seine Hausgenossen in Joppe und Hut, mit dem Gebirgsstocke bewaffnet, aus dem Hause treten und leichten Schrittes in der Richtung nach dem Bahnhofe forteilen.

Der Himmel war wunderschön blau; eine herrliche Frische kühlte ihm die Stirne und „ich mache auch eine Landpartie!“ war der sofortige Entschluß des aus seinen süßen Träumen gestörten Auditors.

Aber wohin? Er nahm seinen Taschengeschäftskalender zur Hand und suchte den heutigen Sonntag, den 8. Juni, der als der letzte Tag auf der Seite verzeichnet stand; er blätterte um und sah mit Vergnügen, daß der nächste Montag als „Benno, Stadt- und Landespatron“ ebenfalls rot verzeichnet war. — Er hatte aus Versehen ein Blatt überschlagen und gar nicht darauf geachtet, daß Benno auf den 16. Juni,

also gerade um acht Tage später fiel und nicht auf den nächsten Tag, welcher erst der 9. Juni war.

Der Auditor trabte auch bald in seinem Zimmer auf und ab, dieses und jenes zusammensuchend; denn da sein Bedienter von dem plötzlichen Entschlusse seines Herrn nichts wußte und daher wie gewöhnlich erst um sieben Uhr kam, so hatte der Auditor für seine Toilette selbst zu sorgen.

Die alte Frau klopfte wohl wieder nachdrücklichst; dieses Mal konnte er nicht helfen, die Schuld lag an dem Baumeister, warum hatte er so miserabel gebaut.

Alsbald stand auch unser Auditor im bequemsten Kostüm fertig da und mit dem Schlage fünf Uhr verließ er das Haus, um nach dem ziemlich entfernten Bahnhof zu eilen. Vorsorglich blickte er zu seinem Fenster empor, ob er es zu schließen nicht vergessen — da, Entsetzen! bemerkt er den alten Klopfgeist vom ersten Stock in furienhafter Erscheinung in Miene und Bewegung am offenen Fenster.

„Recht guten Morgen!“ rief sie ihm grollend hinab, dann schlug sie das Fenster mit einem unverständlichen Fluche zu und — wanderte wahrscheinlich wieder ins Bett. Der Auditor aber eilte dem Bahnhofe zu und murmelte für sich selbst: „Das ist fatal, der erste Morgengruß von einem bösen, erzürnten, alten Weibe — das bedeutet Malheur!“

Doch schon nach wenigen Schritten hatte er es wieder vergessen, da ihn der Reiseplan jetzt vor allem beschäftigte. Dieser stand alsbald fest. Er wollte einen

längst projektierten zweitägigen Abstecher zur Ausführung bringen, mit der Bahn über Rosenheim nach Oberaudorf fahren, von dort eine Gebirgspartie über Grafenherberg nach Bayerisch Zell machen, da übernachten und andern Tages gemütlich über Schliersee wieder nach München zurückkehren.

Der Bahnzug nach Rosenheim schien auf seine Ankunft gewartet zu haben. Er hatte gerade noch Zeit, ein Billet zu lösen und in die Halle hinauszueilen, wo ihn der Kondukteur noch schnell in das nächste Coupé hineinschob, — und fort ging es, den blauen Bergen zu. Zwei Tage Freiheit — köstliches Gefühl!

Es war ein herrlicher Sommermorgen, kein Wölkchen war an dem tiefblauen Himmel zu sehen. Die Berge grüßten in scharfen, kantigen Umrissen bis zum Bahnhofe herein. Der Auditor suchte den Wendelstein, auf dessen südlicher Abdachung er noch heute herumkrabbeln sollte, und mit wonnigen Gefühlen zündete er sich eine Cigarre an, die er aus seinem wohlgefüllten Etui entnahm.

Hie uud da in Trautweins „bayerischem Hochland" blätternd, das stets in seinem Reisetäschchen steckte, welches er nicht vergessen hatte umzuhängen, dann wieder die näherkommenden Gebirge bewundernd, kürzte er sich die Fahrt nach Rosenheim angenehm ab. Dort angekommen, nahm er ein frugales Frühstück zu sich, aus dessen Materie man hätte schließen können, daß das Taumeln der letzten Nacht nicht infolge

eines vorübergehenden Schwindels, sondern von einem Kruge zuviel Hofbräuhauskellerbier herkam. „Saure Leber“ hieß seine Parole, und der Schoppen Rheinwein schien seinem Magen wieder zu schmeicheln.

Der nach Kufstein abgehende Zug gab sein Signal und schon führte er den Auditor in südlicher Richtung den herrlichen Innstrom entlang, zu beiden Seiten bewaldete Berge, über welche nackte Felshäupter herabblickten und dem Reisenden die frohe Kunde brachten, daß er in das Heiligtum der Bergwelt eingetreten sei. Neubeuern zur Linken, Brannenburg, das Eldorado der Münchener Künstler, zur Rechten kamen in Sicht; dann engt sich das Thal, und nahe dem Strome und der Hochstraße entlang, eingeschlossen von den mächtigen Gebirgsstöcken des hohen Kaisergebirges und dem zum Stocke des Wendelsteins in sanften Terrassen ansteigenden Mittelgebirge, braust der Zug der tirolischen Grenze zu.

„Oberaudorf!“ ruft der Kondukteur und unser Auditor verließ das Coupé. Er atmete frische Bergluft. Dieses Gefühl und das Bewußtsein, zwei Tage frei zu haben, bewirkte, daß unser Tourist mit geradezu elastischen Schritten hineinmarschierte in das schöne Gebirgsdorf, um beim „Hofwirte“ sein Ränzchen abzugeben, ein frugales Mittagsmahl zu bestellen und dann die ihm von früher her in angenehmer Erinnerung gebliebenen herrlichen Plätze, den Calvarienberg mit seiner prächtigen Aussicht, die Ruinen Auerberg und den unvermeidlichen „Weber an der Wand“ zu be=

suchen. Nach diesem schönen Spaziergange kehrte er in das Gasthaus zurück und nachdem er zu seiner Zufriedenheit diniert, sehnte er sich, Siesta zu halten, die ihm auf dem Sofa eines hübschen Zimmers auch zu teil ward, ohne daß von oben oder unten geklopft wurde.

Es war vier Uhr nachmittags, als er es an der Zeit hielt, seine Fußtour nach Bayerisch Zell über das Gebirge zu beginnen. Die größte Hitze war vorüber und bald nahm ihn ja die kühle Schlucht des Auerbaches auf, dessen tosenden Wasserfall er von der obern Brücke aus lange bewunderte. Dann stieg er den ihm noch wohlbekannten Weg zum Jagdhaus hinan, und mit der ihm eigenen Orientierungsgabe und Trautweins Kärtchen war er zur Grafenherbergalm emporgestiegen, wo sich ihm eine wundervolle Aussicht eröffnete.

Die hübsche Sennerin grüßte ihn freundlich und lud ihn zu einer „Schalen Kaffee“ ein, da eben von einer kleinen Gesellschaft, welche das gleiche Reiseziel mit dem Auditor hatte, ein solcher fabriziert wurde. Dem Auditor war dieses sehr erwünscht, denn der Aufstieg hatte ihn warm gemacht. Er war angenehm überrascht, als er, in die Almhütte eintretend, seine beiden Hausgenossen, die gleich ihm in Oberaudorf den Zug verlassen hatten, in Gesellschaft einer Familie mit zwei Töchtern erblickte. Er erzählte diesen lachend, daß sie die Verantwortung für seine heutige Partie zu tragen hätten, daß er ihnen aber unendlich dankbar

sei, ihn unbewußt hierzu bewogen zu haben. Es wurde viel über die alte Madame gelacht, dann wurde gesungen, das herrliche Lied vom „Wendelstoa“ und anderes, man schlürfte den Mokka mit frischem Gebirgsrahm vermischt und war überselig.

„O heiliger Benno!“ rief da der Auditor, „wie froh will ich morgen deinen Namenstag mitfeiern in Geitau und Schliers!“

„Was?“ fragte einer aus der Gesellschaft, „den Bennotag wollen sie schon morgen feiern? Der ist ja erst morgen über acht Tage.“

„Warum nicht gar,“ entgegnete lachend der Auditor, „wissen Sie gar nicht, daß morgen Benno und Feiertag ist? Glauben Sie, ich könnte sonst noch hier auf der Grafenherbergalm sitzen und gemütlich Kaffee trinken?“

„Sie irren sich,“ versetzte jetzt ein zweiter. „Morgen ist kein Feiertag, Benno ist am 16. Juni und morgen ist bekanntlich erst der 9. Juni.“

„Merkwürdig!“ rief der Auditor, „die Herren Künstler wissen halt nie, wie sie in der Zeit sind. Hätten sie Bureauzwang, wie unser einer, so wüßten sie ganz genau die rotgedruckten Tage im Kalender auswendig, wie ich. Ich will Sie nur überzeugen, daß ich dieses Mal recht habe.“

Lächelnd zog er seinen Kalender aus der Tasche und blätterte nach — da, o Schrecken! stand der morgige Tag schwarz auf dem Blatte — der 9. Juni „Primas und Felician“ schwarz — und schwarz wurde

es vor seinen Augen, denn nebenbei stand: „Kriegsgerichtliche Verhandlung gegen den Soldaten Johann Pangerer wegen Verbrechens gegen die Subordination um 9 Uhr. Geladen zwanzig Zeugen.“

Der Kalender entfiel fast seinen Händen. „Jetzt ist's recht!“ stammelte er erblassend.

„Mir scheint, es ist unrecht,“ meinte ein anderer; „Sie haben die Woche verwechselt.“

„Alle Teufel!“ fuhr der Auditor auf, „so ist's! Ich muß heute noch nach München zurück!“

„Das wird nicht wohl möglich,“ meinte einer der Herren, „es ist jetzt halb sechs Uhr vorüber und der letzte Zug passiert Oberaudorf kurz nach sieben Uhr.“

„Dann kann es noch gehen!“ rief der Auditor. „Es bleibt mir nichts anders übrig — ich muß nach Audorf zurück. Es wäre entsetzlich, wenn ich das Kriegsgericht versäumte!“ Und der Sennerin ein Geldstück reichend, empfahl er sich von der Gesellschaft und eilte auf dem soeben gemachten Herwege zurück. Sobald er aus dem Gesichtskreise der Alm war, begann er einen Dauerlauf die Schlucht des Auerbaches hinab und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er sich kaum mehr halten konnte und beinahe in den Bach selbst gestürzt wäre, wenn er sich nicht noch rechtzeitig an den herabhängenden Ästen einer riesigen Tanne gehalten hätte, wobei er sich den Daumen der rechten Hand blutig riß.

„Wenn nur diesen Johann Pangerer der Teufel holte!“ rief er wütend aus. „Nu wart! Dir will

ich's entgelten lassen!" setzte er unwillkürlich hinzu. Das ungewohnte Laufen, die Prellung beim Aufhalten, der verwundete Daumen, dieses alles bewirkte ein ungewohntes Echauffement, er konnte nicht in gleicher Gangart den weitern Weg verfolgen; den von ihm so viel bewunderten Wasserfall würdigte er jetzt kaum eines Blickes; vorwärts, vorwärts! war seine Parole. Er nahm sich nicht Zeit, nach der Uhr zu sehen; die Sonne stand ziemlich tief, aber die Hoffnung, den Bahnzug noch zu erreichen, gab ihm neue Kraft, und ein Jubelruf ertönte aus seinem Munde, als er endlich das Thal erreicht hatte und Oberaudorf vor ihm lag. Auf dem nächsten Weg schlug er die Richtung zum Bahnhof ein. Aber schon sauste der von Kufstein kommende Zug heran. Noch hoffte er, im Laufschritte die Station erreichen zu können; er winkte, niemand achtete seiner. — Ein Pfiff — und der Zug sauste davon. Unser Auditor kam gerade an, als der letzte Waggon dieselbe verließ. —

Der Expeditor hatte sich bereits in sein Bureau zurückgezogen, ein Halten des Zuges war nicht mehr zu bewerkstelligen. Der Auditor hatte bloß das Nachsehen. Dieses geschah mit einem verzweifelnden Blicke. Was nun beginnen?

II.

Der Expeditor kam dem Auditor zu Hilfe und riet ihm, mit dem morgen früh halb fünf Uhr abgehenden Zuge nach München zu fahren, mit dem er um sieben Uhr 40 Minuten ankomme. Der Auditor atmete neu auf. Also war noch Hoffnung vorhanden, wenn auch erst morgen, doch noch zum Kriegsgerichte zu kommen. Aber er wollte nicht in Oberaudorf bleiben. Je näher er sich der Hauptstadt wußte, desto beruhigter fühlte er sich; auch war er von dem Laufen so erhitzt, daß es ihm Bedürfnis war, sich noch zu ergehen und er entschloß sich, auf der Landstraße so lange fortzugehen, bis er einen Platz erreiche, von welchem er mit einem Gefährte nach Rosenheim kommen konnte. Er achtete nicht der Nacht, welche ihn bald umgab, rüstig schritt er vorwärts über Flintsberg und Degerndorf und kam gegen zehn Uhr auf der Station Raubling an. Im dortigen Wirtshause machte er Halt.

Da ging es lustig her. Die Veteranen der ganzen Umgegend waren hier zur Fahnenweihe versammelt,

im Saale war Musik und Ball, die übrigen Lokale vollgepfropft mit heiteren Gästen.

Ein Uebernachten dahier war unmöglich. Der Wirt lachte dem Auditor, als ihn dieser um ein Fuhrwerk nach Rosenheim anging, ins Gesicht.

„Heunt hat neamad Zeit zum Fahr'n,“ sagte er lachend, „heunt woll'n ma lusti sei'!“

Ein Zimmer zum Übernachten gab es, wie gesagt, auch nicht, und wenn auch, wer würde ihn rechtzeitig wecken? Er stärkte sich mit Bier und Fleisch und nahm sich dann vor, in Gottesnamen noch den Weg nach Rosenheim zurückzulegen.

Es war schon sehr spät, als er Pang erreichte. Außerhalb dieses Ortes begegnete ihm ein altes Weib, das ihm freundlichst „Gute Nacht“ wünschte.

Es wollte heute schon so sein. Der erste Morgengruß kam von einem alten Weibe, die letzte „Gute Nacht“ rief ihm ebenfalls ein solches zu. Doch er dachte, es möchte hier sein wie bei den Spinnen, und wenn der Morgengruß eines alten Weibes Unglück bringt, so könnte ja der Abendgruß vielleicht Glück bringen. Er fragte deshalb die Alte, wo sie noch so spät herkomme?

„Von Rosenheim,“ war die Antwort, „über's Pangerfilz; da schneid't m'a a guate Stund ab.“

„Durchs Pangerfilz?“ fragte der Auditor. „Kann man sich da bei Nacht nicht vergehen?“

„Bewahr' Gott!“ sagte die Alte, „es is ja jetzt glöckelhell und wenn ma's woaß, so is 's der schönst

Weg über Brucken und Steg, der Gaster (Gangsteig) laßt eam nöt aus."

„Und eine Stunde erspart man?" fragte der Auditor abermals.

„No' drüber," entgegnete die Alte. „Ja, je, ös werd's es schon sehgn. Guate Nacht; a guats Umikemma!" Und sie trippelte mit ihrem Korbe auf dem Rücken weiter.

„Wenn es eine „Rauhnacht", vielleicht die Johannisnacht wäre, könnte man wahrhaftig glauben, das wäre die Frau Percht gewesen," sagte der Auditor lächelnd zu sich selbst. „Wenn es eine Hexe, eine Drud wäre, die mich auf Irrwege leitete! Ein wenig Aberglaube, und das Abenteuer wäre fertig."

In diese Gedanken vertieft, hatte er bereits das Pangerfilz betreten. Es ging anfangs ganz schön dahin, der Fuß- oder Fahrweg war ziemlich breit; bald aber konnte er nur mehr mit Mühe den Weg von dem schwarzen, moorigen Grunde zu beiden Seiten unterscheiden.

Der Auditor hoffte, daß es bald wieder besser fortginge. Wußte er ja, daß hier die Künstler ihre Studien mit Vorliebe machten und so fürchtete er keine Gefahr. Allmählich wurde aber die Unterlage weicher. Es patschte und quatschte unter seinen Füßen bei jedem Tritt und er war jenen dankbar, welche an den bedenklichsten Stellen Bretter gelegt hatten. Braun wie Kaffeesatz zogen sich die Moorwassergräben durch

die Gründe. Jetzt kamen Altwasser, über welche hohe Stege führten, dann ein fast unzugängliches Waldgestrüppe und jetzt — jetzt sah der nächtliche Wanderer weder Weg noch Steg mehr. Wohin? Kein menschliches Wesen weit und breit!

„Die Alte, die mir diesen Weg angeraten, war wahrhaftig eine Hexe," sagte der Auditor für sich und er überlegte, was nun weiter zu thun. Vorsichtig schritt er nach der Richtung, wo er den Weg verlor, aber Wassertümpel und Pfützen ließen ihn nur langsam vorwärts kommen, und als er jetzt wieder an einem fließenden Altwasser zu sein glaubte, nahm er sich vor, dem Laufe desselben zu folgen.

Da plötzlich, durch ein Gestrüpp getreten, steht vor ihm ein Haus, ein Licht blendet ihn. Es kommt von einer Öllampe, die auf dem Fenstergesimse der untern Stube steht.

Freudig eilt der Auditor herbei — da ist sein Fuß wie gefesselt und sein Auge blickt starr nach der Erscheinung, die sich ihm hier darbietet. Vor dem Fenster sitzt ein steinaltes Mütterlein in einem langen, weißen Hemde, die Hände in den Schoß gelegt und den Kopf auf die Brust gesenkt. Sie schläft. Neben ihr steht ein Spinnrad mit Rocken und das Licht beleuchtet ihr altes, runzliges, vergilbtes Gesicht.

Der Auditor wußte im ersten Augenblicke nicht, was er aus dieser Erscheinung machen sollte. Die alte Spinnerin auf dem Turme in Dornröschens Schloß, Fausts Gretchen in antiker Auflage und weiß

der Himmel was noch sich das erhitzte Gehirn des Auditors vergegenwärtigte; — er kneifte sich in die Nase, ob er nicht träume — aber nein, er wachte, und was er da sah, war Wirklichkeit.

„Heda!“ rief er jetzt endlich ans Fenster tretend. Sofort schreckte die Alte auf, blies das Licht aus und tiefe Finsternis herrschte ringsumher.

„Heda!“ rief er wieder. „Ich bitte um Auskunft.“

In diesem Augenblicke hörte er in der Dachluke ober ihm ein Geräusch und deutlich das Knacken eines Flintenhahns. Dem Auditor war es jetzt nicht mehr ganz geheuer. Er fand es für nötig, die weitere Initiative zu ergreifen.

„Ich habe mich verirrt,“ sagte er; „kann mir niemand für guten Lohn den Weg nach Rosenheim zeigen?“

„Ah so!“ ließ sich jetzt eine Mannsstimme aus der Dachluke vernehmen. „Bist nit von der hiesigen Gegend?“

„Nein,“ antwortete der Auditor in möglichst freundlicher Weise, „ich bin aus München und will heute noch nach Rosenheim.“

„So, so, aus der Stadt bist. Wer hat di denn bei der Nacht ins Filz einaghoaßen?“

„Eine alte Frau, die mir bei Pang begegnete, sagte, ich könnte den Weg nicht verfehlen und ich war so ungeschickt, ihr zu glauben,“ entgegnete der Auditor.

„Dös war die alt Reiserwab'n,“ rief der Mann;

„dös Malefizluder hat uns schon mehr solche Leut bei der Nacht g'schickt. Wart, ich kimm glei awi."

Der Auditor setzte sich auf die Bank vor dem Hause und wartete auf den Mann. Es währte lange, lange. Schon glaubte er, der Mann hätte ihn ganz vergessen; doch hörte er im Innern des Hauses auf und ab gehen, Stiefel anziehen, jetzt erschien in der Wohnstube Lampenlicht und er sah, wie ein großer, kräftiger Bursche, von gedrungener Gestalt der bayerischen Oberländer, mit Hut und Stock vor der alten Frau stand, die nunmehr mit einem Unterrocke bekleidet war, und ihr die Hand zum „Pfüt Gott" reichte. Die Frau weinte wie ein kleines Kind und machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne.

Der Auditor konnte die Gesichtszüge des Mannes nicht sehen. Er begriff nicht, was der Bursche von der Alten lang Abschied zu nehmen hatte für die kurze Zeit, wo er ihm als Führer diente.

„So, i bin g'richt," sagte jetzt der Mann aus dem Hause tretend. „Gehn ma halt in Gottsnam!"

„Ich werde schon erkenntlich sein," entgegnete der Auditor und ging an der Seite des Burschen von dannen. Dieser war sehr schweigsam, der Auditor war aber über dessen vermeintliche Gefälligkeit so entzückt, daß er nicht umhin konnte, ihm seine Dankbarkeit auszusprechen.

„Mein lieber Freund," sagte er, „Ihr thut mir einen ungeheuren Gefallen, daß Ihr mich aus diesem Labyrinth hinausführt."

„Dös kann leicht sein," entgegnete der Bursche. „Woaßt z'weg'n Dir gaang i um die Stund nit durchs Filz, aber i muaß selm in aller Fruah z' Rosenheim sein, weil i mit 'n Frühzug auf Münka muß. Es hängt gar viel davon ab, daß i den Zug nöt versäum', drum hat mei' Ahndl wachen woll'n, daß i mi ja nit verschlaf. I bin erst spat vom Raublinger Veterana=fest hoamkomma und woaßt, da haut ma' halt diermal a bißl über d' Schnur — i mirk's scho', daß i no' a bißl doarkl (unsicher gehe), aber wenn i a Weil geh, wird's scho' besser wern."

„O, ich merke gar nichts," entgegnete der Auditor, „Du gehst ja ganz gerade. Gewiß bist Du Soldat gewesen, weil Du auf dem Veteranenball warst?"

„Freili bin i oana," erwiderte der Bursche, „leider Gottes! Sonst hättst mi no' nit dahoam troffen. Aber so hoaßt's auf Münka eini. Der Teufel soll die G'schicht hol'n! Gib acht, iätzt kimmt a schmaler Steg, der nit viel taugt, über a Altwasser. Schau nur g'rad vür Di hin, daß D' koan Schwindel kriegst."

Der Auditor folgte seinem Begleiter etwas ängst=lich auf dem hohen, schwankenden Gerüste.

„I wünschet mir bloß oans!" rief jetzt der Bursche, auf der Mitte des Steges anhaltend, „daß i den am Kragen hätt', der dran schuld is, daß i heunt auf Münka muß! Den werfet i eini in Tümpfel, daß er d' Haxen in d' Höh recket. — Der ließ 's Untersuchen bleib'n für Zeit und Ewigkeit."

„Von wem redst denn?“ fragte der Auditor den bei der Erinnerung an seinen Feind erregten Burschen.

„Von an' Auditor red' i, der 's Nergeln nit aufg'hört hat, bis i weg'n Insubordination heunt vors Kriegsgericht g'stellt und wahrscheinli verurteilt werd'.“

„Bist Du der Johann Pangerer?“ fragte der Auditor schnell und unbedachtsam, dabei von einem gelinden Entsetzen erfaßt.

„Du kennst mi?“ fragte der Bursche zurück. „Pangerer Hans hoaß i. Wer aber bist denn Du?“

Der Auditor wußte nicht sogleich zu antworten. Jetzt hieß es diplomatisch sein, denn er kannte das ihn erwartende Los. Endlich sagte er: „Ich kenne Dich nicht, aber das alte Weib bei Pang hat mir gesagt, daß ich Dich hier treffen könnte und daß Du mir im Notfalle den Weg nach Rosenheim zeigen würdest.“

Der Leser kann sich wohl in die Lage des Auditors hineindenken. Mitten in der Nacht im Pangerfilz allein zu sein mit dem durch vielen Biergenuß heute rabiaten Burschen, der auf seinen Antrag hin kriegsgerichtlich verhandelt wird. Er verspürte eine Erleichterung, als der Begleiter wieder weiter schritt.

„Dö alte Karnalli!“ sagte dieser. „Woaßt, i hab die alten Leut nit ungern, hon ja selm an alt's Großmuatterl; aber die alt Reiserwab'n nimmt alle Nester in den Auen aus und treibt damit an' Handel, so

wern die Singvögel alleweil weniger und nix kann mi mehr ärgern, als so an' arma Vögerl sei' Freiheit z' nehma."

„Da bin ich ganz Deiner Meinung," stimmte der Auditor bei. „Einsperren soll man solche Leute, und die dazu, die solche Singvögel kaufen und zeitlebens einkerkern."

„Wer bist nacha Du?" fragte der Bursche abermals.

„Ich?" entgegnete zögernd der Auditor, — „ich bin ein Beamter aus München."

„Am End aa so a Rechtsverdraaher?" fragte Hans in scharfem Tone.

„O nein!" beeilte sich der Auditor zu erwidern, denn sie betraten soeben wieder einen schwankenden Steg — „ich bin angestellt bei — der Post."

„Bei der Post?" versetzte Pangerer. „Nu, das laß i mir g'fall'n; aber die Gerichtsherrn mag i nit, nur weg'n dem krummnasigen Auditor, weil der mir gar so auffässig sein kann."

„Du thust ihm vielleicht unrecht!" sagte der Auditor in möglichst gutmütigem Tone. „Jeder thut halt seine Pflicht, so gut er's kann."

„Wennst mir den gut red'st," rief Hans erregt, „nacha laß i Di mitten im Filz da stehn und geh alloa meine Weg!"

„Ja, ich weiß ja gar nichts!" versicherte der Auditor nicht im besten Wohlbehagen.

„Hast koa Cigarrl?" fragte der Bursche. „I will Dir nacha alles dazähl'n."

Der Auditor beeilte sich, dem Führer alle Cigarren anzubieten, welche sich noch in seinem Etui vorfanden.

„O, i dank,“ sagte der Beschenkte, „es langt oane schon. Aber Du hast g'wiß aar a Feuer bei Dir?“

„Herzlich gern,“ entgegnete der Auditor, seine Wachszündhölzchen hervornehmend; jedoch getraute er sich nicht, dieselben anzuzünden. Er reichte das Schächtelchen dem Burschen und ging voran.

„Ja, die mußt scho' Du anzünden,“ sagte dieser, „i versteh mi nit d'rauf.“

Unser Auditor war in der peinlichsten Lage. Machte er Licht und wurde dadurch sein Gesicht beleuchtet, so erkannte ihn sein Begleiter und was daraus folgen konnte, das wußte er.

„Wenn er nur meine gebogene Nase nicht sieht,“ dachte er bei sich, „dieses Merkmal könnte mich verraten.“

„Probier's nur,“ sagte er zu dem Burschen, „Du hast es gleich los.“

„Sei nur Du so gut,“ meinte der Pangerer Hans. „Bleib nur stehn — i möcht' gar so gern a Cigarrl rauchen.“

Der Auditor konnte jetzt nicht mehr anders, er mußte stehen bleiben und das Wachskerzchen anzünden. Er war in Todesangst. Mit abgewandtem Gesicht strich er das Kerzchen an und überreichte es mit der rechten Hand seinem Begleiter, während er mit der linken sein Gesicht bedeckte.

„Alle Teufel,“ rief er, „ist mir der Schwefel in Nase und Mund gefahren!“

„An dem Wachskerzl is ja gar koa Schwefel,“ lachte Hans. „Du bist a narrischer Kampl!“

Die Cigarre brannte, und nun ging es wieder rüstig vorwärts.

„Woaßt,“ fing jetzt der Pangerer Hans an, „Du därfst nit glaub'n, daß i a schlechter Mensch bin, weil i zum Kriegsgericht muß. I bin a fleißiger Arbeiter im Filz und nur diermal am Sunta siehg i a Bier. Mei' ganzs Verbrech'n is, daß i an' Unteroffizier, Botsch hoaßt der Bazi, kurz vor i in Urlaub ganga bin, a Watschn geb'n hab. Der Feldwebel is zufällig dazua kommen und hat die Sach anzeigt. I hab den Unteroffizier nit unglückli machen woll'n, sonst hätt' i den Sachverhalt klar g'macht. Die Offizier hätt'n si' a nit so viel draus g'macht, weil den Botsch koana leiden kann; da hat aber der Auditor die Voruntersuchung g'führt, und hat so lang rumg'schnuffelt an der Sach und war mit mir so sekant, daß i eam aa nit die schönsten Antworten geb'n hab'. Die Folg' war, daß s' mi wirkli vor a Kriegsgericht stell'n, und wenn's dem Auditor, dem Sakra nachgeht, sperrn's mi a etli Monat ein, daß alles kracht. Wer sorgt nacha während der Zeit für mei' alt's Großmuatterl im Filzlerhäusl? Die paar Groschen, die ihr z'rucklassen hab, san bal verbraucht und nacha verhungert's, wenn ihr nit die Maler, die öfter bei uns zurikehrn, an' Almosen geb'n.“

„Das ist freilich recht traurig," sagte der Auditor, „aber weißt was, ich geb' Dir was für Deine Großmutter, das kannst Du ihr dann von München aus schicken. Die soll in keine Not kommen, wie's auch mit Dir geht."

„No schau," rief der Bursche erfreut, „das hab i mir nit denkt, daß die Postbeamten so barmherzige Leut san."

„Was hast Du vorhin damit gemeint, als Du sagtest, Du wolltest den Unteroffizier nicht unglücklich machen," fragte der Auditor. „Jeder ist sich doch selbst der Nächste und wenn Du einen Milderungsgrund anzugeben weißt, so sollst Du es nicht unterlassen."

„Mein Gott!" erwiderte der Bursche, „i bring nit gern an' andern ins Unglück."

„Nun, mir kannst Du es ja sagen, ich bin ja ein Postbeamter," meinte der Auditor.

„Ja, ja, dessel scho', bei Enka oan gilt's Post-g'heimnis, dös woas i von unserm Briefträger. Was der woaß, woaß die ganz Welt. I will Dir's sag'n, aber Du därfst mi nit verraten und aa nit den Unteroffizier. Die Sach is so. Mein Schlafnachbar, 'n Soldaten Friesinger, is von sein Platz weg sei' silberne Uhr g'stohln worn, und dös hat neamad anders than, als der Unteroffizier Botsch. Der Friesinger hat 'n bei seiner Schlafstell rumschleicha sehgn und die Marketenderin, der er alleweil schuldi g'wesen is, hat er an demseln Tag zahlt. Dafür aber hat er mi in Verdacht bracht, als wär i der Dieb. Er hat si einbildt, an' armer Filzler laßt sich alles g'falln. Da kimm i

amal an an' Sunnta von der Wach ab und leg mi am Nachmittag schlafen. Mei' Uhrl, dös mir mei' Firmgöd amal g'schenkt hat, hängt ober mein Bett. Koa Mensch war im Zimmer. Auf einmal hör i d' Thür aufgehn und es schleicht sich der Unteroffizier zu mir hin. I stell mi als festschlafet, blinzl' aber dennast und seh, wie der Kampl in mein Bettgang schleicht und mit an' flinken Griff mei' Uhr in der Hand hat und damit Reißaus nehma will. I aber, nit faul, spring auf, reiß ihm d' Uhr aus der Hand und gib ihm a Watschen, an die er no' heunt denkt. In dem Augenblick macht der Feldwebel d' Thür auf.

„Um Gottswill'n," sagt der Unteroffizier, „mach mi nit unglückli!" Und drauf meld't er dem Feldwebel, er hätt' nit leiden woll'n, daß i schlaf als Zimmertour und i hätt' ihm desweg'n die Watschen geb'n. I hab 'n nit verraten. I bin in Arrest komma und man hat mei' Ausred, als hätt i' halb in Schlaf ghandelt und den Unteroffizier gar nit glei dakennt, schier gelten lassen, da hat aber der Sakra von dem krummnasigen Auditor so lang einigstiert und mi Kreuz und Quer verhört, daß i halt dennast zum Kriegsgericht verwiesen worden bin. Natürli verurteiln's mi. Den Unteroffizier, der mi spater auf die Knie bitt hat, i soll'n nit verraten, woaßt, er is aus a braven Familie, will i nit unglückli machen und für sein Leb'n schänden, und so muß i halt in Gottsnam in die hart Nuß beißen — von mir aus — mei' Ehr leid't nit drunter, aber halt mei' alt's Ahndl,

um die is mir. — Schau, iätzt is mir's Cigarrl ausganga, mußt ma schon no' amal a Feuer geb'n."

Der Auditor war in neuer Verlegenheit; er reichte dem Burschen das Feuerzeug hin.

Das geschah wieder mit halb verdecktem Gesichte; der Bursche achtete aber diesmal nicht darauf. Sie kamen jetzt an die Mangfallbrücke und vom Rosenheimer Bahnhof sah man die Gaslichter leuchten.

Der Auditor atmete leichter. Er freute sich schon auf den Augenblick, wo er dem Burschen für seine Begleitung danken konnte. In der Nähe des Bahnhofes angekommen, verabschiedete sich der Filzler, um dort bei einem ihm bekannten Wagenschieber noch einige Stunden auszuruhen.

Der Auditor gab seinem Begleiter einen Thaler, den dieser sich anfangs anzunehmen weigerte, den er aber dann doch für sein Ahndl bestimmen wollte. Ferner sagte ihm der Auditor, daß er ihn noch heute in München sehen werde. Er wolle sich selbst beim Kriegsgericht, das ja öffentlich sei, einfinden und vielleicht, meinte er, könne er ihm dabei nicht ohne Nutzen sein.

„Ja dös verstehst Du nit," sagte der Filzler, „mit unsern Auditor laßt si' nit red'n, der wenn's Verhör anfangt, nacha wird oan ganz damisch; der fragt schon so z'wider und allemal find' er was raus. Woaßt was, wennst mir an' G'falln thoa willst, hau ihm a mal a rechte Watschen eini; Du bist a Postbeamter, Du wirst nacha nit wegen Subordinationsverbrechen eing'sperrt."

„Nun, wir sprechen heut noch über die Sache," erwiderte der Auditor lächelnd. „Also auf Wiedersehen!"

Damit trennte er sich von dem Burschen, der sofort dem Bahnhof zueilte.

Der Auditor atmete hoch auf. Alle Strapazen dieses Tages und dieser Nacht vergaß er über dem Vergnügen, ein Abenteuer gehabt zu haben, das ihm zeitlebens in lebhafter Erinnerung bleiben mußte und das ihm Gelegenheit gab, im letzten Augenblicke einen wackern Burschen aus böser Lage zu befreien.

Es schlug zwei Uhr, als er im Gasthof zum „Kreiderer" Einlaß begehrte. Der Hausknecht mußte ihm hoch und teuer beschwören, ihn nicht verschlafen zu lassen, sondern ihn rechtzeitig zu wecken zum Münchener Zug. Er bestellte eigens einen Wagen, um zum Bahnhofe zu fahren, damit er um so sicherer darauf rechnen konnte, daß man ihn gehörig wecke. Der Zug ging um 5 Uhr 50 Minuten ab, er hoffte also noch drei Stunden schlafen zu können. Aber schon im Bette, ließ es ihm doch keine Ruhe. Er durfte nicht zu spät kommen!

Wie aber wach bleiben? Er erinnerte sich an Mosers „Stiftungsfest", an die Scene, in welcher der alte Herr die Gießkanne in der Hand hält, um sich vor dem Einschlafen zu sichern, da ihn die fallende Gießkanne stets wieder aufweckte. Die Nutzanwendung dieses Schwankes war jetzt, daß er den großen gläsernen Wasserkrug in die Hand nahm, während er mit der andern Notizen in sein Buch machte, die auf die

Erzählung des Filzlers Bezug hatten. Er schrieb lange — aber plötzlich klirrte es doch — der Wasserkrug lag zerbrochen auf dem Boden. Er hatte in der That einschlafen wollen. In dem Nebenzimmer hörte er über diese Nachtruhestörung fluchen.

Jetzt hielt es unser Auditor fürs beste, im Zimmer auf und ab zugehen. Er vergaß jedoch, seine Stiefel auszuziehen. Zehn Minuten mochte er auf und ab gewandelt sein, da klopfte es an der Nebenthüre.

„Sind Sie des Teufels?“ hörte er fragen; „lassen Sie wenigstens die andern Menschenkinder schlafen, wenn Sie das tolle Wandelfieber haben!“

Der Auditor fand, daß der Nachbar recht habe und zog seine Stiefel aus. In Strumpfsocken wandelte er dann weiter, oft mit geschlossenen Augen, aber wenn er an einem Tisch oder Stuhl anrannte, wachte er glücklich wieder auf, und so wandelte er in den grauenden Morgen hinein.

Um vier Uhr ging die Sonne auf und jetzt litt es ihn nicht länger mehr im Gasthofe. Er eilte fort zum Bahnhofe und setzte sich dort in der Restauration I. Klasse ganz versteckt in eine Ecke, damit er ja von seinem nächtlichen Begleiter nicht gesehen werden könne und löste sich ein Billet II. Klasse, um nicht zufällig im Waggon mit diesem zusammen zu treffen. Punkt 5 Uhr 55 Minuten ging der Zug ab, und jetzt schlief der vielstrapazierte Auditor, bis der Kondukteur in das Coupé hineinschrie: „München!“

III.

Das Kriegsgericht war Schlag neun Uhr versammelt. Der Auditor in Uniform, den Schiffhut in der Hand, sah auffallend blaß aus und seine Augen waren geschwollen.

„Sie sind krank!" sagte der dem Kriegsgerichte vorstehende Oberstlieutenant zu ihm. „Sie sehen ja ganz schrecklich aus!"

„O, mir ist ganz wohl," entgegnete der Auditor. „Ich habe nur heute nacht viel für die heutige Verhandlung nachzuarbeiten gehabt."

„Ah bah," machte der Oberstlieutenant, „Sie wären derjenige, der auf die letzten Stunden etwas verschöbe. Wahrhaftig, wenn Sie krank sind, verschiebe ich das Kriegsgericht auf einen andern Tag."

„Warum nicht gar," sagte der Auditor. „Denken Sie nur, die vielen Zeugen — die Herren Richter. — Glauben Sie, ich möchte wegen einer kleinen Übernächtigkeit so viele Umstände machen? Nein, nein, wenn es Ihnen gefällig wäre — ich erhielt soeben Meldung, daß sämtliche Zeugen und der Angeschuldigte gegenwärtig sind — so könnten wir beginnen."

„Wenn Sie aber über den Stuhl hinabfallen?“ fragte der Oberstlieutenant lächelnd.

„Ich werde fest sitzen,“ versicherte der Auditor, „und Sie werden sehen, wie ich meiner Funktion treu und gewissenhaft nachkommen werde.“

Der Vorsitzende und die Richter nahmen ihre Plätze ein. Ersterer hielt eine kurze Ansprache, dann erfolgte die Beeidigung, die Zeugen wurden vorgeführt und dann in das Zeugenzimmer verwiesen. Der Angeklagte wurde durch eine Ordonnanz hereingeführt.

Der Auditor konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er den robusten Burschen vor sich hintreten sah. Aus dem feindlichen Blicke, den der Filzler auf ihn warf, merkte er, daß dieser kaum eine Ahnung habe, wen er heute nacht durch das Pangerfilz geführt.

Der Auditor begann nun das übliche Verhör. Der Mann blieb bei seiner ersten Aussage, er behauptete, nur im Halbschlaf den Unteroffizier geohrfeigt zu haben. Mehrere Zeugen sagten dann aus, daß Pangerer auf den Unteroffizier schon längere Zeit eine „Pike“ gehabt und öfters geäußert habe: „Der kriegt amal oane von mir, daß er an mi denkt!“

Fraglicher Unteroffizier Botsch selbst wurde nicht beeidigt. Er deponierte ebenfalls, wie in der Voruntersuchung, ließ aber in Zweifel, ob Pangerer im Halbschlafe gehandelt habe oder nicht. Das Zeugenverhör ward beendigt und der funktionierende Staatsanwalt begründete die Klage und beantragte eine Schuldig=

sprechung des Verbrechers gegen die Subordination und eine einjährige Gefängnisstrafe.

Der arme Filzler wurde bei diesem Antrage kreideweiß. Der Auditor wußte, daß er jetzt an seine Großmutter denke. Bevor noch der Verteidiger seine Rede begonnen, bat der Auditor, da sich neue Umstände zum Vorteile des Angeklagten ergeben hatten, noch einige Fragen an den Hauptzeugen, den Unteroffizier Botsch, richten zu dürfen; ebenso an den Soldaten Friesinger.

„Unteroffizier Botsch,“ sagte er alsdann zu diesem, „Sie haben den Antrag des Herrn Staatsanwalts gehört. Der Soldat Pangerer soll zu einem Jahr Gefängnis verurteilt werden. Denken Sie darüber nach, ob Ihnen nichts einfällt, was die That dieses Soldaten mildern könnte.“

Der Unteroffizier schüttelte verlegen mit dem Kopfe.

„Nichts?“ fragte der Auditor weiter. „Es mag sein, daß Sie irgend eine Schuld ihrerseits verschweigen, um sich nicht zu kompromittieren und nicht selbst unglücklich zu werden. Aber das ist höchst unmoralisch, das ist im höchsten Grade feig, wenn ein anderer ehrlicher Mann darunter leiden soll, ein Mann, der die einzige Stütze seiner alten Großmutter ist, die ohne seine Hilfe verhungert, der, wie sein Leumund uns sagt, noch keinerlei Strafe erhalten hat und nur als ein „hitziger“ Bursche bezeichnet wird, ein Mann, sage ich, der gewiß die Hochachtung aller verdient,

wenn man erfährt, daß er sich für einen Unwürdigen aufopfert."

Der Auditor hatte dieses mit feierlicher Stimme gesprochen, der Pangerer Hans glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen. Bei Erwähnung seiner Großmutter konnte er sich der Thränen nicht erwehren.

„Ja, ja," sagte er, „für die arm Ahndl is's hart. Wie aber wißt's dös alles — i hab nix g'sagt?"

Im Kriegsgerichte machte sich eine große Unruhe bemerkbar.

„Sie sind doch gesünder, als ich gedacht habe," sagte der Oberstlieutenant leise zu dem neben ihm sitzenden Auditor. „Schießen Sie nur los, wenn Sie etwas wissen. Der Duckmäuser von einem Unteroffizier macht ohnedies einen schlechten Eindruck auf mich."

Der Auditor nahm zur Stärkung eine Prise Tabak, dann wandte er sich wieder an Botsch und fragte abermals: „Also Sie haben nichts einzugestehen?"

„Nein," antwortete der Gefragte frech.

„Nun, so will ich Ihnen etwas erzählen," fuhr der Auditor fort. „Am Lichtmeßtag hat Sie die Marketenderin zur Zahlung einer Schuld geplagt und Ihnen mit Klage beim Herrn Hauptmann gedroht. Sie hatten morgens kein Geld, nachmittags aber bezahlten Sie die Frau. Wo nahmen Sie das Geld her?"

„Von meinen Verwandten," antwortete der Unteroffizier.

„Ich weiß es besser," sagte der Auditor; „Sie verkauften eine Uhr."

Der Unteroffizier wurde jetzt bleich bis in den Mund hinein.

„Warum werden Sie so bleich?“ rief der Oberstlieutenant. „Gestehen Sie ein, es ist so.“

„Ja,“ sagte der Unteroffizier, „ich verkaufte meine Uhr.“

„Also haben wir Sie schon auf einer Unwahrheit ertappt,“ fuhr der Auditor fort. „Erst sagten Sie, Sie hätten das Geld von Ihren Verwandten bekommen, jetzt gestehen Sie ein, daß Sie Ihre Uhr verkauften. Ich weiß aber, daß die Uhr nicht Ihr Eigentum war. Sie haben dieselbe dem Soldaten Friesinger weggenommen, wenn Sie wollen, gestohlen.“

„Auf Ehr und Seligkeit, ja so is's!“ rief Friesinger.

„Und weiters wollten Sie Ihre verwerfliche Industrie bei dem Angeklagten hier versuchen. Während Sie ihn schlafend glaubten, schlichen Sie sich an sein Bett, nahmen die Uhr von der Wand, und sie wäre gleich derjenigen Friesingers versilbert worden, wenn nicht Pangerer Sie gepackt und Lynchjustiz an Ihnen geübt hätte. Ist es nicht so?“

Der Unteroffizier konnte kein Wort erwidern, er wankte, man mußte ihn zum Stuhle führen.

„Gestehen Sie!“ rief jetzt der Oberstlieutenant. „Es kann Ihre Sache nur mildern, wenn Sie ein offenes Bekenntnis ablegen. Ist es so?“

„Ja,“ sagte der Unteroffizier mit gebrochener Stimme, dann mußte er aus dem Saale geführt

werden. Der Auditor beantragte dessen Verbringung in Untersuchungshaft.

Pangerer sah den Auditor mit unendlich dankbaren Blicken an. Auf seinem Gesichte las man die Frage: „Woher weiß denn der alles?"

Der Staatsanwalt bat wieder ums Wort und motivierte seinen Antrag dahin, daß er wegen mildernder Umstände die Strafe des Angeklagten auf einen Monat reduziere. Der Verteidiger aber nahm den Gedanken des Auditors auf und stellte den Charakter des Pangerer so schön und rührend hin, daß es gar nicht wunder nahm, als bei der Abstimmung über Schuldig oder Unschuldig die weitaus meisten Stimmen das letztere verlangten und der Oberstlieutenant dieses dem Pangerer feierlich und freudig verkündete.

Der überglückliche Bursche trat jetzt zu dem Auditor hin und wollte ihm die Hand küssen.

„Sagt's mir doch, woher's alles a so guat g'wußt habt's?" fragte er.

„Woher?" entgegnete der Auditor lachend. „Von Dir selbst."

„Von mir? I hab zu Enk und zu neamad a Sterbenswörtl g'schnauft —"

„Zu gar niemanden?" fragte der Auditor. „Ich hab' es erst heute nacht erzählen hören."

„Heunt nacht? Wo?" fragte der Bursche, den Auditor scharf ansehend.

„Im Pangerfilz," erwiderte dieser.

„Ja, dös is wahr," entgegnete überrascht der

Bursche. „I hab's an' Postbeamten anvertraut und schau, er hat mir's so gewiß versprochen, daß er nixi plauscht."

„Er hat mir's ja nur als Postgeheimnis anvertraut," lachte der Auditor. „Wär' ich mit meiner krummen Nase bei Dir gewesen, Du hättest mich wahrscheinlich in Deiner Wut in einen Tümpel geworfen."

„Jesses!" rief jetzt Hans sich vergessend, „der Postbeamte bist Du selm g'wesen! Ja, ja, die krumme Nasen is mir heunt nacht schon aufg'falln! Verzeiht's mir halt! Daß 's Ös a solchener braver Mann sein könnt's, dös hätt' i von an' Auditor nit denkt und der Pangerer Hans und sei' Ahndl wern mit Dank und Freudigkeit an Enk denken."

Der Auditor reichte ihm die Hand. Sämtliche Offiziere, voran der Oberstlieutenant, welche diese Unterhaltung höchlich ergötzte und die dann durch den Auditor noch das Nähere erfuhren, steuerten zusammen, damit Hans seiner Ahndl einen Zehrpfennig heimbringen könne. Dann verließ er mit Thränen in den Augen, dem Auditor nochmals die Hand drückend, den Saal.

„Also von einer mißglückten Landpartie kommt Ihr schlechtes Aussehen her?" sagte lachend der Oberstlieutenant zum Auditor. „Da kommen Sie nur gleich mit zu „Grodemange" (Weinrestauration), damit Sie bald wieder zu Kräften kommen."

„Mißglückt nennen Sie die Landpartie?" antwortete der Auditor. „Es war die glücklichste Partie,

die ich in meinem Leben gemacht; ich konnte einem ehrlichen, braven Menschen Hilfe bringen und um diesen Preis riskierte ich noch manche Wanderung in das Pangerfilz!“

Der Pangerer Hans wurde kurz darauf auf Verwenden des Auditors bei der Eisenbahn angestellt, wo er sich so viel verdiente, daß er um seine alte Großmutter nicht mehr in Sorge zu sein brauchte. Oft äußerte er: „Bei mir is ’s Glück im Schlaf komma und bracht hat mir’s oana, den i niemals hab leiden könna, für den i aber iätzt jede Stund mei’ Leb’n lasset — der „vergangene“ Auditor!“

Urteile der Presse

über

Maximilian Schmidts Volkserzählungen.

(„Hochlandsbilder“ von Maximilian Schmidt.) Im Verlage von Georg D. W. Callwey in München läßt Maximilian Schmidt, der bekannte Schilderer des bayerischen Hochlandes, seit kurzem seine „gesammelten Werke“ erscheinen. Gegenwärtig liegt uns der erste Band derselben vor; er betitelt sich „Hochlandsbilder“ und bringt das wohlgetroffene Porträt des Verfassers in Holzschnitt, die Widmung an Se. Maj. den König Ludwig II. von Bayern, „den großsinnigen Beschützer volkstümlicher Dichtung“, eine sehr warm geschriebene, biographisch-litterarische Einleitung von Professor Joseph Kürschner und die beiden großen Erzählungen „Die Schwanjungfrau“ und „'s Almstummerl“. Die Zahl jener Schriftsteller, welche sich auf das Gebiet der Dorfnovellistik begeben haben, hat sich in den letzten Jahren in fast erschreckendem Grade vermehrt. Das dunkle Gefühl einer sich vorbereitenden Reaktion gegen die stark überpfefferte Roman- und Novellenschreiberei, die der städtischen Überkultur ihre Entstehung verdankt, hat eine Schar Berufener und Unberufener in die Arme der volkstümlichen Muse getrieben. Und Maximilian Schmidt gehört neben einigen wenigen anderen zu den Berufenen. Während die Bauernfiguren zahlreicher Unberufener gleichsam für den städtischen Geschmack parfümiert und verfeinert und so erst dem prüden Gaumen des Lesepublikums serviert werden, tritt uns bei Maximilian Schmidt stets die Natur selbst in unverfälschter Frische und Unmittelbarkeit entgegen, seine „Buabn“ und „Diendln“ reden so wie ihnen der Schnabel gewachsen ist und sind von keinem Hauch Schopenhauerschen Pessimismus angekränkelt. Dabei weht durch Schmidts Erzählungen ein ungesuchter, vom Herzen kommender Humor, eine mitunter hinreißende Gestaltungskraft und eine Wärme der landschaftlichen Schilderung, die von einer begeisterten Liebe zum Boden der Heimat Zeugnis giebt und so von vornherein die Sympathie des Lesers für

die Gestalten des Dichters wie für diesen selbst erzwingt. Die beiden vorliegenden Erzählungen sind dem Publikum übrigens längst nicht mehr fremd, sie sind neben den „Volkserzählungen aus dem bayerischen Wald“ und anderen herzerfreuenden Sammlungen bereits früher erschienen und führen jetzt den stattlichen Reigen im neuen schmucken Gewande an. „Die Schwanjungfrau, Erzählung aus dem Berchtesgadnerlandl“, ist wohl eine der sinnigsten und gemütvollsten Erzählungen M. Schmidts. Sie spielt in der denkbar reizvollsten Scenerie, am Fuße des Bergkönigs, des hohen Watzmann, an den sagenreichen Ufern des herrlichen Königsseees. Der Verfasser schildert im Eingange seiner Geschichte die wechselvolle Vergangenheit des Berchtesgadnerlandls in großen Zügen bis zu Anfang der fünfziger Jahre; hier, während des Einzugs des Landesherrn König Max II. zum Sommeraufenthalt in sein prächtiges neuerbautes Haus, während Böllerschüsse erdröhnen und feierliche Fanfaren erklingen, hebt seine Erzählung an. Zwei Liebesgeschichten, denen es nicht an tragischen Momenten und fesselnder Spannung fehlt, entwickeln sich neben und ineinander bis zum befriedigenden Schlusse, in welchen König Max selbst und sein Hof entscheidend eingreift. Der Jägerbursche Berchtold und sein „Regerl“, der „Grafenpeter“ und seine Sabina, die alte „Rappelleni“, sind ganz prächtige, lebenswahr gezeichnete Gestalten; die sympathischsten und originellsten Figuren sind jedoch die des alten Försters von Bartlmä, ein Kernmensch von altem Schrot und Korn, und vor allen der alte Schnitzler Franziskus Weyer, genannt der Weyerzisk. Dieser ist entschieden die interessanteste Persönlichkeit der ganzen Erzählung. Maximilian Schmidt hat in dem rührenden Alten der rühmlichst bekannten Berchtesgadener Hausindustrie ein bleibendes Denkmal gesetzt. Der Schnitzler Weyerzisk hat in der That gelebt, und heute noch findet man bei Berchtesgaden das „Weiherlehen“. Der Alte soll der Lehrmeister der ehemaligen berühmten Beinschnitzer Gebrüder Wennermayer gewesen sein, welche noch vor sechzig Jahren mit ihren Miniatur-Beinschnitzereien Reisen nach Italien unternommen haben. Vom Weyerzisk sollen auch die schönen Elfenbeinfiguren am ehemaligen Kreuzaltar in der Stiftskirche herrühren. Der „Zisk“ soll zu Ende des vorigen Jahrhunderts gelebt und infolge eines Halsleidens (Kropf) des Hungertodes verstorben sein. Koch-Sternfeld läßt ihn hingegen in seiner Geschichte des Fürstentums Berchtesgaden (III. Buch p. 16) schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gelebt haben, was wohl kaum richtig ist. Dieselbe Quelle giebt auch an, daß 1807 eine Büste von ihm nach Wien gewandert sei. Nach einer anderen Quelle war Weyer-

zisk ein Misanthrop, die von ihm verfertigte Büste, ein wahres Kunstwerk, sei lange unbemerkt in der kleinen Kapelle St. Johann am Königsee gestanden und später in der Residenz zu Berchtesgaden aufgestellt worden. Weyerzisk war sehr arm, trotzdem schlug er aber jedes Almosen, das ihm geboten wurde, aus. Maximilian Schmidt läßt ihn nun erst zu Anfang der fünfziger Jahre sterben und sein Ende durch die Gnade des Königs Max II. verherrlicht werden. Dies entspricht allerdings nicht der historischen Wahrheit, doch was thut das? Dieser Fürst würde so gehandelt haben, und Weyerzisk sollte noch heute für Berchtesgaden lebendig sein, und es sollte nicht erst Maximilian Schmidts Erzählung bedurft haben, diesen Bauernkünstler der Vergessenheit zu entreißen. Die Berchtesgadener mögen aber einer Ehrenpflicht nachkommen und das Versäumte gutmachen. Während „Die Schwanjungfrau“ — den Jägerhumor des alten Försters etwa ausgenommen — eine vorzugsweise ernste Erzählung ist, läßt Schmidt im „Almstummerl“ neben dem rührend ernsten Bilde der Titelheldin, der stummen Sennerin „Mirdei“ und ihrem verkommenen „Bartl“, neben dem jungen Liebespaare „Franzl“ und „Burgl“ zwei köstliche Vertreter des Humors in Episodenrollen auftreten. Es sind dies der hagere österreichische Deklarationsschreiber Servazius und seine kugelrunde Ehehälfte Ursula, deren unvergleichliche Dialoge die aufrichtigsten Thränen der Rührung zu trocknen imstande wären. Die Geschichte spielt an der tirolisch-bayerischen Grenze, in der „Valepp“, und beginnt mit einem in hellen Farben geschilderten „Almakirta“, um nach manch ergreifender Verwicklung, der aber stets der kräftige Humor des Verfassers zur Seite steht, ebenso heiter zu enden. Der bayerische Dialekt ist in beiden Erzählungen mit Meisterschaft, ungezwungen und doch treu behandelt. Der Verleger hat seinerseits das Buch, dem wir recht viele Leser wünschen, mit Geschmack ausgestattet.

Allgemeine Zeitung. (Alfred von Mensi.) (Beilage.)

Vor uns liegt der erste, freundlich ausgestattete Band der „Gesammelten Werke“ von Maximilian Schmidt, dem das Porträt des Verfassers, sowie eine Einleitung von Joseph Kürschner beigegeben ist.

Im Laufe der Zeit sollen sämtliche Volkserzählungen, Novellen und Humoresken des Verfassers folgen. Schmidt hat sich die Gunst seiner engeren Heimat in reichem Maße erworben, er wird es auch in dem übrigen Deutschland in Kürze thun.

Wir sind im Grunde gegen ein Überwuchern der Dialektdichtung

eingenommen; es ist uns, als kehre mit ihr der Litteratur die unselige Zersplitterung und der elende Partikularismus wieder, die glücklich im politischen Leben beseitigt sind.

Allein Schmidts Erzeugnisse sind nicht einfache Dialektdichtungen, sie sind Volkspoesie im echten und wahren Sinne des Wortes — was die Dialektdichtung unserer Tage zumeist nicht ist — und als solche sprudelt in ihnen eine herzerfreuende Frische, Ursprünglichkeit und Kraft, welche ihnen einen dauernden Platz in der Litteratur der Gegenwart anweist.

Die „Hochlandsbilder" enthalten die beiden Erzählungen „Die Schwanjungfrau" und „'s Almstummerl": sie sind von hinreißendem Reiz. Möge das schöne Unternehmen, Maximilian Schmidts Werke dem deutschen Volke in einer Gesamtausgabe zu bieten, allseitig die freudige Aufnahme finden, welche es vollauf verdient.

Litterarischer Merkur. (Otto Weddigen.)

Maximilian Schmidts Gesammelte Werke. Bd. I. Hochlandsbilder. München 1884, Georg D. W. Callwey.

Nicht ganz mit Unrecht hat ein Kritiker den bayerischen Erzähler Maximilian Schmidt einen Defregger mit der Feder genannt, und wenn jetzt — kaum zwanzig Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Volkserzählungen — schon an eine Gesamtausgabe seiner Schriften gedacht worden ist, so liegt darin ein Beweis dafür, daß er es verstanden hat, die Herzen zu gewinnen. Er gewann sie nicht mit geistreicher Skepsis, nicht mit üppigen Bildern und frivolen Liebesgeschichten, sondern mit seinem ungekünstelten Humor, seinem tiefen Gemüt, seinen lebenswahren Gestalten und seinen schönen Schilderungen aus den bayerischen Alpen. Nicht Salon-Tiroler, sondern leibhaftige Kinder der Berge stehen vor uns mit ihrer Lust und ihrem Leid; es ist die Heimat, es sind die Landsleute, die der ehemalige Offizier schildert, der 1866 so tapfer wider uns stritt, daß er den Militär-Verdienst-Orden erhielt und anno 70 so freudig mit uns zog gegen Frankreich. Seit Jahren haben wir unsere Leser auf ihn hingewiesen, seine Johannisnacht, sein Knappenlisl vom Rauschenberg, vor allem seinen Georgi-Thaler ihnen empfohlen, wir machen sie nun auf die Gesamtausgabe aufmerksam. Dieselbe wird sämtliche Volkserzählungen, Novellen und Humoresken Schmidts bringen und es sollen jährlich ein bis zwei Bände erscheinen, von denen aber auch jeder einzeln käuflich sein wird. Der vorliegende erste Band enthält zwei seiner besten Erzählungen: „Die Schwanjungfrau" und das „Almstummerl".

Das Berchtesgadener Landl mit seinem schönen Königssee bildet den Schauplatz der ersten Erzählung, die durch den warmen Patriotismus, mit dem König Max I. geschildert und in dieselbe hinein verflochten ist, wahrlich nichts von ihrem Reiz einbüßt. Der alte Bildschnitzer ist eine Gestalt, die nur ein Dichter zeichnen konnte, der ehrliche Jäger, dem der Segen der Mutter nachgeht, sein rechtes Gegenstück. Die zweite Erzählung „'s Almstummerl" ist eine tiefe, innige Variation des alten Themas vom Gewonnenwerden des Mannes durch des Weibes Wandel ohne Wort, letzterer hier buchstäblich genommen, und vom Segen der Arbeit. Reine Luft, wie sie auf den Bergen seiner Heimat weht, geht auch durch Schmidts Erzählungen, keine Ausfälle auf Kirche und Geistliche, auf Thron und Altar, jedes Alter kann seine Freude daran haben, und selbst der norddeutsche Leser gewöhnt sich bald an den Dialekt, in dem er — ein Meister desselben — die Landleute reden läßt. Ein Porträt des Verfassers in Holzschnitt und eine biographisch-kritische Einleitung des Professors Joseph Kürschner sind diesem ersten Bande der Gesamtausgabe beigegeben, der wir eine recht weite Verbreitung wünschen.

Neue Preuß. Zeitung.

Hochlandsbilder von Maximilian Schmidt. Die beiden hier vereinigten Erzählungen, „Die Schwanjungfrau" und „'s Almstummerl", sind schon früher erschienen, aber, wie noch manche Arbeiten Maximilian Schmidts, der eine Art bayerischen Fritz Reuters ist, bei uns im Norden noch nicht so bekannt, wie sie zu sein verdienen. Ein Kritiker hat Schmidt den „Defregger mit der Feder" genannt, und mit Recht; die Gestalten, welche von beiden Künstlern geschaffen worden sind, diese Tiroler und Oberbayern, stehen hier wie dort in unvergleichlicher Natürlichkeit und Echtheit vor uns. Die Erzählung selbst giebt Schmidt in hochdeutscher Sprache wieder, aber er macht von dem oberbayerischen Dialekt, den er vollkommen beherrscht, den ausgiebigsten Gebrauch, und er weiß ihn so erfolgreich zu handhaben, daß man diese urwüchsige und treuherzige Mundart liebgewinnen muß, wenn man sie noch nicht kennt. Wie in anderen Dichtungen hat Schmidt sich auch hier das Volkslied in wirksamer Weise dienstbar gemacht, in der „Schwanjungfrau" auch den Volksaberglauben, indem er einen Jäger die künftige Geliebte unter Umständen erblicken läßt, welche ihn zu dem Glauben bringen, sie sei die in einer lokalen Sage dort noch fortlebende „Schwanjungfrau", eine anmutige und glücklich durchgeführte Erfindung. Wir sind überzeugt, daß diese vortrefflichen

Erzählungen sich auch in Norddeutschland noch viele Freunde erwerben werden. **Vossische Zeitung.**

Maximilian Schmidt, der liebenswürdige Schilderer des bayerischen Hochlands, gedenkt seine in mehreren Sammlungen zerstreuten Schriften unter einem Banner zu vereinigen und so seine „Gesammelten Werke" den zahlreichen Freunden und Verehrern seiner Volksmuse in neuem, schmuckeren Gewande zu bieten. Vor kurzem ist nun der erste Band unter dem Titel „Hochlandsbilder" erschienen, er enthält nur zwei Erzählungen „Die Schwanjungfrau", Erzählung aus dem Berchtesgadnerlandl, und „'s Almstummerl", Erzählung aus der Valepp, doch gehören diese beiden Dorfnovellen zu dem schönsten und wirksamsten, das der berufenste Erbe seines berühmten Namensverwandten Hermann Schmid je geschrieben. Für seine „Schwanjungfrau" hat sich Maximilian Schmidt wohl den reizendsten Erdenwinkel ausgesucht, die Gegend um Berchtesgaden, die düstere Pracht des Königssees, den stolzen Riesen Watzmann. Obwohl die Haupthandlung der hochpoetischen Erzählung mit den wechselnden Schicksalen zweier Liebespaare verknüpft ist, das meiste Interesse flößt uns doch die prächtig gezeichnete Figur des alten siechen Beinschnitzers Franziskus Weyer, des „Weyerzisk", wie er gewöhnlich genannt wird, ein. Die Bauernkünstler des Berchtesgadnerlandls dürfen dem Verfasser der „Schwanjungfrau" herzlich dankbar sein, denn Maximilian Schmidt hat in seiner Geschichte nicht nur die berühmte Hausindustrie der Berchtesgadener poetisch verherrlicht, sondern er hat ihnen und dem deutschen Lesepublikum auch in der Person des „Weyerzisk" einen mit Unrecht lange verschollenen Künstlernamen wieder ins Gedächtnis zurückgerufen, denn Franziskus Weyer ist eine historische Persönlichkeit, der „Weyerzisk" hat wirklich gelebt, wenn auch, wie es scheint, die Geschichtsschreiber über die Zeit seines Lebens und Sterbens nicht einig geworden sind. Maximilian Schmidt verlegt seinen Tod in den Anfang der fünfziger Jahre, in die Regierungszeit König Max II., von dessen Gnadensonne verklärt der alte Mann ins andere Leben hinüberschläft. Die Schilderung, die Maximilian Schmidt von dem einsamen, menschenscheuen Künstlerleben entwirft, ist von so hoher poetischer Kraft, daß wir zeitweise der eigentlichen Helden der Geschichte, des lebfrischen Jägers Berchtold und seiner „Regerl", des bösen Grafenpeter und seiner Sabine, gerne vergessen. Außer den Genannten, die sich zum Schlusse selbstverständlich „kriegen", brummt noch ein alter Förster in der Geschichte herum, ein Bild des herkömmlichen derben urkräftigen

Jägerhumors. — Wird in der „Schwanjungfrau“ vorzugsweise das Jäger- und Künstlerleben verherrlicht, so finden wir uns im „Almstummerl“ unter Schmugglern und Sennerinnen wieder. Die Heldin ist die schöne „Mirdei“, die der Schmerz über die Untreue des Geliebten der Sprache beraubt hat. Es ist gar rührend zu lesen, wie der arbeitsscheue und liederliche „Bartl“ wieder Lust zur Arbeit, sein Kind und die geliebte „Mirdei“ wiederfindet, der freudige Schreck giebt dem „Almstummerl“ die Sprache durch denselben wieder, der sie ihr geraubt hat. Auch hier in der „Valepp“ laufen einige Nebenpersonen ab und zu. Während uns aber der „Weyerzisk“ und sein Treiben fast Thränen der Rührung erpreßt, kommen wir bei dem mageren tirolischen Grenzschreiber Servazius und seiner dicken „holden Ursula“ aus dem Lachen nicht heraus. In diesen beiden Gestalten hat Maximilian Schmidt einen köstlichen Humor entfaltet. Die Zwiegespräche dieses so ungleichen Ehepaares, namentlich jene Scene, wo der Pantoffelheld Servazius um seine eheherrlichen Rechte kämpft, sind von so unwiderstehlicher komischer Kraft, daß wir die Personen vor uns auf der Bühne streiten zu hören wähnen. In der That müßte die Dramatisierung dieser Scene von sicherer Wirkung sein. Wir möchten aber deshalb der Dramatisierung überhaupt nicht das Wort reden, denn so glücklich auch Maximilian Schmidt in den meisten Dramatisierungen seiner Erzählungen gewesen, die schönsten Lorbeeren werden ihm immer auf dem Gebiete der Dorfnovellistik selbst blühen. Selbstverständlich herrscht in beiden Erzählungen der oberbayerische Dialekt vor; für jene Leser, welche demselben fern stehen, hat Maximilian Schmidt der ersten Geschichte eine sprachlich-erläuternde Anmerkung beigegeben. Die Landsleute des Dichters aber werden die Virtuosität und Schlagfertigkeit, mit welcher er sein heimisches Idiom behandelt, am besten zu würdigen wissen. Der von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestattete Band enthält außer den beiden besprochenen Erzählungen das Bild des Verfassers in Holzschnitt, die von Sr. Maj. dem König Ludwig II. von Bayern, „dem großsinnigen Beschützer volkstümlicher Dichtung“, huldvollst angenommene Widmung und eine von Professor Joseph Kürschner verfaßte Einleitung, welche außer biographischen Notizen eine gerechte Würdigung der litterarischen Verdienste bringt. Bei dem ungeahnten Aufschwung, den heute die volkstümliche Dichtung genommen, bei der alles Maß überschreitenden Überflutung des litterarischen Marktes durch zahlreiche Pseudo-Volksschriftsteller, welche städtisch philosophierende und raisonnierende Bauern drechseln, ist es doppelt erfreulich, in Maximilian

Schmidt ein ganzes ursprüngliches Talent, eine ungeschminkte Gestaltungskraft, waschechten volkstümlichen Humor und Witz, thatkräftige innige Vaterlandsliebe zu finden. Nach diesem Beginne darf man der Fortsetzung der „Gesammelten Werke" Maximilian Schmidts mit gerechtfertigter Spannung entgegensehen. Den vorliegenden ersten Band aber mit seinen beiden taufrischen, herzerquickenden Erzählungen empfehlen wir allen Freunden des gesunden Volkshumors, des herrlichen Bayernlandes auf das beste.

Augsburger Abendzeitung.

„Hochlandsbilder" von Maximilian Schmidt. (Verlag von Georg D. W. Callwey in München.) Mit den „Hochlandsbildern" beginnt die Herausgabe von Maximilian Schmidts „Gesammelten Werken". Das Buch ist mit dem hübschen Bildnisse des Verfassers geschmückt, dem König Ludwig II. von Bayern zugeeignet und mit einer warmen, gerechten Würdigung des volkstümlichen Dichters durch Joseph Kürschner eingeleitet. Die beiden Erzählungen: „Die Schwanjungfrau" und „'s Almstummerl" geben beredtes Zeugnis von der gemütvollen, sinnigen Individualität des Verfassers, dessen innige Naturfreude und Menschenkenntnis wir schon oftmals schätzen gelernt haben! Die „Schwanjungfrau" knüpft an eine Sage vom Königsee an und verwebt mit zwei anmutigen Liebesgeschichten die Entdeckung eines Berchtesgadener Talentes, des alten „Weyerzisk" (Franziskus Weyer), der sich in späten Jahren vom Schnitzer zum Bildhauer emporgeschwungen und dessen „Schwanjungfrau", sowie die Büste des Königs von letzterem selbst bewundert und angekauft wurden, wodurch alle Träume dieser verschwiegenen, echten Künstlernatur sich stolz erfüllten! Maximilian Schmidt schildert sein schönes Heimatsland mit liebenswürdigster Natürlichkeit. Seine Gestalten sind kräftig, urwüchsig und dabei voll Gemüt und Edelsinn. Die eingestreuten „Berggstanzeln" atmen die köstlichste Frische! Wer einmal das herrliche Bayerland durchflogen, der wird sich mit Vergnügen durch diese Erzählung dorthin zurückträumen, und wer es noch nicht kennt, der lese und — reise! **Grazer Tagespost.**

„Hochlandsbilder" von Maximilian Schmidt. München, Verlag von Georg D. W. Callwey. Die „Hochlandsbilder" bilden den ersten Band der gesammelten Werke von Maximilian Schmidt, und enthalten zwei Erzählungen, die zu dem vorzüglichsten gehören, was wir je gelesen haben. Die Scenerie sämtlicher Erzählungen ist das

bayerische Hochland, und eben Schmidt versteht es, uns diese Scenerie in so einfacher und dabei doch farbengefälligster Schilderung vor das Auge zu führen, daß wir unsere Umgebung vergessen und uns in jene Gegend versetzt wähnen, die der Verfasser eben schildert. Und wie die Natur, so weiß Schmidt die kernigen, urwüchsigen Gestalten des Hochlands mit der Kunst des Erzählens und Charakterisierens uns vor Augen zu führen und ihre Schicksale und seelischen Konflikte in spannender Weise unserem Interesse und Mitgefühl nahe zu rücken.

Hamburger Reform.

Der Verlag von Georg D. W. Callwey in München hat es unternommen, eine Sammlung der Werke von Maximilian Schmidt zu veranstalten, und König Ludwig II. hat die Gnade gehabt, die Widmung dieser Gesamtausgabe anzunehmen, deren erster Band mit einem Holzschnitt des beliebten Autors und einer Biographie desselben von Joseph Kürschner uns vorliegt. Unseren älteren Lesern ist Maximilian Schmidt, dessen fesselnde Bilder aus dem bayerischen Volksleben die Gunst weitester Kreise im Sturm errungen haben, ein lieber Bekannter; das Feuilleton der „Nordd. Allg. Ztg." hat, wie es seiner Zeit v. Wildenbruchs Epen zuerst in die Öffentlichkeit einführte, so auch Maximilian Schmidts „Schutzgeist von Oberammergau", die „Miesenbacher" u. a. unmittelbar nach Wiederaufnahme seiner lange unterbrochenen litterarischen Thätigkeit unseren Lesern übermittelt. Mochte manchen norddeutschen Abonnenten auch die häufige Anwendung des oberbayerischen Dialektes zeitweilig unbequem scheinen, im ganzen hat der herzige Gefühlston, das Unmittelbare in der Wiedergabe der schönsten und sinnigsten Klänge im Volksleben doch allseitige Anerkennung auch im deutschen Norden gefunden, der Maximilian Schmidt sicherlich auch immer mehr schätzen lernen wird, je mehr Gelegenheit sich bietet, diesen Fritz Reuter des bayerischen Hochlandes in seinen poetischen Werken kennen zu lernen. Wir heißen deshalb eine Gesamtausgabe seiner Schriften für das ganze deutsche Vaterland herzlich willkommen. **Nordd. Allg. Zeitung.**

„Hochlandsbilder" — das ist ein ebenso wohlklingender als bezeichnender Titel für die Gesammelten Werke des Dorfnovellisten Maximilian Schmidt, welche im Verlag von Georg D. W. Callwey in München erscheinen. Der erste Band der Hochlandsbilder enthält die Dorfnovellen: „Schwanjungfrau" und „'s Almstummerl", außerdem einen Geleitsbrief von Joseph Kürschner und ein Bildnis

des Verfassers. Maximilian Schmidt bewegt sich auf demselben Stoffgebiet wie Hermann Schmid, den er zwar nicht erreicht in Bezug auf Erfindung und reiche Ausgestaltung der Handlung, dem er aber gleichkommt in der lebendigen und farbenreichen Schilderung der Hochlandsnatur. In der „Schwanjungfrau" sind die realen Vorgänge mit der Sage, der Künstlertraum des Bildschnitzers mit der Herzensgeschichte junger Bergbewohner sehr glücklich verwoben und es liegt über dieser Novelle etwas vom poetischen Duft und Zauberglanz eines schönen Märchens. Einen seltenen Schmuck, der an Alpenblumen gemahnt, erhält die Novelle durch die Volkslieder und Sprüche. In der Wiedergabe des bayerischen Dialektes befleißigt sich Maximilian Schmidt einer Treue, von der mancher norddeutsche Leser nicht sehr erbaut sein wird. Maximilian Schmidt trifft in allen Fällen den echt volkstümlichen Erzählerton; er ist ein naiv empfindender Dichter, von großer Gemütstiefe und schalkhaftem Humor. Die Hochlandsbilder dürfen einer freundlichen Aufnahme im Norden gewiß sein.

Berliner Volkszeitung.

Von Maximilian Schmidt erscheint jetzt bei Georg D. W. Callwey in München eine „Gesammelte Ausgabe" von den Werken dieses Dorfgeschichtenautors, die den vielen Verehrern dieses frischen und eigenartigen Talentes willkommen sein wird. Maximilian Schmidt kennt das Leben in den bayerischen Bergen auf das intimste und schildert farbig und anziehend Land und Leute; ein feiner Psychologe und ein phantasiereicher Erfinder, stattet er seine Erzählungen mit den Reizen aus, die auch den feinen Geschmack befriedigen. Der Dialekt ist mit Maß angewendet und gut modifiziert. Die Lektüre wird auch norddeutschen Lesern deshalb keine Schwierigkeiten machen. Der erste Band bringt zwei Erzählungen: „Die Schwanjungfrau" und „'s Almstummerl", welche sehr glücklich die Serie eröffnen. Das hübsch ausgestattete Buch ist mit dem Porträt des Autors geschmückt.

Über Land und Meer.

„Hochlandsbilder" von Maximilian Schmidt. Erster Band der gesammelten Werke. Verlag von Georg D. W. Callwey in München. Die zahlreichen Verehrer des volkstümlichen Dichters werden gewiß diesen ersten Band einer Gesamtausgabe mit Freuden begrüßen. Die gemütliche bayerische Mundart, in der die von Maximilian Schmidt vorgeführten Personen reden, trägt nicht wenig zum Reiz seiner Erzählungen bei. Dazu kommt die frische Schilderung der ihm wohlvertrauten

Bergwelt und die naive Treuherzigkeit seines künstlerischen Wesens. Man könnte fast an seinen Berchtesgadener Schnitzer glauben, der ganz ohne Unterricht plötzlich ein genialer Bildhauer ist, und beinahe verwundert man sich nicht über das „Almstummerl“, das nach zwanzigjähriger Sprachlosigkeit wieder zu reden beginnt. Von den beiden, im vorliegenden Bande enthaltenen Erzählungen ist die „Schwanjungfrau“ die weitaus poesievollere. Sie liest sich fast wie ein buntes Märchen. Im „Almstummerl“ hingegen ist die Bekehrung des Taugenichts zur Arbeit fein beschrieben und gut durchgeführt.

Wien, Neue Illustrirte Zeitung.

Es mag etwa zwanzig Jahre her sein, als wir des Herrn Verfassers „Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde“ mit inniger Freude lasen und denselben von Herzen beglückwünschten ob dieser köstlichen Darstellung, die dem Volke, seinem Leben, seinem Charakter, seinen Sitten und Gebräuchen und seiner Sprache alles abgelauscht hat, was bemerkenswert ist, und womit er unsere Aufmerksamkeit von Blatt zu Blatt fesselt, daß wir ihm willig von einer Hütte zur andern, von einem Berge zum andern, mitunter an uns wohlbekannte Plätze folgen und ihm unsere vollste Bewunderung nicht versagen können darüber, wie er alle Kleinigkeiten des Lebens zu einem gar lieblichen Volksbilde zusammenzureihen versteht, wie wir es nirgends schöner treffen.

Nicht die unvergleichlich schönen Berge des Hochlandes allein sind es, die demselben alljährlich neue Freunde zuführen, sondern der biedere bayerische Volksstamm des Gebirges, der seinen unverdorbenen Sinn aus der grauen Vorzeit hier erhalten hat, ist es, der den Fremden traulich anheimelt und welchen der Herr Verfasser durch seine vortrefflichen Erzählungen zu Ehren bringt. — Die Verlagshandlung will die herrlichen Werke Maximilian Schmidts dem gebildeten Publikum in einer gut ausgestatteten Gesamtausgabe bieten, deren erster Band „Die Schwanjungfrau“ und „'s Almstummerl“ enthält, und denen „Der goldene Samstag“, „Der vergangene Auditor“, „Die Blinde von Kunterweg“, „Der Herrgottsmantel“, „Die Miesenbacher“, „Die Johannisnacht“, „Die Knappenlisl vom Rauschenberg“, „Der Leonhardsritt“, „Das Fräulein von Lichtenegg“, „Die Glasmacherleut'“, „Die Christkindlsingerin“, „Der lateinische Bauer“, „Brigitta“, „Der Schutzgeist von Oberammergau“, „Humoresken und Skizzen“, „Der Georgithaler“, „Die wilde Braut“, „Die Macht des Christbaums“ und andere folgen werden. Jeder Band ist auch allein zu beziehen. —

Wir erlauben uns, die Werke des Herrn Verfassers allen Familien als unübertreffliche Volkslektüre um so mehr zu empfehlen, als dieselben auch der Jugend verabreicht werden können.

Litteraturblatt für Kath. Erzieher.

Es geschieht häufig, daß ein Schriftsteller sich geraume Zeit bloß eines sogenannten Achtungserfolges zu erfreuen hat, dann verstimmt schweigt, um plötzlich mit einem Werke durchzugreifen. Von modernen deutschen Schriftstellern fällt u. a. Friedrich Spielhagen unter diese Kategorie. Es ist bekannt, daß der bereits in sehr verschiedenen Lebenssätteln gesessene Schriftsteller nach dem Halberfolge von „Clara Vere“ und „Auf der Düne“ der Litteratur entsagen wollte, als ihn der durchschlagende Erfolg seiner „Problematischen Naturen“ in die erste Reihe der deutschen Schriftstellerwelt stellte. Ähnlich ging es Ernst Kossak, der bereits zwanzig Jahre der Litteratur angehört hatte, als die feinen Miniaturmalereien des „Berliner Jean Paul“ endlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregten; leider zerstörte er dann sein eigenes Ansehen wieder durch fabrikmäßige Produktion und starb in körperlicher Zerrüttung und halb vergessen. Mit dem anfänglichen Halberfolge ist es ähnlich Maximilian Schmidt ergangen, dem später beachtenswerte kritische Stimmen die Erbschaft seines dahingegangenen Namensvetters Hermann von Schmid, die Darstellung des bayerischen Volkslebens in erzählender Form zuerkannt haben. Nicht daß es ihm an Anerkennung gefehlt hätte, aber wirklich durchgegriffen hat er doch erst mit seinen letzten Arbeiten.

Maximilian Schmidt ist nicht umsonst ein Sohn des bayerischen Waldes. Neben dem schwäbisch-bayerischen Ludwig Steub und dem halb österreichischen Hermann von Schmid vertritt er das niederbayerische Element unserer heimischen Litteratur. Urwüchsige Kraft der Darstellung, rücksichtsloser Realismus und ein natürlicher, gerade auf das Ziel losgehender Gang der Erzählung zeichnen ihn vor allem aus. Wenn, wie durch mehrfache litterarische Zeugnisse erhärtet wird, seine Arbeiten vor allem im Norden Deutschlands gefallen haben, so liegt eben in dieser niederbayerischen Natürlichkeit die Erklärung dafür am leichtesten gegeben. Auch in dieser Beziehung berühren sich die Gegensätze. Unter den ersten Arbeiten des am 25. Februar 1832 zu Eschlkam im bayerischen Walde geborenen Verfassers hat die „Christkindlsängerin“ den meisten Beifall gefunden. Später folgten „Glasmacherleut'“, ein Buch, das in der That über die Schicksale der bloßen

Tageslitteratur hinweggehoben zu werden verdient. Bereits 1869 wurde der Dichter einer ausführlichen Besprechung in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung gewürdigt und auch im Norden erhoben sich Stimmen zum Ausdrucke der Anerkennung seiner Thätigkeit. Dennoch bedurfte es noch geraumer Zeit, bis er mit seinen Darstellungen vollständig durchgriff. Das Jahr 1880 mit der Wiederkehr des Passionsspieles brachte diese Gelegenheit. Mit großem Geschick benutzte der Dichter jene Zeit der allgemeinen Pilgerfahrt nach dem am Fuße des „Ettaler Mandls“ und des „Kofels“ gelegenen „schwäbisch-bayerischen Olympia“, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der in dem früheren Passionsjahre 1871 spielende Roman „Der Schutzgeist von Oberammergau“ erschien zuerst in einer Berliner Zeitung. War dies litterarische Geschicklichkeit, so bewies das Buch selbst, daß der Verfasser noch etwas mehr als diese einzusetzen hatte. Das wahrscheinlich etwa 1872 oder 1873 entstandene und für jene Gelegenheit umgearbeitete Buch zeigt die litterarische Kraft und Tüchtigkeit seines Autors auf ihrer vollen Höhe. Die Erfindung, ein schwacher Punkt bei den meisten deutschen Schriftstellern, ist reich, gesund und natürlich. In der Münchener Schwindler- und Abenteurer-Erzählung wären einige realistisch nicht untüchtige, aber etwas überderbe und dabei eher an die humoristische Almanachslitteratur früherer Zeiten erinnernde Züge wohl ebenso gut fortgeblieben. Köstlich dagegen ist die Schilderung des warmherzigen Schutzgeistes selbst, dann des Rehbreinerbartl und seiner Ahnl und der in jener Episode kundgegebene echte und warme ebensogut bayerische wie deutsche Patriotismus. Der Genannte ist bei Coulmiers gefangen worden, seitdem verschollen und tot geglaubt und kommt eben recht, um seine treu auf ihn harrende Großmutter vor ihrem Tode noch umarmen zu können. Ein Stück patriotisch-soldatischen Selbstgefühles liegt in dieser Darstellung, die trotzdem nirgends in hohle Ruhmredigkeit überschlägt. Jene alte Frau macht allein die Lektüre des genannten Buches dankenswert; gottvertrauend, praktisch und lebensfroh, ein Kernbild aus jener Zeit, in der die Menschen sich ihres Lebens zu freuen noch nicht verlernt hatten und deren Wiederkehr vielleicht unsere Enkel sehen werden. Noch höher steht die „Johannisnacht“, ein Bild aus der seeenreichen Gegend südlich des alten Würmbeckens mit Episoden von ergreifender Kraft und Schönheit. Es liegt eine epische Einfachheit und Größe in den Scenen, wie der Wilddieb für einen Mörder gehalten wird, und seine Geliebte, die unfreiwillige Hochzeiterin eines andern, weinend auf ihn zustürzt, dann

wie jener andere großmütig entsagt. Dieser letztere, ein reicher aber schwächlicher, unliebenswürdiger, deshalb stets gehänselter und darüber tief erbitterter Bauernsohn ist mit psychologischer Meisterschaft geschaut und entworfen. Wie er betet und bittet, daß doch auch ihn auf der Welt jemand lieb haben möchte, ist tief empfunden. Später fühlt er sich dann in seinem Verzicht glücklich, als er sieht, daß auch ihn jemand in sein Herz geschlossen hat. Es ist im Grunde die alte von Aristophanes bis zu Schopenhauer mehr oder weniger humoristisch dargestellte Lehre, daß jeder Topf seinen Deckel findet, was Pessimisten für die Quintessenz der ganzen Weltgeschichte erklärt haben. Liebenswürdiger hat ein niederdeutscher Dichter diesen Gedanken durch den Satz ausgedrückt, daß auch das ärmste Herz nicht leer durch diese Welt geht. Aber die Darstellung dieses uralten Satzes an jener unliebenswürdigen, unschönen und doch so tief ergreifenden Figur ist dem Dichter vortrefflich gelungen. Maximilian Schmidt kennt das bayerische Landvolk nicht nur, er liebt es auch; darum vermag er es in dieser wahrheitsgetreuen Weise dichterisch darzustellen.

Es ist oben gesagt worden, daß Maximilian Schmidt bei vielen für den berufenen Erben seines im verwichenen Herbst dahingegangenen Namensgenossen, des Verfassers vom „Schwalberl" und „Türken in München" gilt. Dieser Vergleich trifft in manchen Punkten zu, aber nicht in allen. Der jüngere Dichter ist kräftiger, ursprünglicher und volkstümlicher. Dafür hat er in mancher Beziehung noch etwas Maß und Geschmack zu lernen. Eher dürfte er an den Schweizer Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf) erinnern, mit welchem er übrigens schon zur Zeit seines ersten Auftretens mehrfach verglichen ist. Es ist vor allem der natürliche, kräftige, gerade und schnelle Gang der Erzählung, der beide Dichter auszeichnet. Der im vorigen Jahre dahingegangene „bayerische Walter Scott" war mehr Schriftsteller, unser Verfasser ist wie der Berner Landpfarrherr mehr Erzähler, wobei ihm gelegentlich die gleichen Überstürzungen und Formlosigkeiten begegnen, wie jenem. Auch die Ähnlichkeit in der Wirkung dieser Erzählungen, speziell auf das norddeutsche Publikum, trifft zu. Es ist ein Beispiel, das unsern Dichter zugleich ermutigen und warnen kann. Jeremias Gotthelf war ohne Zweifel eines der ersten epischen Talente der gesamten deutschen Litteratur, aber er blieb formlos, und jetzt, kaum ein Menschenalter, nachdem seine Erzählungen den Weg bis in die schleswigschen Bürgerhäuser fanden, ist er vergessen. Maximilian Schmidt hat im Unterschiede von mehreren anderen an dieser Stelle früher genannten bayerischen Schriftstellern ebenfalls eine echte und reiche epische Anlage;

er ist ein Erzähler, wie wenige der deutschen Gegenwart. Möchte er ohne Schaden für seine kräftige Volkstümlichkeit einer reineren Kunstform als der bisher von ihm erreichten nachtrachten, und auf diese Weise die Klippe vermeiden, an welcher der große Schweizer Erzähler gescheitert ist. In seiner jüngsten Erzählung „Johannisnacht" war er zur Erreichung dieser reineren Kunstform auf dem besten Wege.

Bayerische Litteraturblätter 1881. (Dr. Cajus Möller.)

Die Knappenlisl vom Rauschenberg. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt.

Der Ingenieur Johannes Petzold, Tiroler von Geburt, nimmt ein vor vielen Jahren eingegangenes Bergwerk am Rauschenberg im bayerischen Hochland wieder in Angriff, in der Hoffnung, dadurch in kurzer Zeit ein so großes Vermögen zu verdienen, daß er um die Hand von Ernestine Mortens, der Tochter eines für ungeheuer reich geltenden Spekulanten, anhalten könne. Trotz seines modernen Durstes nach raschem Erwerb ist Petzold kein gemeiner Glücksjäger, vielmehr ein ebenso edel denkender als thatkräftiger Mann. Voll berechtigten Selbstgefühls, aber auch voll Menschenliebe, kann er kein Unrecht dulden und nimmt sich männlich der Bedrohten und Schwachen an. Hierzu findet er schon am Abend seiner Ankunft im Mauthäusl bei Reichenhall Gelegenheit. Ein ungebärdiger Bauernbursche, Namens Muckl, fordert die schöne Knappenlisl, das Kind eines ehemaligen Bergmanns, zum Tanze auf. Weil ihr Vater schwer krank daniederliegt, weist sie den Antrag ab; der rohe Bursche will nun mit Gewalt seinen Willen durchsetzen und wird handgreiflich. Petzold kommt dem sich sträubenden Mädchen zu Hülfe, Muckl stürzt sich mit dem Messer auf ihn; die Knappenlisl rettet, dazwischen springend, ihrem Beschützer das Leben, erhält aber selbst eine Wunde im Arm. Der verwegene Angreifer Muckl erliegt im Ringkampfe der Riesenkraft des Ingenieurs und bittet um Gnade; der großmütige Sieger läßt den Gegner laufen und bringt auf seinem Wagen die Knappenlisl nach Hause. Während der Fahrt vertraut ihm das Mädchen, daß ihr Vater vor Zeiten einen Silberstollen auf dem Rauschenberge entdeckt und die genaue Lage desselben in ein Buch eingezeichnet habe; ein heiliger Eid verpflichte jedoch den Vater, bei Lebzeiten nichts davon zu verraten, erst nach seinem Tode dürfe das Geheimnis offenbart werden. Diese Exposition ist mit großem Glück entworfen, sie erweckt — da der Vater der

21*

Knappenlisl dem Tode nahe ist — mit einfachen Mitteln große Spannung.

Der alte Bergmann stirbt, allein die Erwartung des Lesers, die Knappenlisl werde nun dem Ingenieur durch einen Einblick in das vom Vater hinterlassene Buch die Ausbeutung der Silberader ermöglichen, erfüllt sich nicht, da die Mutter des Mädchens die betreffenden Notizen aus dem Buche herausschneidet und versteckt. Petzold muß sich vorerst mit dem Zink und Bleierz seines Bergwerks begnügen. Nebenbei versäumt er jedoch nicht, in den Bergen nach Silber zu suchen, und beim Umherstreifen gelangt er auf die Spitze des Rauschenbergs.

Hier beschreibt Max Schmidt mit tiefem Gefühl für die Schönheit der Alpen zuerst die herrliche Pracht des Sonnenuntergangs, dann die Dämmerung und die hereinbrechende Nacht in ergreifenden, der Natur verständnisvoll abgelauschten Farben. Die Begegnung Petzolds mit einem greisen Ameisensammler, dem „Amoif'nwast'l“, verleiht der stimmungsvollen Scene einen neuen, geheimnisvollen Reiz. Die Sagen von Bergmännchen, welche die Gold- und Silberschätze in den Tiefen des Gesteins hüten, sowie der hochpoetische Glaube an das wehmütig liebliche Walten der Hochlandsfeeen, der Bergfräulein, ragen verklärend in die Wirklichkeit herein.

Der Amoif'nwast'l führt den verirrten Ingenieur nach der Riesgrab'n-Alm, wo die hübsche Sennerin, die Bleibauernkathl, ihnen gastfreundliche Unterkunft bietet. Hier schildert uns der Dichter ungemein lebensfrisch die Ausdrucks- und Gefühlsweise des Bergvolks. Die von heller Schaffensfreudigkeit zeugende Darstellung regt die Phantasie des Lesers ungewöhnlich an.

So viele humor- und gemütvolle Genrebilder und Skizzen auch Max Schmidt in die epische Handlung einstreut, läßt er doch den Fortgang und die Steigerung der letzteren nicht aus den Augen. Der rachsüchtige Muckl ist dem Ingenieur in der Absicht, ihn zu erschießen, nachgegangen, hat aber seine Spur verloren und kommt nun nachts auf die Alm zur Kathl, seiner einstigen Geliebten, ohne Ahnung, daß der gehaßte Bergwerksherr nun unter einem Dache mit ihm ruht. Doch bleibt zuletzt der gewaltsame Zusammenstoß nicht aus; wieder bezwingt Petzold den Bauernburschen; dieser kriecht nun zu Kreuz und wird nach Überstehung einer Gefängnisstrafe (wegen der Verwundung der Knappenlisl) Knappe im Petzoldschen Bergwerk. Auch im weiteren Verlaufe der Erzählung beherrscht Max Schmidt seinen Stoff im ganzen mit Sicherheit. Das immer inniger werdende Herzens-

bündnis zwischen der Knappenlisl und dem durch die Pflicht an seine hoffärtige Braut gefesselten Petzold hält das Interesse des Lesers wach; die etwas zu durchsichtigen, nur vorübergehend von Erfolg gekrönten Intriguen der Neider und Feinde des Ingenieurs verbreiten sich allzu sehr ins einzelne; auch dürfte der Dialog der nicht den bäuerlichen Kreisen angehörigen Personen da und dort im Ton etwas feiner gegriffen werden. Gegen Schluß der Erzählung gewinnt der Dichter die volle Spannkraft wieder. Muckl, der sich heftig in die Knappenlisl verliebt und sich einbildet, ohne sie nicht mehr leben zu können, sinnt auf Petzolds Verderben; er bohrt ein großes Loch am Eingang eines Stollens, macht es schußfertig und entzündet die Mine, während der Ingenieur und hundert Arbeiter im Schachte sich befinden. Die unter der Erde sind nun verschüttet; die Rettungsarbeiten erweisen sich als unzulänglich. Da erinnert sich die Knappenlisl der Aufzeichnungen ihres Vaters; jetzt kann die Mutter deren Herausgabe nicht mehr verweigern; man findet den Eingang zu dem alten Silberstollen, und auf diesem kürzeren Wege gelingt es, die Verschütteten wieder zu Tage zu fördern. Muckl endet durch einen Sprung von einer Felsenwand sein Leben; Petzold, von Ernestinens Treulosigkeit längst überzeugt, führt die Knappenlisl zum Altar.

Warmherzig und frei von Sentimentalität, besitzt der Dichter dieser Erzählung eine gute Erfindungsgabe — heutzutage die Achillesferse der Poeten — sowie einen ungekünstelten Humor; die kleinen Ecken und Härten der zuweilen zu realistischen Darstellung wird die Feile des guten Geschmacks und der Selbstkritik gewiß abschleifen.

Das eigentliche Gebiet des Dichters ist die Dorfgeschichte; er hat aber ganz richtig erkannt, daß die Zeit der exklusiven Bauernnovelle vorüber ist, und wendet sich mit verdientem Erfolg Stoffen zu, welche in der Berührung von Stadt und Land eine reiche Fundgrube neuer Konflikte liefern.

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Den Inhalt der Erzählung, den „Faden der Handlung“ im wesentlichen den Lesern vorzuführen, würde in dem uns zugemessenen Raum nur in unbefriedigender Weise möglich sein: wir verzichten auf den Versuch. Bei solchen Bildern aus dem Volksleben gehört das einzelne, das kleine, die Art und Weise, wie sich die Leute ausdrücken, namentlich auch die Volkssprache, der Dialekt, in welchem sie sich ausdrücken, so sehr zum Wesen und zur Charakterisierung, daß ein Abriß der eigentlichen Geschichte von dem Werte des Ganzen nur

ein ungenügendes, ja unrichtiges Bild giebt. Unser Poet namentlich unterscheidet sich auch gerade dadurch von den meisten seiner Vorgänger und Mitstrebenden auf dem Gebiete des Volksstückes und Kulturbildes, daß bei ihm das Auftreten und Sichgeben der Leute zwar weit weniger geistreich posiert und reflektiert, dafür aber um so mehr natürlich und lebenswahr und die Volkssprache in Form und Gestalt wirklich echt und notwendig ist. Mit ein paar kritischen Strichen läßt sich davon kein richtiges Abbild geben: da muß man schon das Original selbst kennen lernen.

Auch von den Naturschilderungen des Autors gilt das Gleiche: um den Zauber ahnen zu lassen, der den Leser z. B. bei der Darstellung der Scenerie auf dem Chiemsee und seinen vielgepriesenen Eilanden gefangen nimmt, würde die wörtliche Mitteilung ganzer Sätze unentbehrlich sein. Die volle Erhabenheit wie die so unnennbar anmutende Frische und Neuheit der herrlichen Natur jenes glücklichen Streifens oberbayerischen Hochlandes wird uns so anschaulich, so fühlbar, daß wir uns unwillkürlich wie mitten im dortigen Landleben stehend, mitsehend, mit Anteil nehmend an dem, was uns erzählt wird, vorkommen.

Maximilian Schmidt darf in der That ohne Übertreibung neben den Dialektdichtern Kobell und Stieler als der treueste Interpret bayerischen Volkslebens und Volksgemütes bezeichnet werden.

Fränkischer Kurier.

Bisher sind in der Gesamtausgabe erschienen:

Hochlandsbilder, (ges. Werke Bd. I.) broch. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.50.

Die Blinde von Kunterweg und andere Erzählungen, (ges. Werke Bd. II.) broch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

In Einzelausgaben erschienen:

Der Georgi=Thaler, 2. Aufl. broch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Die Knappenlisl vom Rauschenberg, 2. Aufl. broch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Johannisnacht, 2. Aufl. broch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Blinde von Kunterweg, Erzählung aus der Ramsau	1
Der goldene Samstag	201
Der vergangene Auditor	271

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.